

Die heiden werden in Deinem

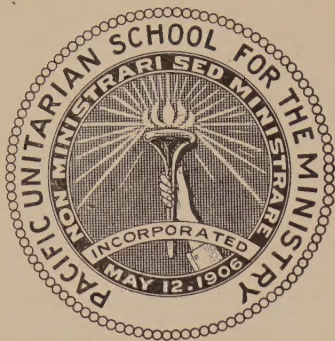
Reiche wandeln. Jes. 60. 3.



Die evangelischen Missionen.

3. Jahrgang.





BERKELEY, CALIFORNIA

THE GIFT OF

HERMAN KOEPP



Hermann Köpp

Berlin N.O.

Georgenkirchstr. 70.



Die

Evangelischen Missionen.

Illustriertes

Familienblatt.

Herausgegeben

von

Julius Richter,

Pfarrer in Schwanebeck bei Belgig.

Dritter Jahrgang. 1897.

CBSK

Gütersloh.

Druck und Verlag von C. Bertelsmann.

v.3

1897

Ev 3.4
Ev 58 v.3

Inhaltsverzeichnis.

Abhandlungen u. Erzählungen.

Allgemeines.		Seite
Petrich, Moriz Görde u. das Jarbener Fest		25
Görde, Fünf Missionslieder		66
Krazenstein, Missionsinsp. D. Krazenstein		84
Triloff, Vorwärts		95
Paulek, Wer das liest		178
J. Richter, Die continentale Missionskonferenz in Bremen		188
J. Richter, Eine Missionsstation in London		272
Stockhausen, Missionslieder		281

Afrika.

v. Bl. Anna Dahoma	38
Mr. Die Missionare Segebrock und Ovir	42
Die Untriebe der Jesuiten auf Madagaskar	132
Ruschte, Die Anfänge der Berliner Mission in Johannesburg	159
Leipoldt, Fünfzig Jahre Arbeit a. d. Westküste Afrikas	169
Schlegelmilch, Die Baseler Miss. i. Kamerun	193
Wieder zwei Märtyrer der evangel. Mission	210
Schlegelmilch, Wie es i. Kamerun vorw. geht	217
J. Richter, Wieder in Kumase	265

Asien.

Vorderasien.		Seite
J. Richter, Auf apostolischen Missionswegen	1.	49
L. Schneller, Vater Schneller u. das syrische Waisenhauß		33
C. Hamlin, Zwei armenische Knaben		63
Agap. Abouhadjian		109
Bischof Alexander u. d. Begründung des ev. Bistums in Jerusalem		247

Indien.

A. Flex, Erzählungen a. d. indischen Mission	11
L. Rottrott, Der Zustand d. christlichen Kolsgemeinden	73
P. Richter, Bischof French	121. 151
L. Rottrott, Die Tschamar-Mission	135
Von der Hungersnot in Indien	206
J. Richter, Aus dem Leben Dr. Valentines	249

Indonesien.

J. Warnet, Eingeb. Helfer i. d. Batamission.	97
Geißler, Briefe a. d. niederländ-indisch. Miss. China.	229
Genähr, Aus d. religiösen Leben d. Chinesen Japan.	107
Der Matsuyama-Spiegel	207

Australien.

D. Grundemann, Bilder von den Bismarck-Inseln	145. 180. 231. 241. 275
---	-------------------------

Amerika.

Lothouse, Tausend Meilen auf Schneeschuhen	60
--	----

Vom großen Missionsfelde und Vermischtes.

Heimat.

Studentenbund für Mission	22
Kleine Religionsgemeinschaften in Paris	46
Ein nachahmenswertes Beispiel	46
Amerikanische Missionsgaben	70
Eine Hundertjahrfeier der Judenmission	90
Etwas vom Geben	165

Afrika.

Schwere Zeiten	44
Das Schulwesen in unsern Kolonien	47
Stimmung der Eingeborenen	69
Büge aus dem Leben junger Heidenchristen	92
Der Rückgang des Mahdismus	115
Vom Koran zum Evangelium	116
Die Hungersnot in Nord-Transvaal	118
Ein ehelicher Zwist zum Nachdenken	142
Das wunderlichste Bibelformat	191

Demgös Rede	212
Die Fieberepidemie in Transvaal	237
Was unsere schwarzen Landsk. zuerst lernen	239
Das Zweirad in der Mission	260
Wie schwer den Afrikanern d. Rechnen wird	261

Asien.

Zwei Jubiläen	67
Li-hung-tschang's Urteil	70
Wie e. ev. Chineser seinen Glauben verteidigt	93
Büke, Es kostet viel, ein Christ zu werden	114
Unterschied zwischen Mohammedanismus u. Christentum	115
Die Bibel in den Landessprachen	116
Nicht fern vom Reich Gottes	116
Christengruß auf Sumatra	117
Kindesbestattung in China	117
Ärztliche Mission in China	117
Die Frau in China	141
Auch ein Zeugnis	142
Pigeon English	143
Was ein Hindu von seinem Priester hält	165
Eine liebliche Dase	165
Deine Pfeile sind scharf	191
Chinesisches	213
Geldennut einer Missionsarbeiterin	260
Chinesisches Frauenelend	261
Das Schenswerte in Indien	261
Missionar E. P. Steller	283

Australien.

Wo liegt der Missionsfluß	22
---------------------------	----

Amerika.

Aus Alaska	213
Ein Indianer und seine Bibel	285

Neueste Nachrichten.

23. 47. 70. 94. 119. 143. 166. 191. 214. 239. 261. 285	
--	--

Bücherbesprechungen.

Aus Ost- und West	264
Bericht des Studentenbundes für Mission	216
Birks, The Life of Th. V. French	48
Bolljahn, Japanisches Schulwesen	96
v. Bülow, Drei Jahre i. Lande S. Witboois	93
Burchardt, Die Mission der Brüdergemeine	120
—, Die Brüdergemeine	216
Chirol, Die Lage in Ostasien	216
Clément, Im Lande der Sonne	24
Dvorak, Konfucius	72
Figner, Deutsches Kolonialhandbuch	48
Fritschel, Indianer-Mission in Michigan und Nebraska	264
Dr. Gelderblom, Eine Reichspflicht	216
Gemeindebericht aus St. Petersburg	144
Genfchen, Missionsarbeit hüben und drüben	264
Geschichten und Bilder. Heft 15	144
Grimme, Mohammed und seine Lehre	72
D. Grundemann, Missionsbil. m. B. 24. 259. 288	
—, Wan Ki-tong und Tsü-Liang	120
Guinness, Welches Haus	168
Gufmann, Auf chinesischen Missionspfaden	216
Haack, Christentum und Kultur	144
Haller, Das Leben im Basler Missionshaus	240
Hardy, Der Buddhismus	72
—, Die vedisch-brahmanische Periode	72
Dr. Heilmann, Missionskarte der Erde	216
Hesse, Mission auf der Kanzel	96
Jahrbuch der sächsl. Missionskonferenz	120
Die Jahresfeier in Basel 1897	240
D. Kaueran, Warum fehlte zc.	96
v. Kraut, Kundita Kamabai	240
Kunze, Im Dienste des Kreuzes	287
Lichtbilder-Verlag des Ev. Vereins	287
Meincke, Koloniales Jahrbuch	96. 168

18 0 09 H. Doreph

D. Mirbt, Der deutsche Protestantismus u. die Heidenmission . . .	96	Dr. Schreiber, Der Islam u. d. ev. Mission . . .	168
Ev. Missionen i. d. deutschen Schutzgebieten . . .	144	D. Schulze, Im Reiche der Mitte . . .	168
Ev. Missionskalender 1898 . . .	240	Seidel, Geschichten der Afrikaner . . .	96
L. Rottrott, Aus der Sendemission . . .	168, 287	Thornton, Afrika waiting . . .	264
D. Plath, Götters Segensspuren . . .	48	Verhandlungen der 9. kontinent. Missionst. . .	240
Lic. de le Roi, Michael Solomon Alexander . . .	247	Völker, Wüthet Jerusalem Glück . . .	48
E. Schmidt, Ceylon . . .	216	D. Warned, Evangelische Missionslehre . . .	20
Schmiedel, Kultur u. Sittenbilder a. Japan . . .	287	—, Die Mission in der Schule . . .	24
S. Schneider, In fernen Heidenlanden . . .	168	—, Das Bürgerrecht der Mission . . .	216
L. Schneller, In alle Welt . . .	48	—, Missionsstunden II, 1. . .	264
		—, Abriß einer Geschichte d. prot. Miss. . .	287

Verzeichnis der Abbildungen.

Heimat.		Katechisten vor dem Hause		Aussicht zum Gemi . . .	174
Prof. D. Warned . . .	20	abgefallener Christen . . .	81	Eingeborene Gehülfen . . .	175
Kirche in Rothenkirchenbach . . .	21	Eingeborene Geistliche . . .	83	Schule in Waya . . .	176
P. Knat . . .	26	Die Perlmoschee in Agra . . .	122	Missionsh. in Amedschobhe . . .	177
P. Görke . . .	27	Tadich Mahal in Agra . . .	123	Die Bucht von Vittoria . . .	194
Kirche zu Jarben . . .	30	Altbars Palast in Fatihpur . . .	125	Vittoria a. d. Ambasbucht . . .	195
Pfarrhaus zu Jarben . . .	31	Sultan Altbars Palast . . .	125	Kirche in Bonaduma . . .	196
Schloßkirche i. Duedlinburg . . .	84	Mausoleum Altbars . . .	126	Mangrove Sumpf . . .	197
Inspektor Wallmann . . .	85	Waisenhaus in Sitandra . . .	127	Faktorei am Kamerun-Fluß . . .	198
Das Berliner Missionssem. . .	87	St. Johns College in Agra . . .	128	Regierungsgebäude . . .	199
Der Missionsvorstand von Berlin I. . .	89	Bischof French . . .	129	Die Basler Missionsgeschwi- ster in Kamerun . . .	200
Miss. F. W. Becker . . .	91	Divinity School in Lahore . . .	130	Lehrer Koto mit i. Familie . . .	202
Miss. Inspektor Merensky . . .	190	Missionsreisewagen . . .	136	Missionshaus i. Mangamba . . .	204
Miss. Inspektor Dehler . . .	190	Kirche in Biscampur . . .	137	Miss. Escambe . . .	211
Die Asiatenheimat i. London . . .	273	Plüßen der Reisfelder . . .	138	Miss. Minault . . .	211
Amerika.		Erntewagen . . .	139	Karte des Kamerun-Beckens . . .	218
Westindische Christenfamilie . . .	259	Christliche Ziegelfreier . . .	141	Kanefahrt a. d. Mongofluß . . .	219
Asien.		Am Ufer des Indus . . .	153	Dorf Bakundu ba Namwili . . .	220
Vorderasien.		Brücke von Srinagar . . .	154	Im Urwald von Kamerun . . .	221
Emyrna . . .	3	Kathedrale in Lahore . . .	155	Flußübergang . . .	224
Der Dianatempel i. Ephesus . . .	5	Hauptthor von Dscheipur . . .	251	Nyajofo und der Kupeberg . . .	225
In den Ruinen v. Ephesus . . .	7	Hauptstraße von Dscheipur . . .	252/3	Der i. Gottesdienst i. Nyajofo . . .	226
Magnesia . . .	8	Ärztliches Institut in Agra . . .	254	Ein Dorf im Hint. v. Kam. . .	227
Der Hügel von Kolossa . . .	9	Schüler d. ärztl. Instituts . . .	255	Katechisten-Konf. i. Kamerun . . .	228
Ruinen von Hierapolis . . .	10	Kols-Studenten . . .	257	Im Urwald a. d. Goldküste . . .	266
Theater in Pergamum . . .	50	Die Bettlerkirche in Agra . . .	258	Missionar Ramsfeyer u. Frau . . .	267
Basilika von Pergamum . . .	51	China . . .		Das alte Kumafe . . .	268
Thyatira . . .	52	Missionar Lehler . . .	68	Residenz der Asantekönige mit dem Opferplatz . . .	269
Die Oberstadt v. Pergamum . . .	53	Japan . . .		Schädelstätte Apete Seni . . .	270
In e. röm. Villa i. Pergam. . .	55	Abchied . . .	208	Basler Missionsstation in Kumafe . . .	271
Sardes . . .	56	Heimkehr . . .	209	Australien.	
Ruinen der St. Jakobus- kirche in Philadelphia . . .	57	Am Totenbette der Mutter . . .	210	Hauptling v. Neu-Pommern . . .	146
Philadelphia . . .	59	Indonesien.		Eingeb.-Dorf i. Neu-Pom. . .	148
Direktor Ludwig Schneller . . .	33	Posaunenchor von Sapirof . . .	98	Hauptlingshaus auf Neu- Lauenburg . . .	149
Das syrische Waisenhaus . . .	37	Seminarist. i. Panfurnapitu . . .	99	Drei heidnische Eingeborene auf Neu-Lauenburg . . .	150
Armenischer Pst. u. Frau . . .	63	Seminar in Panfurnapitu . . .	100	Wohnhaus a. Neu-Mecklg. . .	181
Eine Landschaft aus dem armenischen Hochlande . . .	65	Sonntagschule in Balige . . .	101	Divarra . . .	183
P. Hagop Abouhajatian . . .	110	Miss. Johannes u. Pandita . . .	103	Dut Dut . . .	185
Inneres d. ev. Kirche in Urfa . . .	111	Ältester Jakobus u. Lehrer . . .	104	Taberan . . .	187
Abouhajatians Kinder . . .	112	Die Station Panfurnapitu . . .	105	Witi Lehrer auf den Bis- marck-Inseln . . .	234
Armenische Waisen in Urfa . . .	113	Miss. Pilgram und Älteste von Balige . . .	106	Witi Lehrershaus . . .	235
Bischof Mich. Sol. Alexander . . .	248	Das Battaseminar . . .	288	Auf der Predigtreise . . .	236
Mastat . . .	157	Miss. E. P. Steller . . .	283	Missionsstation . . .	242
Friedhof bei Mastat . . .	158	Afrika.		Missionssegelboot . . .	243
Indien.		Arabische Sklavenräuber . . .	39	Die erste Kirche auf den Bismarck-Inseln . . .	244
Zwei Christ. Hindumädchen . . .	12	In e. afrikanischen Dorfe . . .	40	Station Kabatada . . .	245
Am Brunnen . . .	14	Auf dem Zuge zur Küste . . .	41	Auf einer Außenstation . . .	246
Nählschule in Indien . . .	15	Miss. Dvir . . .	43	Schulprüfung . . .	276
Missionsgehöft in Ghazipur . . .	17	Miss. Segebrock . . .	43	Schüler der Gehirnschule . . .	277
Missionshaus in Ghazipur . . .	18	Wasserfall b. Johannesburg . . .	160	Christliches Dorfschulhaus . . .	278
Kirche in Ghazipur . . .	19	Straße in Johannesburg . . .	161	Eingeborene Christenfamilie . . .	279
Landschaft i. Tschota Nagpur . . .	74	Goldmine b. Johannesburg . . .	162	Eingeborene Frauen . . .	280
Ältester Paulus in Kurnul . . .	75	Missionsgehöft i. Johannesburg . . .	164		
Älteste in Vohardagga . . .	77	Station Keta . . .	170		
Nathanael Tuju . . .	78	Diatonissen mit Kindern . . .	171		
Shadschans singende Christi. . .	79	Missionshaus in Ho . . .	172		
		Schultapelle in Ho . . .	173		



Auf apostolischen Missionswegen.

Vom Herausgeber.

I.

Es liegt in der weltweiten Ausdehnung des Missionswerkes in unserer Zeit begründet, daß wir auf diesen Blättern uns in die verschiedensten Länder und Himmelsstriche vom Nordpol bis zum Äquator, in der alten und neuen Welt versetzen lassen. Es wäre undankbar gegen die Geschichte, wollten wir über der vielgestaltigen Gegenwart die grundlegende Vergangenheit vergessen. Ja, uns will scheinen, daß die ersten Anfänge unserer christlichen Kirche, die Missionszeit, welche bis in das Neue Testament hineinragt, einen besondern Anspruch auf unsere Aufmerksamkeit und Liebe habe. Wie oft haben wir zu unserer Erbauung und zu unserer Stärkung das zweite und dritte Kapitel der Offenbarung, die Sendschreiben an die sieben Gemeinden, gelesen; es ist gewiß eine dankenswerte Aufgabe, einmal eine Missionswanderung durch diese Gemeinden anzutreten. Wir haben dort, wenn wir es modern aus-

drücken wollen, das erste große und zusammenhängende christliche Missionsfeld vor uns.

Wir treten die Reise nach Kleinasien auf dem Dampfschiff an und landen nach einer wundervollen Fahrt durch die Inselwelt des Ägäischen Meeres in Smyrna, dem Verkehrs- und Handelsmittelpunkte Kleinasiens. Am Hafen finden wir prachtvolle Paläste, schöne Läden, breite Straßen und Pferdebahnen; das ist das neue Smyrna, dessen Grund und Boden erst in diesem Jahrhundert dem Meere abgewonnen ist. Da dürfen wir keine Spuren der altchristlichen Vergangenheit suchen. Wir tauchen in das enge Gewirr der Türkenstadt; welch ein Leben auf den Straßen, welch ein Durcheinander von Orient und Occident, von Reichtum und Armut! Die „Tscharschahs“ Smyrnas, das Handelsviertel der Stadt, bieten eins der merkwürdigsten Schaupiele, das einen aus Europa kommenden Reisenden überraschen kann. Hier läuft ein hamal,

ein^m Lastträger, mit nackten Beinen und starken Schultern; dort schreitet gravitatisch ein Zug Kamele daher, beladen mit Brennholz, Kohlen, Grünfutter oder kostbaren Handelsartikeln des Orients. Hier geht ein reicher Armenier in seinem weiten Gewand, dort ein armer Bauer aus den Bergen mit einem Schaffell über den Schultern. Hier schleppt ein kavas, ein Diener aus vornehmerm Hause, klirrend seinen elfenbeinbesetzten Säbel, dort schreitet eine Türkenfrau mit schwerfälligen Lederstiefeln, das Gesicht in einen weißen, durchsichtigen Schleier, die Schultern in einen Mantel von schwarzer oder hellglänzender Seide gehüllt. Osmanli, Armenier, Griechen, Albanesen, Perser, Bulgaren, Syrer, Tscherkessen, alle in ihren bunten Trachten, kaufen und verkaufen, schreien und schwachen durcheinander, ein ohrenbetäubendes, sinnverwirrendes Bild orientalischen Lebens. Aber freilich, wo sollen wir hier Spuren des Altertums suchen? Die Gegenwart hat ihr Recht geltend gemacht; über den Trümmern der vergangenen Jahrhunderte, welche Erdbeben und Kriegsnöte in den Staub geworfen hatten, ist immer von neuem das Leben der asiatischen Großstadt emporgewuchert.

1. Wir lassen die Stadt hinter uns, durchschreiten den schlechtgehaltenen Judenkirchhof und steigen den ziemlich steilen Pagusberg hinan, der die Stadt überragt. Wir lassen zur Rechten eine kleine Moschee liegen, die anmutig unter Cypressen steht. Dort sollen nach der Legende die Gebeine Polykarpus begraben sein; die Stätte ist zu zweifelhaft, wir werden bald festen, geschichtlichen Boden unter unsern Füßen haben. Wir steigen weiter bergan, ein Fußpfad biegt nach Süden ab; an einigen verfallenen Häusern vorbei führt er in eine Falte des Berges. Dort lag das Stadium der Alten, der Schauplatz ihrer Wettläufe und Wettkämpfe, leider auch gar zu oft der blutige Schauplatz des Märtyrertodes der treuen Christen. Die Sitzreihen sind verfallen, aber die Lage ist noch deutlich in die Felswände eingezeichnet. Hier war es, wo der hochbetagte Greis Polykarpus, der treue Bischof der Smyrnaer Gemeinde „freudig mit Eifer in das Stadium hineinschritt,“ wie seine Gemeinde bezeugt hat, um sein Bekenntnis zu dem Herrn mit dem Feuertode zu besiegeln. „Sechshundachtzig Jahre

habe ich Christo gedient, und er hat mir nie ein Leid gethan; wie sollte ich meinem Könige fluchen, der mich erlöst hat?“ Solche Stätten sind geheiligt, auch wenn keine Kirche oder Kapelle ihr Andenken weilt. Da klingt doppelt hell das Wort durch unsere Seele, das der Herr gerade der Smyrnaer Gemeinde geschrieben hat: „Sei getreu bis an den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben.“

Ungern verlassen wir die durch das Blut der Märtyrer geheiligte Stätte, um den Gipfel des Pagus zu erklimmen. Dort oben steht halb verwittert und verfallen ein großes byzantinisches Schloß, in den unruhigen Zeiten des Mittelalters die Schutzwehr der reichen Handelsstadt. Eine wundervolle Aussicht breitet sich zu unsern Füßen aus. Im Vordergrunde liegt das bunte Häusergewirr von Smyrna. 250 000 Einwohner drängen sich in diesen Straßen und Gassen. Darüber hinaus weitet sich der Blick auf die azurblauen Fluten des Meeres, auf dem große und kleine Schiffe und Boote in stillem Laufe dahingleiten.

2. Wir besteigen in Smyrna die Eisenbahn nach Dinair; unser Weg führt durch reizende, wohlangebaute Thäler, in denen die Villen und Sommerwohnungen der reichen Smyrnaer Kaufherren zwischen Feigenbäumen und Weinbergen versteckt liegen. In zwei Stunden sind wir in Nyassoluk, dem vorläufigen Ziele unserer Fahrt, angekommen. Nyassoluk ist ein elendes Türkendorf, hoch überragt von einem mächtigen, alten Schlosse, dessen Zinnen finster in das Thal herniederblicken. Aber westlich von diesen modernen Niederlassungen in der Ebene des Flusses Kayster dehnt sich das großartige Trümmerfeld der berühmten Stadt Ephesus. Welch ein Gegensatz gegen das frisch und lebhaft pulsierende Treiben der modernen Weltstadt Smyrna. Hier lagert düstere Stille über dem weiten Trümmerfelde; Ziegen- und Kamelherden suchen sich zwischen den Mauern der alten Tempel ihr Futter; hier und da sucht ein armer Bauer mit seinen Eseln ein Stückchen Land umzubrechen, und dem steinigten Boden eine dürftige Ernte abzugewinnen. Von dem alten Glanz der Weltstadt, der Hauptstadt von Kleinasien, von dem Reichtum ihrer Tempel und dem Leben und Treiben ihrer Straßen ist keine Spur übrig geblieben. Die Reste



Smyrna und der Pagusberg.

der Marmorsäulen und Denkmäler sind mit dem Schutt der Jahrhunderte meterhoch überdeckt. Was noch von Trümmern steht, genügt, um uns bei einer kurzen Wanderung durch die zum Teil noch erhaltenen Hauptstraßen der Stadt den Weg zu weisen und uns auf die für uns wichtigsten Punkte aufmerksam zu machen.

Wir haben kaum den Bahnhof verlassen, so betreten wir den Umkreis des alten Hauptheiligtums von Ephesus, des berühmten Tempels der Artemis oder Diana. Jetzt ist der ganze, weite Tempelplatz mit sechs Meter hohem Schutt überdeckt; zu den Zeiten des Apostels Paulus stand hier eines der sieben Wunder der alten Welt. Der alte Dianatempel muß von feenhafter Schönheit gewesen sein. Auf zehn schneeweißen Marmorstufen, die

um den ganzen Tempel herumliefen, erstieg man eine marmorne Plattform von 425 Fuß Länge und 225 Fuß Breite; darauf erhob sich ein Säulenwald von 128 weißen Marmorsäulen, jede 60 Fuß hoch, jede das Geschenk eines Königs; 36 von ihnen waren mit kostbaren Bildwerken, zum Teil von der Hand der ersten griechischen Künstler, geschmückt. Die Säulen trugen das gewaltige Dach, gleichfalls aus blendend weißem Marmor. Vergegenwärtigt man sich dies riesengroße Gebäude in seiner weißen Marmorpracht, wie es in der Sonne geglizert und geblinkt haben mag, oder wie es zur schönen Maienzeit, wenn Hunderttausende von Pilgern zu den großen Artemisfesten zusammenströmten, in stillen Mondscheinnächten gestrahlt haben mag, so versteht man, daß die heidnischen Epheser stolz auf diesen Tempel waren, und daß ihnen schon der leiseste Abbruch der diesem Tempel ihrer Meinung nach schuldigen Ehre wie eine Gotteslästerung vorkam. — Wir nehmen unsern Weg nach Süden auf der Gräberstraße; Reste von Gräbern und Grabdenkmälern liegen zahllos zerstreut am Wege. Zur Rechten haben wir den Prionhügel, um dessen Abhänge herum Ephesus erbaut war. Dieser Berg war eine Schatzkammer von unermeßlichem Werte für die auf-

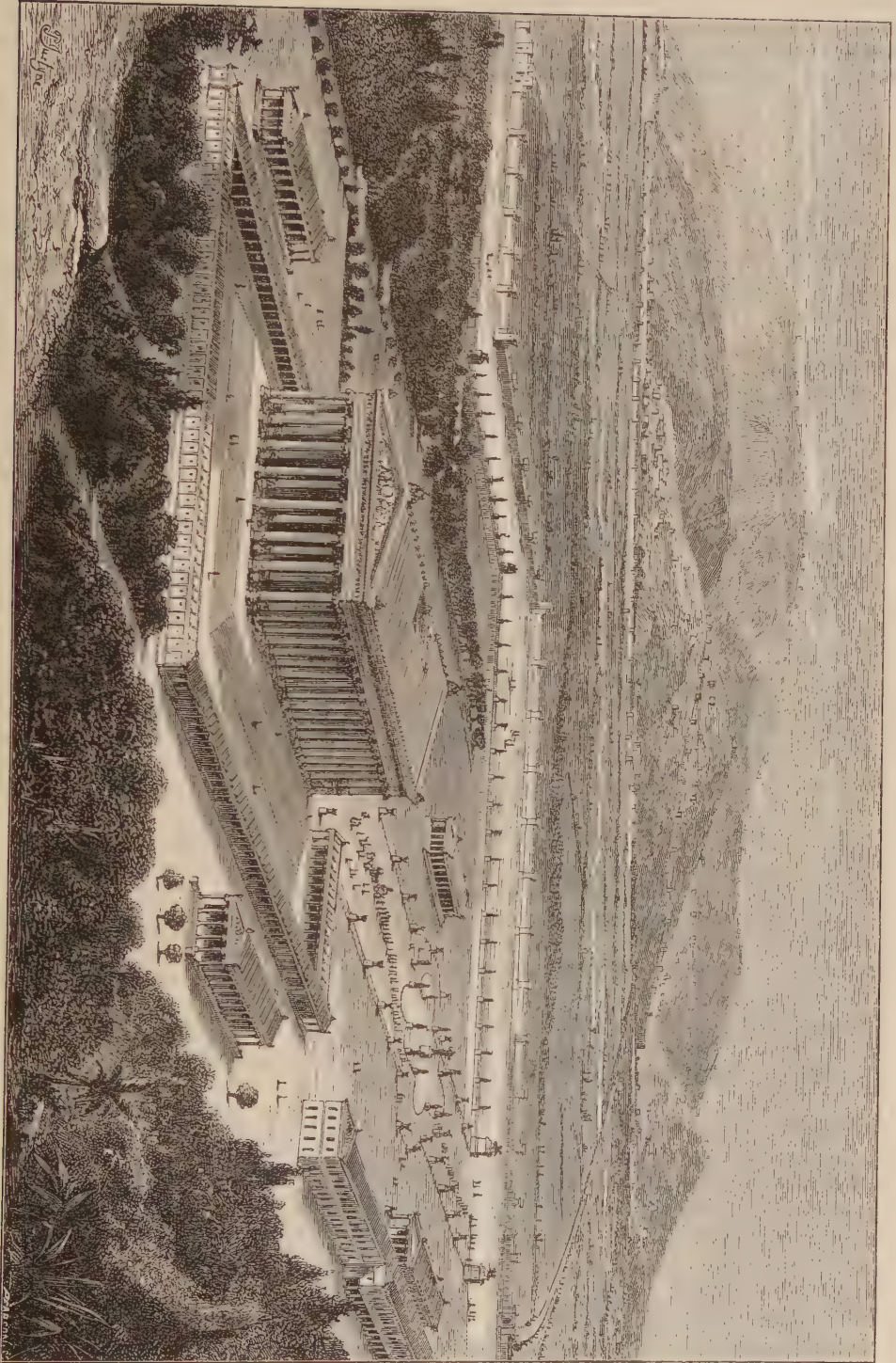
strebende Stadt; bestehen doch seine Felsenlager aus dem wundervollen, weißen Marmor, aus dem die Paläste und Tempel der Stadt erbaut sind; hier also waren die Steinbrüche zur Hand, denen das kostbare Material in unerschöpflicher Fülle entnommen werden konnte. Wir biegen am Südfuße des Prionberges rechts um und betreten durch das „Doppelthor von Magnesia“ — von hier geht der Weg nach der Nachbarstadt Magnesia — die eigentliche Stadt. Sie liegt hier noch eingengt zwischen den Abhängen des Prion zur Rechten und des Akropolis- oder Burgberges zur Linken. Erst an der Westseite des Prion ist nach Westen und Nordwesten zu Raum genug, daß sich die Stadt in die Länge und Breite ausdehnen konnte. An dem Wendepunkte der Straße, wo sie in die freie Ebene hinaustritt, lag die „Agora“, der Markt, der Mittelpunkt des geschäftlichen Lebens der betriebamen Stadt. Hier waren teils in massiven Steinhäusern, teils in leichten Bretterbuden alle Waren des Orients und des Occidents ausgelegt; hier saßen die Zauberer und Magier, welche ihre Amulette und Sprüche, die sogenannten „ephesinischen Zeichen“ zum Verkauf hatten und schwarze Kunst trieben; hier waren auch der Silberschmied Demetrius und seine Genossen mit ihren Tempelchen, den kleinen, in Silber getriebenen Nachbildungen des Dianatempels, die von den reichen Festpilgern gern gekauft und zu Hause als Brunkstücke aufgestellt wurden. Wenige Schritte von der Agora, nur gerade weit genug, um dem Gewühl und Lärm des allzeit volkreichen Marktes entrückt zu sein, lag eines der Gymnasien der Stadt. Diese Gymnasien dienten in erster Linie der hellenischen Jugend als Übungsplätze für alle Leibesübungen im Laufen, Springen, Faustkampf, Ringen, Diskuswerfen etc., — diese Übungen machten in alter Zeit einen sehr wesentlichen Teil der Erziehung aus. Nebenbei dienten diese Gymnasien aber auch den Lehrern und Philosophen als Hörsäle, wo sie die lernbegierige Jugend um sich versammelten, um sie in die Tiefen der Philosophie und anderer Wissenszweige einzuführen. Es ist die Vermutung aufgestellt, daß dieses Gymnasium unweit des Marktes, von dem noch zwei mächtige Backsteinpfeiler in die Luft ragen, die Schule des

Tyrannus gewesen sei, welche Paulus zum Mittelpunkt seiner Wirksamkeit in Ephesus machte. Wenn diese Steinpfeiler reden könnten, was würden sie uns erzählen von der Frühlingszeit der ephesinischen Christengemeinde, als Paulus in diesen Hallen aus- und einging! — Dem Gymnasium gerade gegenüber, nur einen Steinwurf davon entfernt, liegt das riesige Theater, das uns gleichfalls aus der Geschichte Pauli so wohl bekannt ist. Die Theater der Alten lehnten sich meist an die Bergwände an und waren oben offen. Die Sitzreihen sind zerfallen, Säulenreste, Kapitäle, zerbrochene Marmortafeln liegen wirr durcheinander. Aber wenn wir den weiten Raum überschauen, können wir uns wohl denken, daß hier 50 000 Menschen Platz finden konnten. Welch ein Aufruhr war in diesem Theater, als Demetrius, der Silberschmied, die Stadt wider den Apostel und seine Lehre erregt hatte und die Menge des Volkes hier zwei Stunden lang schrie: „Groß ist die Diana der Epheser.“ Wie mag den beiden Gefährten Pauli, den Macedoniern Gaius und Aristarchus, bange gewesen sein, die in dieser aufgeregten Volksmenge hin und her gestoßen wurden, als wären sie die Anstifter alles Unheils!

Wir lenken unsere Schritte am Nordabhange des Prion entlang nach dem Bahnhof Nyassoluk zurück. Hier auf halber Höhe des Prion soll der Sage nach das Grab des Timotheus sein, des ersten Pastors, den Paulus über die von ihm gegründete Gemeinde setzte. Nicht weit davon, gleichfalls am Abhang des Prion, verlegt die Sage das Grab der Jungfrau Maria, der Mutter des Heilandes. Als der Apostel Johannes in seinem Alter nach Ephesus übersiedelte und diese Stadt zum Mittelpunkt seines ganz Kleinasien umfassenden Wirkens machte, soll die Mutter des Herrn, getreu der Weisung ihres sterbenden Sohnes, ihn hierher begleitet und hier im Kreise der ephesinischen Christen ihren Lebensabend zugebracht haben.

Gerade ehe wir das türkische Dorf Nyassoluk wieder betreten, schreiten wir durch das sog. „Thor der Verfolgung“ (S. 7), eine noch verhältnismäßig gut erhaltene Ruine, und haben die letzte altchristliche Reliquie vor uns, die Ruinen der Kirche des Apostels Johannes. Schon im zweiten Jahrhundert stand hier über dem Grabe

Der Dianotempel in Ephesus.



des Apostels, wie man schon damals annahm, eine christliche Kapelle; Kaiser Justinian ließ die zu seiner Zeit verfallene Kapelle durch einen prachtvollen Dom ersetzen, der Jahrhunderte hindurch das Ziel großer Pilgerscharen aus ganz Kleinasien war. Auch diese Kirche liegt jetzt in Trümmern, mächtige Ruinen bedecken den Boden, nur vier starke Pfeiler stehen noch aufrecht. Aber eine lebendige Spur hat die Kirche gelassen; das Dorf zu ihren Füßen trägt von ihr den Namen, Ayassoluk ist eine türkische Verunstaltung des griechischen Hagios Theologos, heiliger Gottesgelehrter, des Ehrennamens des großen Apostels.

Wir ruhen uns auf den Trümmern der Kirche von unserer weiten Wanderung aus und lassen noch einmal die Fülle biblischer und kirchenhistorischer Erinnerungen an uns vorüberziehen, die mit dem Namen Ephesus verknüpft sind. Hier wirkte Paulus 2¹/₄ Jahre lang, die längste Zeit, die er an einem Orte verweilt hat, und erfüllte von hier aus ganz Kleinasien mit dem Schall des Evangeliums. Drei seiner Briefe, den Epheserbrief und die beiden Timotheusbrieфе adressierte er an diese Stadt. Ihr vertraute er das Liebeste an, was er auf Erden hatte, seinen geistlichen Sohn Timotheus. Hier wirkte, von dem Licht der Verkärung umflossen, der Apostel Johannes, der milde Bote der christlichen Liebe. Hier tagten soviel Kongresse, Synoden und Konzile, daß sich an kirchengeschichtlicher Bedeutung in der alten Zeit außer Konstantinopel und Rom keine Stadt mit Ephesus messen kann. An den Engel dieser Gemeinde ist das erste Sendschreiben der Offenbarung gerichtet: Offenb. 2, 1—7, „Ich habe wider dich, daß du die erste Liebe verlässest. Gedenke, wovon du gefallen bist und thue Buße, und thue die ersten Werke. Wo aber nicht, so werde ich dir kommen bald und deinen Leuchter wegstoßen von seiner Stätte.“ Es ist geschehen, wie der Herr gesagt hat. Der Leuchter der Gemeinde von Ephesus ist weggestoßen. Kein Christ wohnt mehr auf dem weiten Trümmerfelde.

3. Wir besteigen in Ayassoluk den Zug, der uns nach Südosten weiterfährt. Ungefähr da, wo die Eisenbahn in das Thal des vielgewundenen Mäander eintritt, liegen die Ruinen der alten Stadt Magnesia, an deren Christen der

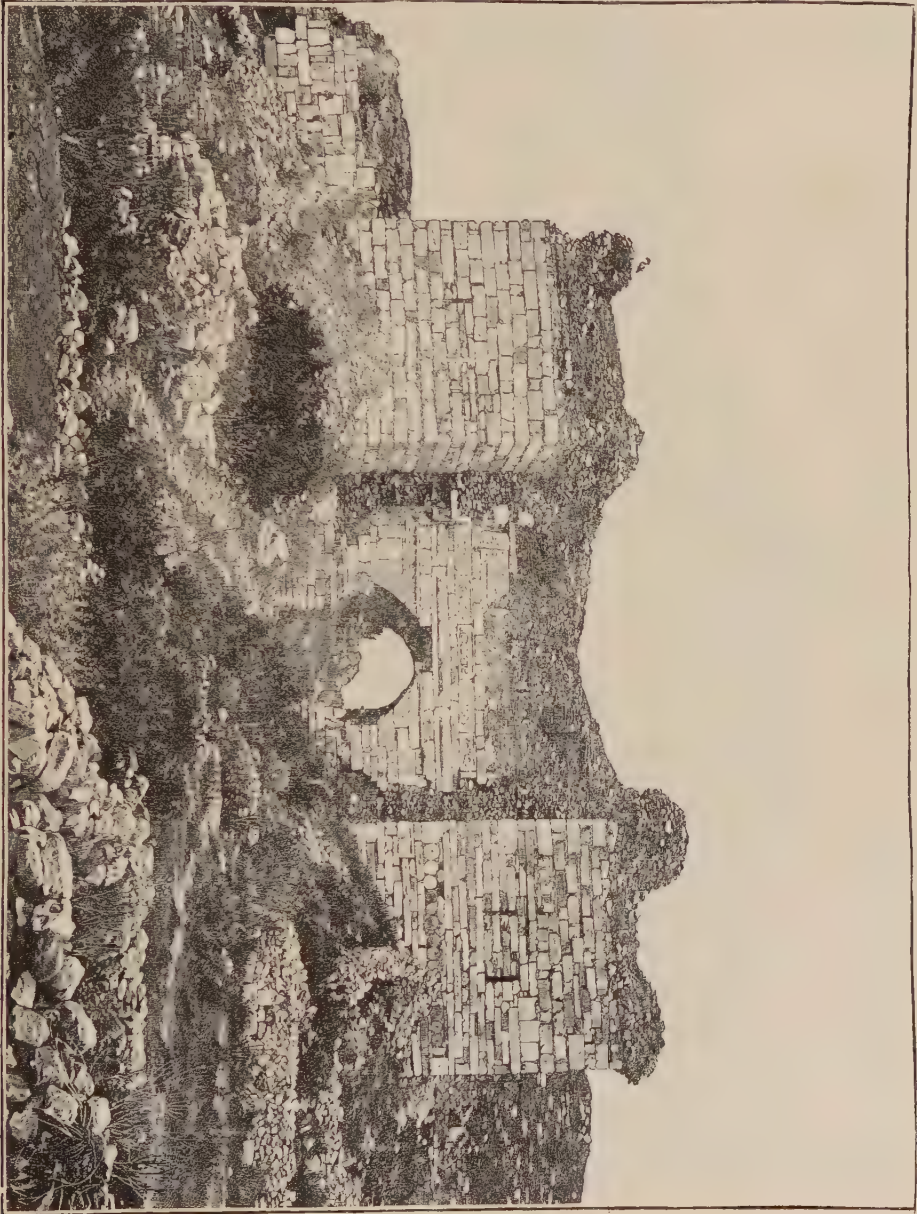
fromme Bischof Ignatius von Antiochien im zweiten Jahrhundert einen seiner schönsten Briefe schrieb. Die wundervollen Ruinen des Artemistempels und der Agora mit den anstoßenden Gebäuden sind von unserm berühmten Landsmann Humann ausgegraben worden, vielleicht das schönste und vollständigste Ruinenfeld Kleasiens. (Bild S. 8.)

Einige Meilen weiter im Osten, im Thale des Mäander aufwärts, kommen wir zu einer zweiten Stadt, die im zweiten christlichen Jahrhundert ihre Bedeutung hatte. Tralles war ihr Name. Die alte Stadt ist völlig zerstört; wenige Ruinen sind davon übrig geblieben. Aber unterhalb des Trümmerfeldes ist eine neue, türkische Stadt, Aidin, erbaut. Wir fahren noch weiter bis zur Station Serakeui, erst da haben wir wieder biblischen Boden unter unsern Füßen. Südlich und nördlich von der Bahnlinie lagen in alter Zeit, nur je 1¹/₂ Meilen voneinander, am Nord- und Südrande des Thales des Mäander, die drei Städte Colossä, Hierapolis und Laodicea, deren Namen uns aus der heiligen Schrift wohl bekannt sind. Wir müssen ihnen einen Besuch abstatten.

Wir verlassen zunächst das fruchtbare Thal des Mäander und folgen einem seiner südlichen Zuflüsse, dem Lykus, stromaufwärts. Zwischen Feigen- und Weingärten und Weizenfeldern hindurch haben wir 48 km zu reiten. Die herrlichen Landschaftsbilder entschädigen uns reichlich für die Hitze und den Staub auf den teilweise recht schlechten Wegen. Im Norden wird das weite Thal umgrenzt von den kegelförmigen, weißen, braunen und roten Bergen des Messogiszuges, im Süden läßt der schneebedeckte Radmus sein hochragendes Haupt im Sonnenlichte erglänzen. Da, wo der Lykus direkt von Süden her einen Nebenfluß erhält und in enger Thalschlucht der Weg nach dem türkischen Städtchen Rhonas am Fuß des Radmus hinaufführt, machen wir halt. Die zahlreichen alten Gräber auf der einen Seite des Baches und die beherrschende Lage des abgeplatteten Hügels auf dem andern Ufer machen uns aufmerksam; hier hat Kolossä gelegen. (Bild S. 9.) Wir klettern den Hügel bergan, er ist über und über mit Weizen besät; unsere Erwartung, hier zahlreiche Spuren alter Gebäude zu finden, wird nicht enttäuscht. Hier ragen zerbrochene Säulen

aus dem Ahrenfelde, dort stolpern unsere Pferde Schritt für Schritt über Säulensümpfen, Mauerstücken und zerbrochenen Marmorplatten; Scherben und Kapitälstücke liegen überall umher. Aber nirgends

lassen sich die Mauern eines Gebäudes deutlich verfolgen; weder von den Tempeln noch von den Kirchen, weder vom Theater noch vom Stadium sind sichere Spuren vorhanden. Kolossä ist so gründlich zer-



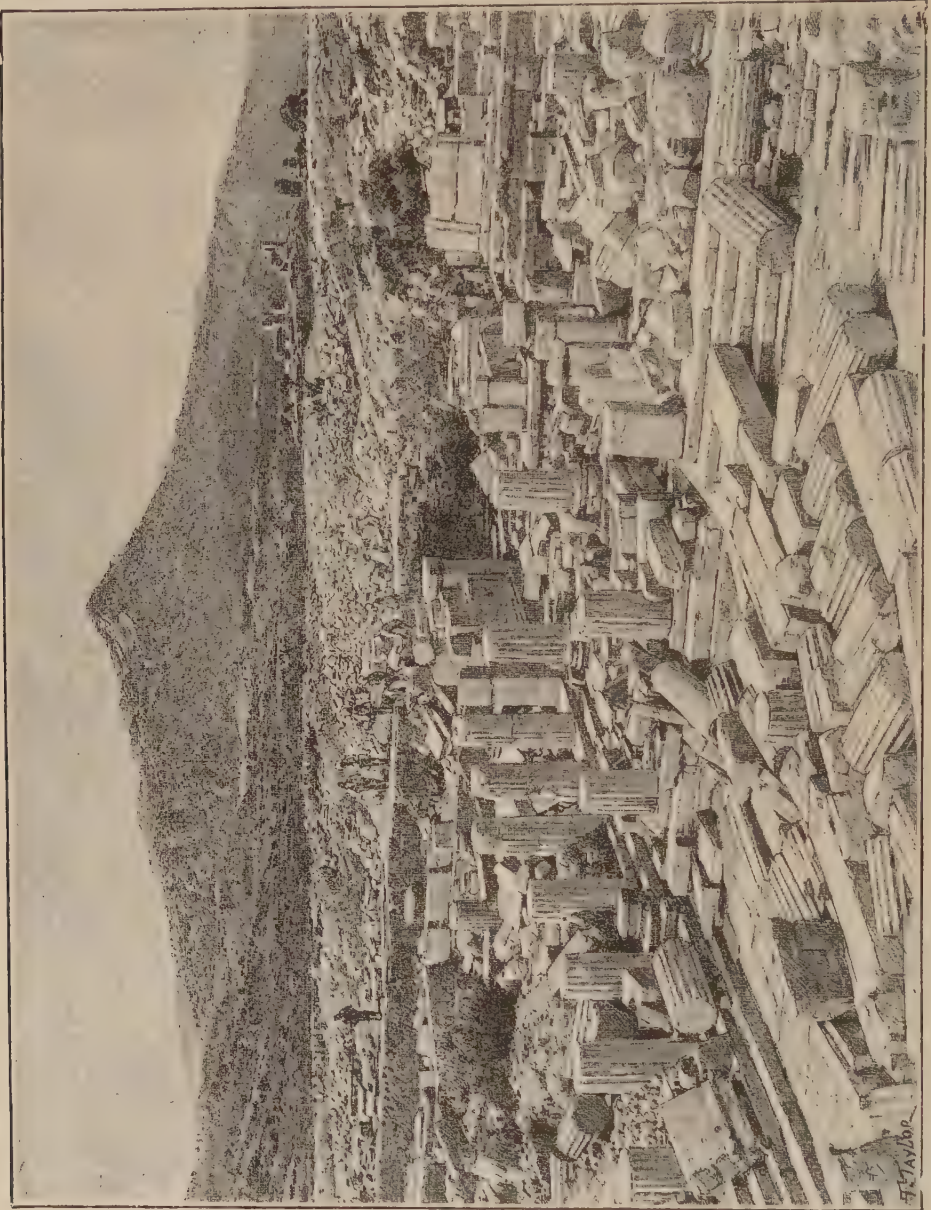
Die Mauer von Ephesus. (Das „Thor der Befreiung“.)

stört, daß jahrhundertlang auch nicht einmal Kunde von seiner Lage übrig geblieben war. Erst wenn wissenschaftliche Nachgrabungen die Fundamente der öffentlichen Gebäude bloßgelegt haben, an denen

sicherlich auch Colossä nicht arm war, werden wir genauere Kunde von den Verhältnissen der alten Stadt erhalten. Paulus hat wahrscheinlich Kolossä nicht betreten. Sein Schüler Epaphroditus, der wahr-

scheinlich in Ephesus von ihm getauft war, hatte den Grund zu der Christengemeinde gelegt und war dann zu dem Apostel in seine Gefangenschaft nach Rom gereist, um ihm mehrere wichtige, die Gemeinde be-

treffende Fragen zur Entscheidung vorzulegen. Dem fernen Apostel liegt das geistliche Wachstum der ihm persönlich unbekannten Gemeinde warm am Herzen, zumal er hört, daß auch sie von Irr-



Magnesia.

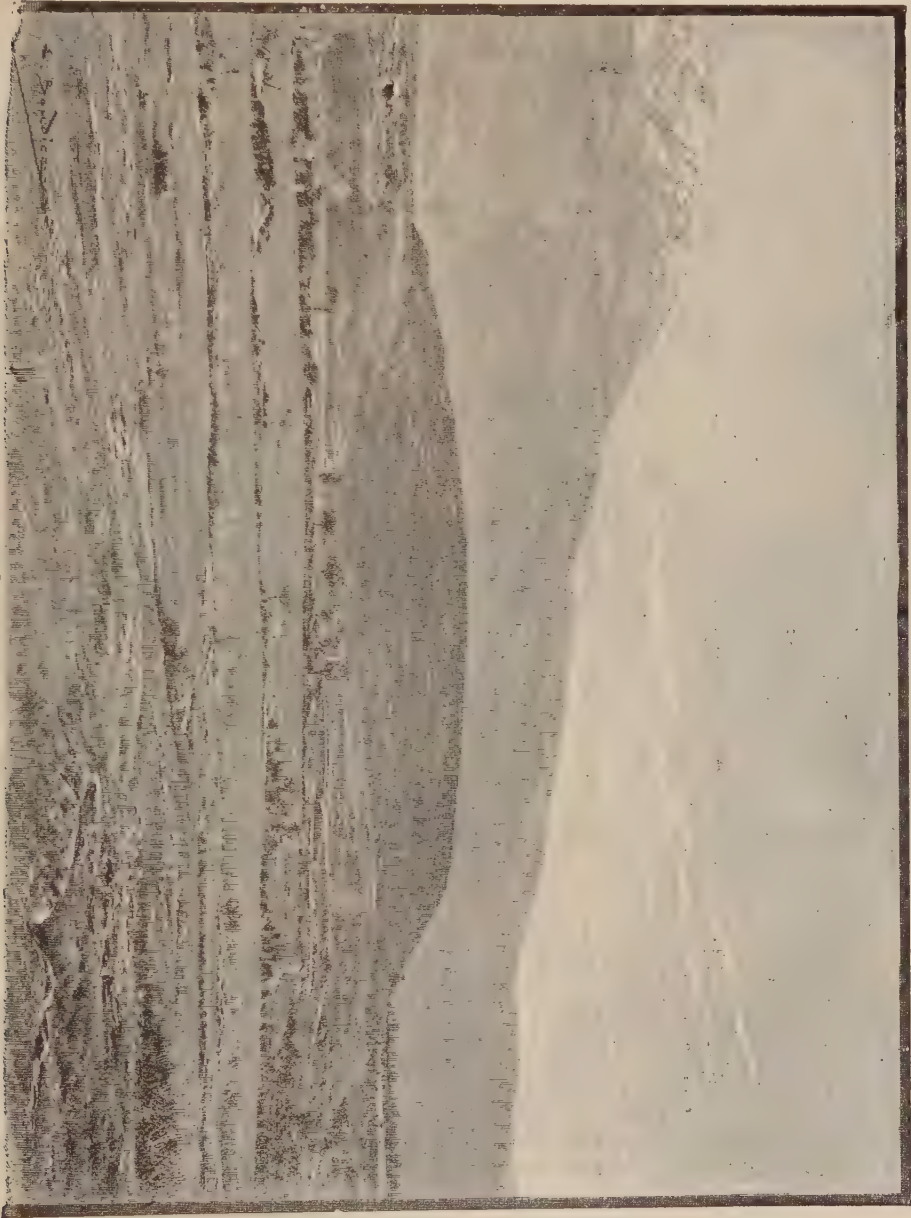
lehrern angefochten wird. „Wir hören nicht auf,“ schreibt er, „für euch zu beten und zu bitten, daß ihr erfüllet werdet mit Erkenntnis Seines Willens in allerlei geistlicher Weisheit und Verstand;

daß ihr wandelt würdiglich dem Herrn zu allem Gefallen und fruchtbar seid in allen guten Werken.“ Er hat in Rom den Onesimus, den entlaufenen Sklaven des Philemon, wahrscheinlich eines christlichen

Besizers in oder bei Kolossä, bekehrt und sendet nun diesen an seinen alten Herrn zurück. Sein Gehilfe Tychicus soll den Onesimus auf der weiten Reise begleiten, und Paulus benutzt die Gelegenheit, um

der Kolossergemeinde und der Nachbargemeinde in Laodicea Briefe überbringen zu lassen. Wie werden diese biblischen Beziehungen in uns lebendig, indem wir im Geist den Hügel von Kolossä durchwandern!

Der Hügel von Kolossä.



Unser Weg führt uns quer durch das weite Thal des Mäander auf sumpfigen Wegen an den Rand des nördlichen Gebirgszuges, des Messogis. Schon von weitem sehen wir, wie in halber Höhe des braunen

Berges sich ein schneeweißes Band abhebt. Das sind die Ruinen von Hierapolis oder Heiligenstadt, der Stadt, die Kol. 4, 13 mit Kolossä und Laodicea zusammen genannt wird. Auch dort hatte sich schon zu Pauli

Zeit, wahrscheinlich ebenfalls durch die treue Arbeit des Epaphroditus eine Christengemeinde gebildet. Wissen wir nun auch sonst wenig von der weiteren Entwicklung dieser Christenschar, so ist doch ihre Stadt Hierapolis so interessant, daß sie einen Besuch reichlich lohnt. Ganz Kleinasien ist vulkanisch; furchtbare Erdbeben sind fast überall das Mittel gewesen, die Tempel und Paläste in den Staub zu legen; wir wissen von Erdbeben aus der römischen

Kaiserzeit, die Duzende von Städten Kleasiens fast völlig

vernichtet haben. Dieser vulkanische Charakter des Landes kommt in Hierapolis zur schönsten Entwicklung.

Mitten in der Stadt ist eine sehr starke Kalksinterquelle, eine heiße Quelle von außerordentlich durchsichtigem Wasser, welches in Kohlensäure gebunden, einen sehr starken Kalkgehalt führt. Sobald nun das Wasser an die freie Luft tritt, entweicht die Kohlensäure prickelnd und schäumend, und die nicht mehr gebundenen Kalkteile schlagen im Wasserlaufe nieder. Dieser einfache Prozeß hat im Laufe der Jahrtausende in Hierapolis zu wunderbar schönen Bildungen geführt.

Treten wir an die Quelle heran; in alten



Ruinen von Hierapolis.

Zeiten war sie mit einer Säulenhalle eingefast; ein Erdbeben hat dieselbe zerstört; die Säulen liegen zerbrochen umher. Rings ist der Boden schneeweiß, und darüber hin rieseln ohne Aufhören zahlreiche kleine Bächlein auffallend durchsichtigen Wassers. Sie fließen die Anhöhe hinab; aber da sieht es aus, als wäre ein mächtiger Wasserfall von mehr als hundert Meter Breite plötzlich gefroren oder versteinert; blendend weiß stehen die Kalkwände, und doch wieder verleiht ihnen das überall herniederrieselnde Wasser Leben, als wäre der ganze Wasserfall in Bewegung. Hier bilden sich Becken, in die ohne Aufhören das Wasser hinein-

sickert, bis sie der Kalk bis an den Rand vollgefüllt hat; dort baut das Wasser an seinen Ufern vielgewundene Kalkbänke auf; hier schreitet man ein großes Stück über schneeweißen Parkettboden, als wäre er mit weißen Marmorplatten ausgelegt; dort wieder hat das launige Spiel der Wellen Festungswerke, Zinnen und Säulenkänufe aufgebaut, als wollte es mit den Baum meistern wetteifern. So sprudelten die Quellen schon, als in diesen jetzt menschenleeren Straßen die Tausende der Phrygier und Griechen wohnten, als in diesen jetzt in Trümmern liegenden Kirchen die Lobgesänge der ersten Christen erschallten, als

der apostolische Vater Papias, der Verfasser des „Hirtens“, des Bischofsamtes in diesem Hierapolis waltete. Die abgelegene Lage der Stadt auf schwer zugänglichem Bergfegel hat die Ruinen der Stadt behütet, so daß man sich auch heute noch in den Straßen ergehen und das feste Gefüge der ohne Mörtel zusammengefügt Mauer bewundern kann.

Im Vergleich zu den Ruinen von Hierapolis sind die der nur 1½ Meilen entfernten Nachbarstadt Laodicea unbedeutend, obwohl Laodicea eine viel größere Stadt war. Auf dem weiten Trümmerfelde ist alles zu sehr zerstört und zerstückelt, als daß man die einzelnen Gebäude mit Sicherheit erkennen könnte. Und die noch brauchbaren Steinplatten und Säulenreste sind zum Bau des benachbarten Bahnhofes verwandt. Aber die Landschaft ist auch hier großartig, und man kann es dem französischen Geo-

graphen Reclus nachfühlen, daß er diese Landschaftsbilder für die schönsten der Welt erklärte. Im Vordergrund der vielverschlungene Lauf des Mäander, hier und da sich zu Seen ausweitend, die im Sonnenlichte wie silberne Spiegel blinken. Zu beiden Seiten des Flusses breiten sich fruchtbare Ebenen im üppigsten Grün des Frühlings aus; darüber erheben sich terrassenförmig die Bergketten, im Norden und Süden bis zu schneebedeckten Höhen aufsteigend, die mit ihren Gletschern freundlich zu den Weinbergen und Feigenwäldern der Ebene herniederwinken. Hätte doch Laodicea, die wie in einem Paradiese gelegene Stadt, besser die Warnung des Herrn in der Offenbarung beachtet, Offenb. 3, 14—22: „Ich weiß deine Werke, daß du weder kalt noch warm bist. Ach, daß du kalt oder warm wärest! Weil du aber lau bist und weder kalt noch warm, werde ich dich ausspeien aus meinem Munde.“

Erzählungen aus der indischen Mission.

Von Antonie Flex.

Das neue Schulhaus auf der Station Buxar¹⁾ (spr. Bakshar) in Nordindien war fertig! Eigentlich nicht das neue, sondern überhaupt das „Schulhaus“, denn bisher hatte es noch keins auf unsrer Missionsstation gegeben. Schule wurde in einer der Veranden gehalten, die das geräumige, niedrige Haus des Missionars von allen Seiten umgaben, und Kirche in dem Hauptgemach desselben, dem großen Saal, der den Mittelpunkt des Hauses bildete. Hier versammelte sich Sonntags die kleine Gemeinde zum Gottesdienst. Kirche und Kirchenglocken gab es noch nicht, eine Klingel rief die wenigen in der Nähe wohnenden Christen und die Schulkinder zusammen, und dieselbe Klingel rief morgens und abends zum Gebet und zum Schulanfang.

Die Kinder, ungefähr 25 an der Zahl, die ich bei meiner Ankunft in Buxar vorfand, waren alle Waisen. Durch Mißernte, Hungersnot und Krankheit waren Tausende von Kindern verwaist worden. Diese Kleinen wurden von der englischen

Regierung den Missionaren gegen eine jährliche Summe zur Deckung ihres Unterhalts zur Erziehung übergeben. Dies ist an vielen Orten Indiens der Anfang der Missionsarbeit gewesen, der Grundstein der Station, von wo aus mit der Zeit die Segnungen des Christentums sich weit und weiter verbreiteten.

So auch hier: Aus den verwahrlosten, verkommenen Kleinen waren durch liebevolle Pflege und ernstesten Unterricht getaufte, christliche Kinder geworden, von denen einige schon zu den schönsten Hoffnungen berechtigten.

Wie freute ich mich über die Schar, als ich sie am ersten Abend nach meiner Ankunft zur Abendandacht vor mir sah! Es war auf der Veranda, der dämmrige Abend lag über dem von Mondschein überfluteten Garten; die Kinder in ihrer weißen, kleidsamen Tracht, die Mädchen das Haupt verhüllt, die Knaben mit den weißen Mützen auf dem schwarzen Haar, umstanden den Missionar, der neben einem Tischchen saß, auf dem eine Lampe brannte, die offene Bibel vor sich. Erst las er etwas vor, die Sprache war mir noch unver-

¹⁾ Buxar und Ghazipur, beide am Ganges gelegen, sind Stationen der Gokhnerschen Mission auf dem nordindischen Arbeitsfelde.

ständig; dann wurde ein Lied angestimmt, das alle auswendig wußten, und in das sie alle einstimmten. Es war das deutsche, liebliche Lied: „Müde bin ich, geh zur Ruh“, ins Indische übersetzt. Es rührte mich zu Thränen, das Lied und die Umgebung. — —

Bald wurde ich bekannt und vertraut mit den Kindern. War ich doch ganz speziell zu ihnen gesandt worden, um bei ihrem Unterricht, ihrer Erziehung zu helfen. Ich



Zwei christliche Hindumädchen.

hatte stets Kinder so lieb gehabt; aber diese aus den Heiden gewonnenen Kinderseelen zu lehren, schien mir die herrlichste aller Aufgaben.¹⁾

Konnte ich denn aber mit ihnen sprechen?

¹⁾ Die beiden Mädchen auf dem obigen Bilde sind Christenkinder; man sieht es auf den ersten Blick an der Sauberkeit, dem Fehlen des sonst überreichlichen Schmuckes und der halb indischen, halb europäischen Tracht. Dieses üppige, schwarze Haar und diese schwermütigen, schwarzen Augen! Was für eine ernste Geschichte mögen sie zu erzählen haben!

Verstand ich ihre Sprache? Noch unvollkommen, aber doch ging es von Tag zu Tage besser, und mein großer Wunsch, ihnen bald nützlich zu werden, ließ mich die Schwierigkeiten schnell überwinden. Bald konnte ich, wenn auch mühsam, im Katechismus und der biblischen Geschichte unterrichten, und die großen, bunten biblischen Bilder, die ich mitgebracht hatte, erleichterten den Kindern das Verständnis und mir den Unterricht. Von Woche zu Woche ging es besser, ich fühlte mich schon heimisch auf der Station und so recht in meinem Element in dieser Kinderwelt.

Dann gab es auch noch „andre Schafe“, die hergeführt werden mußten, damit auch sie die Stimme des guten Hirten hören und seine Schäflein werden konnten: das waren die Heidenkinder der Bazar- (spr.: Basähr) Schule.

Bazar heißt eigentlich: „Markt“, man bezeichnet aber damit in Indien alles, was außerhalb des eigenen Hauses, in der Stadt ist. Bazar-Schulen sind unentgeltliche Stadtschulen, welche von den Missionaren der heidnischen Jugend geboten werden. Um Einfluß auf deren Leben zu gewinnen, eröffnen die Missionare diese Schulen, stellen eingeborene Lehrer an und haben dadurch das Recht und die schöne Aufgabe, auch hier den guten Samen auszustreuen.

Zu diesen Kindern zog mich mein Herz gewaltig. Ich konnte allerdings nicht zu ihnen in die Schule gehen, das wäre gegen alle Sitten des Landes gewesen, aber sie zu uns zum Religionsunterricht kommen zu lassen, ließ sich versuchen.

Es gelang. Erst war es wohl der Reiz des Neuen, der sie uns zuführte, dann aber bei vielen wirkliches Interesse und bei einigen wahrhafte Liebe zum göttlichen Wort. Wie glücklich mich meine Bazar-Schule machte, kann ich nicht sagen, und doch hätte ich sie fast wieder aufgeben müssen, und zwar aus Mangel an einem passenden Raume. Bis her hatte ich mit den Schulkindern im Freien unter dem großen, schattigen Mango-Baum gegessen, jetzt aber, wo die „kalte“ Zeit sich ihrem

Ende näherte, und die glühende Nachmittagssonne die Hitze unerträglich und gefährlich machte, durfte ich dies nicht länger fortsetzen.

Auch für den Unterricht unsrer Waisenkinder war mir der Aufenthalt in der Veranda kaum mehr möglich. So wurde es mein tägliches Flehen, ein Schulhaus zu erhalten, und der treue Gott erhörte diese Bitte: Freunde der Mission, fromme Engländer, die von der dringenden Notwendigkeit eines Schulhauses und von unsrer Armut gehört hatten, veranstalteten eine Sammlung, und siehe da, es wurde uns eine Summe von 300 Rupien (450 M.) zum Bau des Schulhauses übersandt.

Und nun folgte auf der Station eine fröhliche Zeit: Die Schule wurde für einige Wochen geschlossen, und alles mußte beim Bau des Schulhauses helfen. Innerhalb drei Wochen war es fertig. Noch nie habe ich einen Bau mit solchem Interesse verfolgt wie diesen. Es wurde im Garten, rechts vom Wohnhaus, gebaut. Das Gebäude wurde niedrig wie in Indien alle Häuser, mit breitem, überhängenden Dach, das, auf Säulen gestützt, einer Veranda Raum gab, welche an der vorderen Seite des mehr langen als breiten Gebäudes entlang lief. Der innere Raum zerfiel in drei Abteilungen, der mittlere derselben wurde mein großes Schulzimmer. Es war nach der Veranda zu offen, drei Säulen stützten das Dach, eine Vorderwand war nicht vorhanden, so kam die Luft ungehindert herein, und der Blick reichte vom Schulzimmer aus über den Garten bis an die großblättrige Myrthenhecke, die ihn umgab.

Der Veranda gegenüber in der Hinterwand befanden sich zwei Fenster, es waren aber keine Glasfenster, sondern hölzerne Gitterstäbe füllten den ausgemauerten Raum, um der Luft Durchzug zu gestatten. Draußen waren hölzerne Läden angebracht, um die glühende Nachmittagssonne abzuhalten.

Das war ein freudenreicher Tag, als ich hier zum erstenmal meine liebe Kinderschar versammelte. Es war an einem Montagmorgen; am vorhergehenden Sonntag war das Haus feierlich eingeweiht worden, und der erste Gottesdienst darin im Beisein aller zur Station gehörigen Christen und Schulkinder gehalten. In

der ersten Religionsstunde erzählte ich ihnen von der Einweihung des Tempels zu Jerusalem unter dem frommen und weisen Salomo, und sein Gebet, daß der Herr wolle seine Augen offen stehen lassen über diesem Hause, machten wir zu dem unsrigen.

Wie anders gestaltete sich jetzt das Leben auf der Station! Das Schulhaus war der Mittelpunkt des Interesses geworden, und wie wurde es ausgenützt! Des Morgens zum Unterricht der Waisenkinder, des Nachmittags zur Bazar-Schule, des Sonntags zum Gottesdienst. Wir waren so glücklich über diese Bereicherung unsrer Station und in dankbarer, froher Thätigkeit verließen unsre Tage. Wenn dann der Abend kam und wir ausruhend in der Veranda saßen, ermüdet und doch so voll Frieden, den Blick zum dunkeln Nachthimmel gerichtet, dann fühlte sich oft das Herz so erhoben über das Irdische hinaus, daß der Mund überfloß von Lob und Anbetung:

Müde ruhn die Hände,
Die Arbeit ist gethan;
Der Tag ist nun zu Ende,
Und die Nacht bricht an.

Heben sich die Blicke
Still zum Himmel an,
Giebt den Blick zurücke
Mond vom Himmelsplan.

Schaut so mild er nieder,
Strahlt so hell sein Licht,
Blick' ich immer wieder
In sein hold Gesicht.

Bist derselbe geblieben,
Der im Heimatland
Über meinem lieben
Vaterhause stand.

Scheinst auch heut noch dorte,
Wie du einst gethan;
All die Heimatsorte
Blickst du freundlich an.

Sage meinen Lieben,
Daß im fernen Land
Ich dieselbe geblieben,
Die sie einst gekannt.

Sag, im weiten Indien
Hast du mich erschaut,
Ihnen Gruß zu senden,
Hätt ich dir vertraut.

Sag, wohl hast du Thränen
Mir im Aug gesehn,
Wenn der Blick voll Sehnen
Hing an Himmelshö'h'n;

Aber Schmerzensstropfen
Waren's dennoch nicht;
Und des Herzens Klopfen
Kündet Kummer nicht.

Stille, heil'ge Nüßrung
Nur das Herze schwoll,
Ob des Herren Föhrung
Mir die Thräne quoll.

Wunderbar und lieblich
Fiel mir mein Gefchick;
Ruft ihr mich, ihr Lieben,
Will nicht mehr zurück;

Bis ich einst auch diese
Heimat lassen werd',
Und der Herr die ew'ge
Heimat mir beschert.

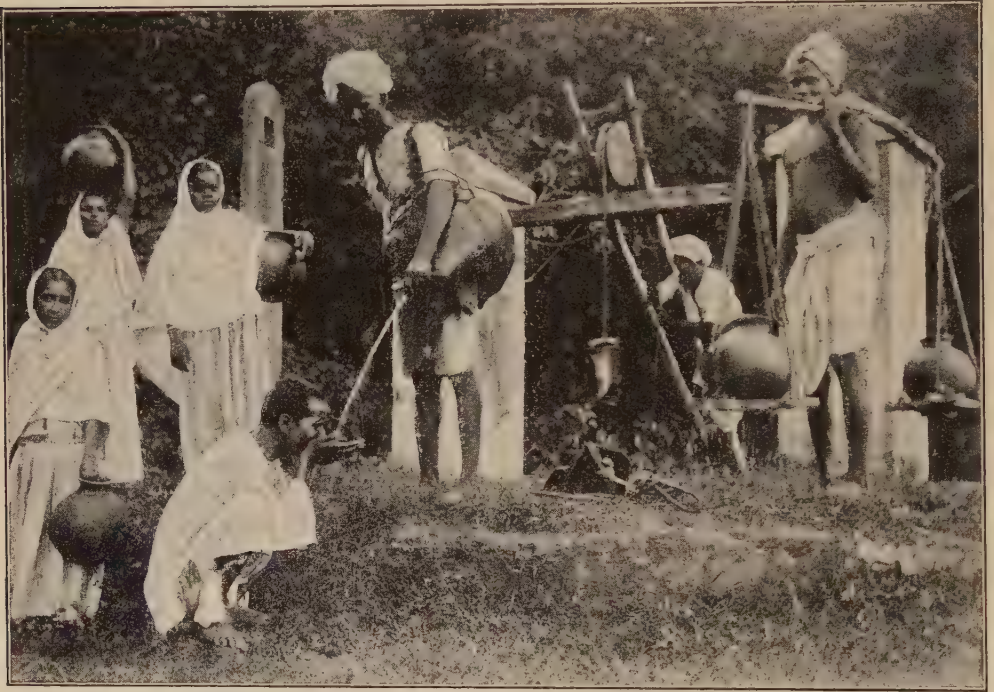
Brauch dann deines Lichtes,
Lieber Mond, nicht mehr;
Nicht an Licht gebricht es:
„Leuchte ist der Herr.“

Nun so walle weiter
Deine stille Bahn;
Blicke still und heiter
Alle Müden an.

Nach des Tages Lasten
Folgt die Abendruh,
Nach des Lebens Lasten
Ew'ge Sabbathruh.

Das sind Missionsstimmungen, echte,
wenn auch seltene; sie sind die Dasen in
der oft dürrer und steinigén Wüste des
Missionslebens.

Wir waren jetzt in der heißen Zeit,
da steht man früh auf. Mein erster Gang
des Morgens führte hinüber ins Mädchen-



Am Brunnen.

haus. Das war ein niedriges, langes,
aus Backsteinen aufgeführtes Gebäude mit
nur zwei Zimmern, dem Schlafzimmer der
Mädchen und ihrem Waschraum. Wenn
ich kam, mußten die Mädchen bereits auf-
gestanden sein; die Matten, die ihnen
zum Lager dienen, mußten zusammen-
gerollt auf ihrem Platz stehen und das
Haus gekehrt sein. Die größeren Mädchen
holten sodann das Waschwasser vom Brun-
nen auf dem Missionsgehöft. Da dauerte
es freilich manchmal ziemlich lange, ehe sie
mit ihren großen, henkellosen irdenen

Töpfen auf dem Kopfe, dieselben am
oberen Rande mit der Hand festhaltend,
heimkehrten. Denn am Brunnen ging es
gewöhnlich lebhaft zu. Wasser ist ja im
heißen Indien ein noch viel köstlicheres
Labfal als bei uns.¹⁾

¹⁾ Unser Bild führt uns an einen öffent-
lichen Brunnen in Indien. Einen solchen durften
die Waisenmädchen nicht besuchen, das würde
wider die Sitte verstoßen. Der Brunnen auf
dem Missionsgehöft war aber genau so ursprüng-
lich und einfach wie dieser auf dem Bilde. Der
Wasserverkäufer mit seinem großen ledernen
Wasserschlauch giebt gerade einem Durstigen auf

Hatten die Kinder sich gewaschen und angekleidet, dann ging's hinüber ins Missionshaus, wo ihnen ein kleiner Frühimbiß gereicht wurde, jedem sein Mäßchen mit geröstetem Reis, den sie in der Veranda, auf der Erde hockend, unter Lachen und Schwätzen verzehrten. Dann aber hinüber zur Schule! Dort wurde erst die Morgenandacht gehalten und dann der regelmäßige Unterricht erteilt. Die größeren Kinder, Knaben und Mädchen zusammen, unterrichtete ich im Hauptraum; im Nebenraum saß der im Dienste der Mission stehende „Lala“ (Lehrer) mit

den Kleinen, denen er das schwierige Abc und die Grundelemente des Lesens beibrachte. Bis 11 Uhr wurde gelehrt und gelernt, dann folgte das Frühstück. Die Kinder aßen in den Veranden ihrer Häuser, hier die Mädchen, dort die Knaben, sie saßen auf ausgebreiteten Matten und aßen nach Weise der Eingeborenen mit der Hand. Die Mahlzeit bestand aus Reis mit grünem Gemüse, mit dal, einer erbsenartigen Hülsenfrucht, oder mit Fleisch. Nach der Mahlzeit hatten sie zwei Stunden frei, und konnten sie sich beschäftigen oder belustigen, wie sie wollten; sie schliefen,



Nählschule in Indien.

lasen, spielten oder plauderten, aber nur innerhalb ihrer eigenen Räume, bis um

Hinduart zu trinken. Es gälte als unpassend, wollte ein Hindu das Trinkgefäß mit dem Munde berühren; daselbe könnte ja unrein sein, und er bedürfte dann langer Waschungen, um sich wieder zu reinigen. Der Aufseher des Brunnens zieht in kleinen Ledereimern das kühle Wasser aus der Tiefe; der Kuli zur Rechten schleppt auf seiner schwerfälligen Trage den Wasserbedarf für das Haus seines Gebieters. Die Mädchen und Frauen zur Linken gehören offenbar den niederen Kasten an, sie haben das Obergewand nicht einmal über das Gesicht gezogen; so würde sich kein wohlzogenes Hindumädchen vor Männern zeigen! D. H.

2 Uhr die Arbeit wieder begann.¹⁾ Die Knaben mußten jetzt bei Feld- und Garten-

¹⁾ Auf obigem Bilde, in dessen Hintergrund die schöne Kirche der Station Ghazipur freundlich grüßt, wird im Garten des Missionshauses Nähstunde erteilt: Links sitzen zwei eingeborene Schneider (darzis). Vorn haben sich ein halbes Duzend Waisentraben in ihrer einfachen, indischen Tracht hingesetzt, um mit photographiert zu werden. Hinter ihnen sitzen die Waisenmädchen und Christenfrauen fleißig an ihrer Arbeit; die meisten haben die Sari über Schulter und Kopf gezogen. Die europäischen Damen gehören zu der Familie des Missionars Lorbeer, des Goknerischen Missionars in Ghazipur.

arbeit helfen und mancherlei häusliche Arbeit verrichten; die Mädchen lernten nähen.

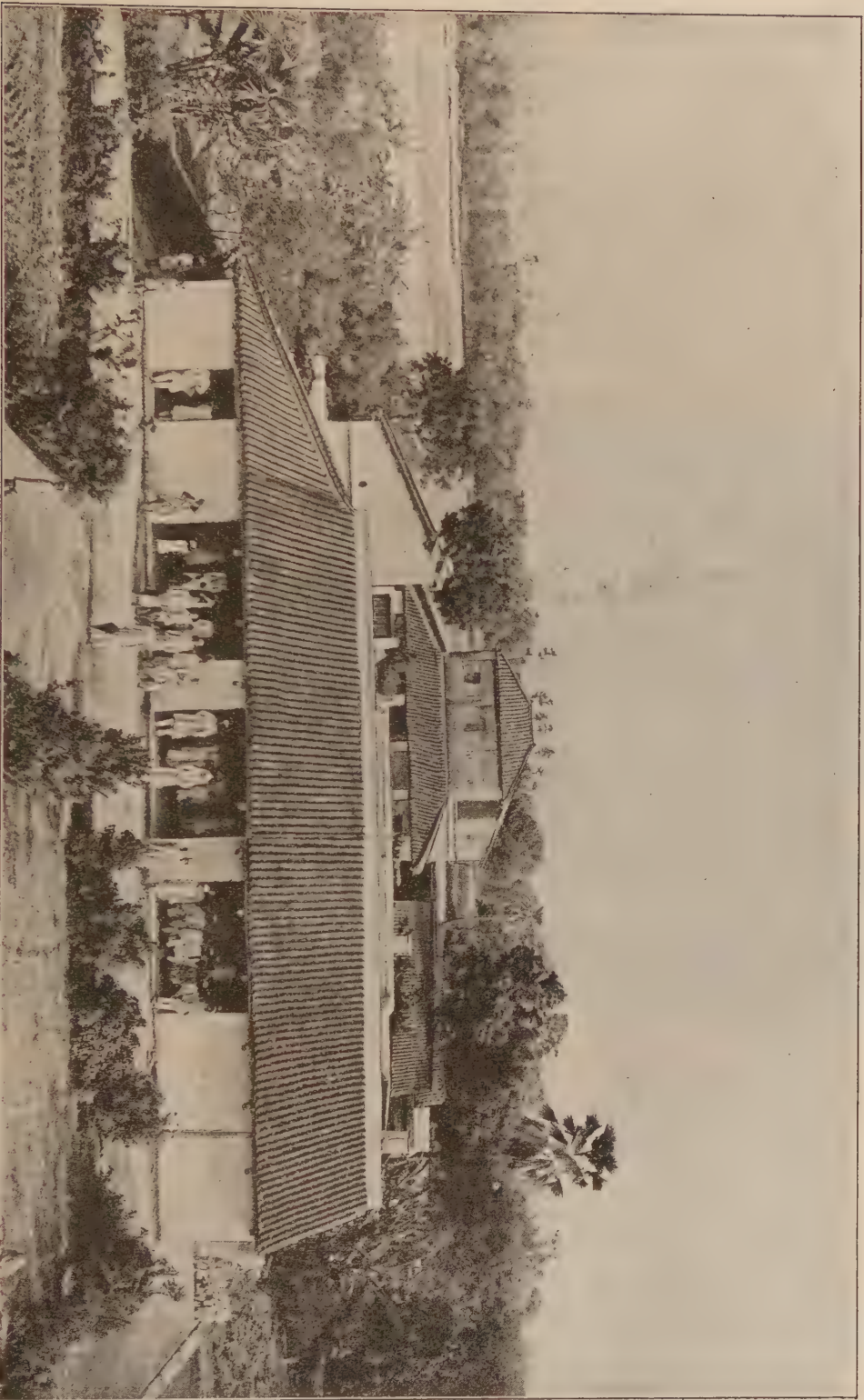
Handarbeiten, die in civilisierten Ländern gänzlich zur Frauenarbeit gehören, werden in Indien zum großen Teil von Männern ausgeführt. Nicht allein die feinen indischen Stickereien, die man in ganz Europa kennt und bewundert, sind in vielen Fällen von Männerhand gemacht, sondern auch die gewöhnlichen Kleidungsstücke der Eingeborenen werden vom Schneider angefertigt. Trotzdem hat man in der Mission Nähschulen eingeführt und lehrt die Mädchen, ihre Kleidung selbst anzufertigen. Die Missionarsfrau leitet dieselbe, und die älteren, geschickteren Mädchen helfen ihr, die kleineren anzuleiten. Oft wird auch der darzi (Schneider), der in keinem indischen Haushalt fehlt, dazu gezogen, um das Zuschneiden zu besorgen. Auch die Nähmaschine der Missionarsfrau muß manchmal, wenn große Massen neuer Sachen gemacht werden sollen, zur Bewunderung der Mädchenschar Hilfe leisten.

Während die Mädchen nähen, füllt sich das Schulhaus wieder: In ungeordnetem Durcheinander, schwachend und lärmend, strömt eine Knabenschar auf das Missionshaus zu, es sind die Knaben der Bazar-Schule, die jetzt regelmäßig alle Nachmittage darin unterrichtet werden. Ich hatte ihnen längst versprochen, sie Englisch zu lehren; ich wußte wohl, daß die englische Sprache, das Ziel des Ehrgeizes der heutigen Jugend Indiens, das Mittel sein müsse, um sie dauernd an die Schule zu fesseln. Daneben konnte ich sie dann in die Bibel einführen; hätte ich letzteres allein gethan, so hätte die Schule keinen Bestand gehabt. So war also jetzt regelmäßig die erste Stunde Englisch, und dann kam der Religionsunterricht. Mit welcher Freude und unter wieviel günstigeren Bedingungen erteilte ich denselben jetzt, und wie oft wurde mein Herz bewegt, wenn ich den intelligenten Zügen der Knaben Verständnis, Interesse, ja oft Rührung anmerkte! Sowohl mohammedanische als auch Hindu-Knaben besuchten die Schule, und waren erstere lebendiger, auch im ganzen begabter, so gefiel mir an einigen der letzteren ihre Sinnigkeit und Sanftmut. Enttäuschungen mancher Art blieben zwar auch nicht aus:

So geschah es manchmal, daß ein bereits gut fortgeschrittener Knabe plötzlich wegblieb, ohne daß ich den Grund davon erfahren konnte. Andere blieben, des Lernens überdrüssig, wochenlang fern; wieder andern wurde von den Eltern verboten, die Schule zu besuchen, weil diese den christlichen Einfluß fürchteten. Immer aber blieb doch eine gute, wenn auch wechselnde Anzahl Knaben, so daß doch täglich im Schulhause gelehrt werden konnte; es kam nie vor, daß ich vergeblich wartete. Selbst an einem heidnischen Festtage, wo alles in wilder Freude lärmte und tobte und selbst die Geschwister mich versicherten, heute würde kein Kind erscheinen, hatte ich die Freude, zwei Knaben zur Schule kommen zu sehen, doch zwei, denen der Unterricht schon so lieb geworden war, daß sie, anstatt dem heidnischen Festzuge zu folgen, zur christlichen Schule kamen.

Einer meiner besten Schüler war Dillu, ein schon ziemlich herangewachsener, aber ganz kindlicher Knabe, der pünktlichste aller Schüler. Eines Tages fehlte er, ich fragte seine Kameraden, warum er wohl nicht gekommen sei. „Uski shadi aj hoti hai“ (Heute ist seine Hochzeit), antworteten sie gleichmütig. Wie erschraf ich! Ich war damals noch unbekannt mit den häuslichen und socialen Verhältnissen des Landes, mochte auch keine weiteren Fragen thun, aber ich fühlte mich so betrübt und verwirrt, daß es mir schwer wurde, den gewohnten Ton wiederzufinden.

Ich erfuhr später, daß es ganz der Landessitte entspreche, schon im frühen Alter die Bestimmung über die Verheiratung der Kinder zu treffen und den Tag festlich zu begehen, an dem die Entscheidung über die spätere Verbindung getroffen wird, ein Fest, das also in unserm Sinne mehr der Verlobung als der Hochzeit gleicht. Dillu kam auch nach fünf Tagen wieder; er erschien noch im Festanzuge, dem langen, grünen Kaftan, auf dem sorgfältig geölten Haar ein goldflimmerndes Mützchen, sonst aber unbekümmert, kindlich und lernbegierig wie früher, und ich war nun wieder zufriedengestellt. Nur wuchs durch solche Erfahrungen mein Interesse an dem in so viel Vorurteilen befangenen Volke und



Wihongeth in Chaiyapuri.

meine Sehnsucht, mehr zu thun, noch mehr Seelen in den Bereich der Schule und der christlichen Beeinflussung zu ziehen.

Die erste größere christliche Kirche in Indien, die ich sah, war die der benachbarten Station Ghazipur. Diese liegt jenseits des Ganges, von Buxar aus in wenigen Stunden erreichbar. Wir fuhren in unserm Wagen bis an den Fluß und stiegen dann aus, um mit Pferd und Wagen im Boot über den Ganges zu setzen.¹⁾

Jenseits des Ganges ist die Straße nach Ghazipur eine der belebtesten in dieser

Gegend. Fußgänger, die Lasten tragen, Packochsen in ihrem Berufe, schwer beladene und gewaltig knarrende Ochsenwagen, rasch dahineilende Einspänner, das alles machte den Weg voll Abwechslung.

Bereinzelt standen Hindutempel und Moscheen der Mohammedaner. Weiter kamen wir an Opium- und Zuckerplantagen vorbei; und überall, wo wir am Wege die großen, ausgemauerten Brunnen sahen, da lagerten auch nach echt morgenländischer Weise die müden Wanderer, schwägend und die Glieder streckend,



Missionshaus in Ghazipur.

während die Kamele, Esel oder Maultiere im Grase weideten. Dieses Lagern am Brunnen sieht so patriarchalisch aus, daß man sich in die Zeit Abrahams versetzt glaubt. Es giebt hier eine ganze Menge solcher Brunnen, da es für ein verdienstliches Werk gilt, einen solchen zu graben.

Auch Elefanten sah ich. Ich schaute sie immer wieder mit neuem Interesse an, diese Riesen der Tierwelt, die einst auf ihrem Rücken die Türme trugen, aus

denen die feindlichen Pfeile in die Reihen der Gegner flogen, diese Gewaltigen der Wälder, die mit einem Fußtritt ein Leben zermalmen können und doch sich hier so zahm als Lasttiere benutzen lassen. Auch einen heiligen Büffelochsen sah ich, der ungestrast die schönen Saaten zertreten durfte und die Felder zerstampfte.

Jetzt tauchte die Stadt Ghazipur, das Ziel unserer Reise, vor uns auf. Sie zieht sich in beträchtlicher Länge, wohl mehr als eine halbe deutsche Meile am Ufer des Ganges hin, rechts die Häuser und Tempel der Eingeborenen, in der Mitte die statt-

¹⁾ Heute wird man diesen Weg am besten mit der Eisenbahn zurücklegen; die Verfasserin schildert ihre persönlichen Erlebnisse. D. H.

lichen Gebäude der Opiumfabrik, links die sogenannte Station d. h. die Gebäude und Grundstücke der Europäer. Dort liegt auch die Gofnersche Missionsstation.

Welch stattliches Gehöft umfaßt diese Station! Der große Garten und einige der darin liegenden Häuser waren früher das Eigentum eines englischen Beamten, sie kamen jedoch unter den Hammer, und Missionar Ziemann kaufte sie in dem Glauben, daß Gott ihm die zum Ausbau der Station erforderlichen Mittel darreichen werde. Und seine Hoffnung wurde

nicht zu Schanden. Viele Freunde und Freundinnen in Nordindien, die er bis in sein hohes Alter und jetzt sein Nachfolger Missionar Lorbeer in der „kalten“ Jahreszeit auf weit ausgedehnten Reisen aufsuchen, haben die Kosten zum Ausbau der Station dargereicht und erhalten sie bis heute, so daß sie der heimatlichen Missionsleitung gar keine Kosten verursacht.

S. 18 haben wir das einstöckige Missionshaus mit dem flachen Dach vor uns; eine schattige, blumentumrante Veranda gewährt Schutz gegen die Sonnenstrahlen. Vor dem



Kirche in Ghazipur.

Hause hat sich die ganze Bevölkerung des Knaben- und Mädchenwaisenhauses aufgestellt, die Knaben hocken und stehen zur Linken, die Mädchen zur Rechten. Einige Frauen kommen eben mit ihren Wasserkrügen vom Brunnen. Rechts steht ein Katechist, der zugleich des Lehramtes bei den Knaben waltet. Links haben sich die Frauen der beiden Missionarsfamilien aufgestellt, das sechsjährige Töchterchen hat sich auch einen großen Tropenhelm aufgesetzt und lacht vergnüglich unter demselben hervor.

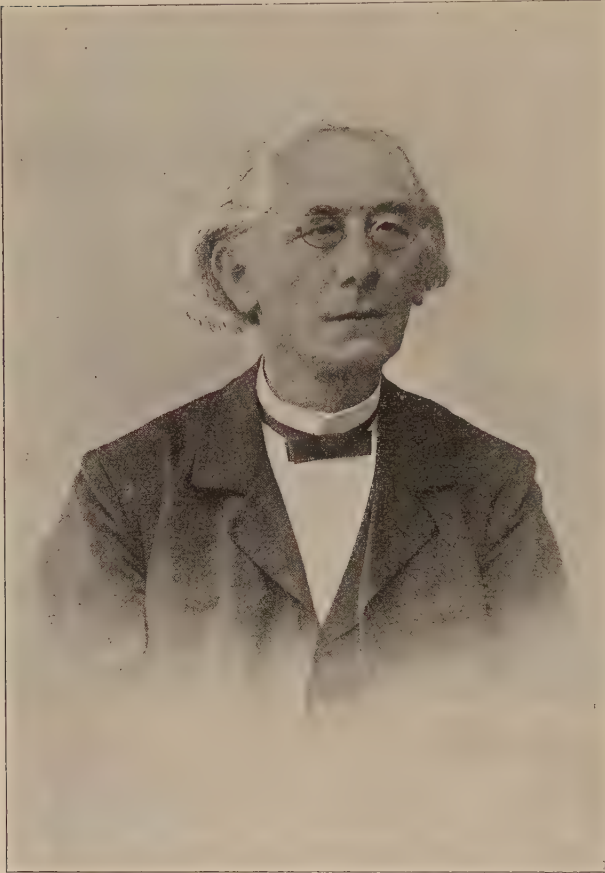
Doch sehen wir uns auf der Station näher um; vom Garten aus gewinnen wir einen guten Überblick über dieselbe. (S. 17.) Im Vordergrunde sehen wir das langgestreckte, aber niedrige Schulhaus, ganz nach Art des oben beschriebenen gebaut, die Schulräume nach vorn, nach der vorgebauten Veranda zu offen. Die Knaben und ihre Munschis oder eingeborenen Lehrer sitzen oder stehen umher. Dahinter schließen sich die andern Häuser der Station, die Wohnhäuser der Knaben, der Mädchen, der Katechisten und der Missionarsfamilien an.

Bis zum Ufer des Ganges hinunter zieht sich der wohlgepflegte Garten, in dem die Knaben nachmittags Arbeit genug finden.

Endlich die stattliche Kirche, das schönste von den Gebäuden. Welch ein herzerfreuender Anblick ist es, mitten im Heidenland solch schönem Gotteshause zu begegnen! Hier versammelt sich eine zahlreiche Christengemeinde, um Gott anzubeten im Geist und in der Wahrheit. Wir konnten einem Abendgottesdienst beimohnen. Die erleuchtete Kirche

füllte sich lautlos mit weißumhüllten Gestalten, andächtig niederknien verrichtete jeder sein stilles Gebet, ein wohleingeübter Chor der Waisenkinder stimmte das Lied an, und der ehrwürdige Missionar Ziemann hielt den Gottesdienst feierlich und erhebend. O wie erwachte da der Wunsch, daß doch bald alle Knie sich beugen, und alle Zungen bekennen möchten, daß Jesus Christus der Herr sei zur Ehre Gottes des Vaters!

Evangelische Missionslehre.



D. G. Warneck.

Es ist eine in jedem Bereiche menschlicher Thätigkeit wiederkehrende Erfahrung, daß in den ersten Zeiten die Pioniere nach eigenem Gutdünken und Ermeßsen handeln, probieren und umgestalten, bis ein gewisser Vorrat von Erfahrungen aufgespeichert ist. Dann kommt die Periode

der Sammlung, Sichtung und Zusammenstellung der Anfänge; und diese Arbeit der Theoretiker und Systematiker wird unter gesunden Verhältnissen der Ausgangspunkt für eine umfassendere, zielbewußtere und wirkungsvollere Inangriffnahme der vorliegenden Aufgaben. Diesen Weg hat auch das Missionsleben genommen. Nachdem die evangelische Kirche ein Jahrhundert lang in allen Erdteilen und unter den verschiedenartigsten Völkern praktische Missionsarbeit getrieben und eine reiche Fülle von Missionserfahrung gesammelt hat, ist es hohe Zeit, daß sie nun auch an eine systematische Durcharbeitung ihres ganzen Missionsbetriebes gehe, daß sie sich wissenschaftlich Rechnung von ihrem Haushalt gebe. Kein Mann in der ganzen evangelischen Welt war zur Zeit zu dieser Aufgabe in so hohem Maße befähigt, als D. Warneck, der tüchtigste wissenschaftliche Vertreter nicht allein des deutschen Missionslebens, sondern der ganzen evange-

lischen Missionswelt. In 25 Jahren unablässiger Arbeit hat er die von ihm begründete „Allgemeine Missions-Zeitschrift“ zum Centralorgan für wissenschaftliche Missionsforschung gemacht, deren Studium für jeden unerlässlich ist, der sich irgendwie eingehender mit der evangelischen Mission beschäf-

tigen will. Als die reife Frucht aller dieser Arbeiten hat er sich entschlossen, zum erstenmal eine „Evangelische Missionslehre“ zu schreiben, und er ist bescheiden genug, dieselbe als einen „missions-theoretischen Versuch“ anzubieten. Nachdem in den Jahren 1892 und 1894 die beiden ersten Bände dieses Werkes erschienen waren, liegt uns jetzt der dritte Band zur Besprechung vor.¹⁾ Fast wären wir um diese kostbare Gabe gekommen. Der Verfasser erwähnt in der Vorrede, wie ihn ein schweres Kopfleid auf das empfindlichste hemmte, so daß er monatelang fast an jeder anstrengenden geistigen Arbeit verhindert war. Um die ganze, ihm noch zur Verfügung stehende Kraft und den Rest seines arbeitsreichen Lebens in den Dienst der Mission zu stellen, entschloß er sich, sein geliebtes Pfarramt in Rothenschirmbach bei Eisleben niederzulegen und in den Ruhestand zu treten. Die von ihm erbaute schöne, neue Kirche und das rechts auf dem Bilde eben noch durchblickende einfache, aber freundliche Pfarrhaus sind fast drei Jahrzehnte lang die Stätten seiner Arbeiten und Gebete gewesen. „Beim Abschiede von Rothenschirmbach, im Oktober 1896“ ist der dritte Band der Missionslehre datiert.

Es ist ein bedeutendes Werk, dessen Besprechung uns obliegt, und wir würden uns am liebsten aller weiteren Worte enthalten und unsere Leser bitten: nehmt und lest selbst! Allein vielleicht erhöht es diesem oder jenem doch die Freude, sich an das Studium derselben zu machen, wenn er zuvor einen Blick in die reiche Fülle und

¹⁾ D. Warneß, Evangelische Missionslehre. Ein missions-theoretischer Versuch. Dritte Abteilung: Der Betrieb der Sendung. Erste Hälfte. Gotha, Fr. A. Perthes. Preis brosch. 5,60 M. Die beiden ersten Bände: Begründung der Sendung. 1892. Preis 5 M. Die Organe der Sendung. 1894. Preis 4 M.

die gediegene Solidität seines Inhaltes gethan hat. Schon der zweite Band, „die Organe der Sendung,“ führte in die Praxis des Missionslebens ein. In diesem dritten Bande werden nun die centralen Missionsfragen, die wichtigsten und schwierigsten Missionsprobleme abgehandelt. Es sei uns gestattet, die erste Hälfte des Buches zu übergehen, die mit großer Umsicht und einer erstaunlichen Belesenheit das Sendungsgebiet in seiner mannigfaltigen Verschiedenheit in sprachlicher, klimatischer, politischer und religiöser Hinsicht behandelt. Für den praktischen Missions-



Kirche in Rothenschirmbach.

mann sind diese vier ersten Kapitel eine wahre Fundgrube vielseitiger Anregungen. Den eigentlichen Kern des Buches machen die vier letzten Kapitel aus, welche die Sendungsaufgabe nach allen Seiten hin maßvoll und reinlich umgrenzen.

„Was ist die Aufgabe der Mission?“

das ist selbstverständlich die Hauptfrage, und von ihr hängt schließlich die Entscheidung aller Einzelfragen ab. D. Warneck stellt zunächst den religiösen Grundcharakter der Missionsaufgabe fest. Gerade in unserer Zeit aufstrebender Kolonisationspolitik ist es von Wichtigkeit, daß die Mission vor Trübungen und Verirrungen ihrer eigentlichen Aufgabe gewarnt werde. Alle kulturellen Bestrebungen der Mission zur Hebung niedrigstehender Völker oder zur Versorgung Notleidender, ja selbst alle ärztlichen Dienste sind nur Mittel zum Zweck, nicht Selbstzweck. Die Hauptaufgabe, welche auch bei der Betreibung neben-sächlicher Missionsarbeiten nie außer acht gelassen werden darf, ist die Christianisierung der Heiden. Es wäre ebenso verfehlt, aus den Heiden gleich Musterchristen im pietistischen Sinne, Jünger im Vollsinne des Wortes machen zu wollen, wie es eine gefährliche Verflachung der Missionsaufgabe und damit des Missionslebens wäre, wollte man sich mit der Einkirchung oder Einschulung der heidnischen Volksmassen begnügen. Bewußte und entschiedene Abkehr von dem Heidentum und allem heidnischen Wesen und vertrauensvolle Hingabe an Jesum als den einigen Heiland und Lehrer ist die unerläßliche, aber auch die genügende Voraussetzung zur Aufnahme in die christliche Kirche und zur Erteilung der Taufe. Dabei ist von großer Wichtigkeit, daß die Mission von Anfang an das Ziel klar im Auge behalte, ganze Völker und Volksgemeinschaften zu gewinnen und mit

den Kräften des Evangeliums zu durchdringen. Die Erfahrung der ganzen Missionsgeschichte in den hinter uns liegenden großen Missionszeiten und die Entwicklung der Missionsarbeit in unserm Jahrhundert weisen deutlich auf die Volkschristianisierung hin. Die schwersten Hindernisse in dieser Arbeit sind die großen socialen und religiösen Übel, welche dem Eindringen des Christentums fast unüberwindlichen Widerstand entgegenzusetzen scheinen, die Sklaverei und Vielweiberei vorwiegend in Afrika und dem Herrschaftsgebiete des Islam, die Kaste in Indien und der Ahnendienst in China. Eine maßvolle Behandlung dieser socialen oder religiösen Institutionen, die weder dem heiligen Wahrheitskern des Evangeliums etwas vergiebt, noch den Heiden durch übertriebene Engherzigkeit den Eintritt in die Kirche zu Unrecht erschwert, ist vielleicht die schwierigste Aufgabe der Mission.

Wir haben nur in den flüchtigsten Umrissen den Gedankengang der zweiten Hälfte des vorliegenden Bandes skizziert. Wer auch nur einiges Verständnis für das Missionsleben hat, wird verstehen, wie vielseitig fesselnd und anregend die Behandlung dieser Fragen ist, zumal wenn uns als Wegweiser durch dieses Labyrinth von Fragen und Problemen ein so gründlich sachkundiger Mann wie D. Warneck dient. Möge es ihm vergönnt sein, in alter geistiger Frische und Kraft weiter zu arbeiten und in Kürze den vierten und letzten Band seiner Missionslehre fertig zu stellen.

Vermischtes.

Wo liegt der Missionsfluß?

Eine „Missionsstraße“ giebt es schon lange; so heißt nämlich in Basel die Straße, in der das Missionshaus liegt. Auch „Missionsindianer“ kann man schon lange auf einer guten Karte des südlichen Kalifornien verzeichnet finden. Jetzt giebt es auch einen „Missionsfluß!“ Als nämlich im Jahre 1895 der Brüdermissionar Hey von der Station Mapoon auf der York-Halbinsel in Nordaustralien eine Untersuchungsreise in das noch ziemlich unbekannte Innere unternahm, um einen geeigneten Platz für eine zweite Missionsstation zu finden, stieß er auf zwei Flüsse,

welche bisher auf keiner Karte verzeichnet waren. Der edle Gouverneur Douglas von Thursday Island (spr. Sörsdä Giländ), dem er über die geographischen Ergebnisse seiner Reise Bericht erstattete, verlieh dem einen Fluß amtlich die Bezeichnung Missionsfluß, dem andern den Namen Heyfluß.

Studentenbund für die Mission.

In Halle a. S. wurde ein „Studentenbund für die Mission“ gegründet, der einen Aufruf an die Studierenden aller Fakultäten auf den deutschen und schweizerischen Universitäten gerichtet hat. Der geschäftsführende Ausschuß hat einen Vertreter in Halle, einen in Straßburg, einen

dritten in Berlin und endlich einen vierten in Barmen. Folgende Satzungen wurden angenommen: § 1. Der Studentenbund für Mission ist ein Gebets-Werbebund für die Mission. § 2. Mitglied kann jeder werden, der auf dem Grund der Schrift stehend, im Glauben an Jesum Christum als an seinen Gott und Herrn an der Verwirklichung des Missionsbefehles mitarbeiten will. § 3. Diese Verwirklichung erstrebt er, indem er sich vor dem Herrn

die Frage stellt, ob er selbst Missionar werden soll, und indem er andere für das Missionswerk zu gewinnen sucht. — „Laßt uns Einkehr halten,“ heißt es in dem Aufruf, „bei uns vor Gott, unserm Herrn, und in Beugung fragen: „Herr, willst du mich senden?“ Hier handelt es sich nicht um amerikanische oder englische Ideen, sondern um eine große Sache unseres Gottes, die getrieben werden muß. — Gottes Segen auf diesen Bund! —

Neueste Nachrichten.

Eine erschütternde Trauerkunde ist aus Ostafrika gekommen. Die Leipziger Mission am Kilimandscharo wollte eben ihre vierte Station daselbst anlegen, der Platz zu derselben war am Mern-Berge ausgewählt. Die beiden jungen und tüchtigen Missionare Dvir und Segebrock waren mit ihrer Karawane dahin aufgebrochen, um die Gründung der Station vorzunehmen. Dabei sind sie in der Nacht zum 20. Oktober von räuberischen Aruscha- und Meruleuten überfallen und ermordet worden. Wir bringen in nächster Nummer die Bilder der Erschlagenen und hoffentlich auch genauere Nachrichten über ihren Tod, wenn solche inzwischen eintreffen.

Eine der opfer- und mühereichsten der deutschen Missionen ist die Norddeutsche Mission im Oshelände in Westafrika. Sie hat in den 50 Jahren ihrer dortigen Arbeit bereits 63 Männer und Frauen verloren, und die Ernten sind bisher verhältnismäßig klein gewesen. Die Mitgliederzahl der drei gegründeten Gemeinden mit ihren Außenstationen beträgt 1623 Seelen. Da erfüllt es denn mit herzlicher Freude, wenn von „allerlei Erntefreuden und Ernteaussichten“ berichtet werden kann. Da sind in We 8 Personen, in Whute 8, in Dscheluforhe 3 Erwachsene und 5 Kinder, in Kpengoe 3 Männer und 1 Frau fast zugleich getauft worden. In der deutschen Küstenstadt Some ist das Gotteshaus für die Menge der Besucher zu klein geworden und hat vergrößert werden müssen. Some soll die vierte mit Missionaren besetzte Station werden. Nordd. M.-Bl. 75 ff.

Missionar Ramsfeyer von der Baseler Mission ist im Juli vorigen Jahres in Kumase, der ehemals so gefürchteten Haupt-

stadt des Asante-Reiches, dem Sitz finsterner, heidnischer Greuel, eingezogen, wo er ehemals vier Jahre lang gefangen geseßen hat. Die Unterkunft, die er daselbst in drei niedrigen, armseligen Lehmhütten gefunden hat, ist vorläufig freilich kümmerlich genug. Er ist aber mit dem Aufbau einer ordentlichen Station beschäftigt.

Die protestantische Mission in Madagaskar hat einen schweren Verlust erlitten durch die Abberufung des französischen Gouverneurs Varoche. Zwar ließ er jeder Konfession ihr Recht, doch bekannte er sich selbst offen und von Herzen zur evangelischen Kirche. Darum war er ein Anstoß in den Augen der römischen Partei. Ihren anhaltenden Intriguen ist es endlich gelungen bei der Regierung die Rückberufung Varoches durchzusetzen. „Der Ausgang dieses Preßfeldzuges ist sicherlich eines der traurigsten Ereignisse der letzten Jahre,“ . . . „ein trauriges Vorzeichen für die Zukunft unsers Landes,“ so schreibt mit großer Entrüstung und Trauer „Le Christianisme.“

In der Brüdergemeinde ist das Mitglied der Missionsdirektion Otto Padel zum Bischof geweiht und darauf zu einer Visitation des Missionsfeldes nach Surinam abgereist.

Stets aufs neue laufen erfreuliche Nachrichten aus der Rheinischen Mission in China ein. So schreibt neuerdings Missionar Dietrich: Schon wieder haben wir ein Tauffest feiern dürfen. In Rang pui wurden 43 Seelen in die Gemeinde aufgenommen. Damit ist dort der Grund zu einer neuen Gemeinde gelegt. Taufbewerber sind in dortiger Gegend theils in Rang pui selbst, theils in den umliegenden Ortschaften noch über 100 vorhanden. Noch

eine offene Thür hat uns der Herr in der Tumuner Gegend gegeben. In der 2. Stb. von Tumun gelegenen Landschaft Wai tak haben sich 32 Familienhäupter zum Übertritt gemeldet. Die Leute haben aus eigenen Mitteln ein Grundstück gekauft und als

Bauplatz für eine Kapelle geschenkt. Auch in Thai ping und Chan han fängt es an sich zu regen. Diese unerwarteten Thüröffnungen und reichen Segnungen des Herrn in der chinesischen Mission stimmen uns zu Lob und Dank.

Bücherbesprechungen.

Warnet, D., Die Mission in der Schule. 7. Aufl. Gütersloh, C. Bertelsmann. 2 M., geb. 2,50 M. Mit der Missionskarte von H. Heilmann 2,70 M., geb. 3,20 M.

Es ist eine wahre Freude, wie dieses musterhafte „Handbuch für Lehrer“ sich schnell und sicher Bahn bricht. Im Jahre 1887 zum ersten Male erschienen, erlebte es gleich im ersten Jahre vier Auflagen; und jetzt, noch nicht ein Jahrzehnt danach, wird schon die siebente Auflage begehrt. In der That, das Buch ist dieser Aufnahme wert; es ist eine wahre Fundgrube missionarischer und pädagogischer Erfahrung. Fast alle Regierungen und Konsistorien Preußens haben dasselbe amtlich empfohlen. Die Kritik ist einmütig im Lobe desselben. Es ist ein mit vollster Sachkenntnis und edler, heiliger Begeisterung geschriebenes Buch, das auf lange Zeit hinaus die beste Stoffsammlung für den Missionsunterricht in Kirche und Schule bleiben wird. Für Lehrer, welche ihren Schülern die Missionsfrage ans Herz und Gewissen legen wollen, ist es unentbehrlich; für Pastoren und Sonntagschullehrer im kirchlichen Jugendunterricht vorzüglich brauchbar; auch für die praktische Nukzbarmachung der Missionsgedanken im Konfirmanden-Unterricht bietet es treffliche Anleitung. Die Schlusskapitel verweisen speciell auf die Mission in den deutschen Kolonien und auf den Anteil des ev. Deutschland an der Missionsarbeit. Für jeden Missionsfreund von großem Interesse.

Clément, B., Im Lande der Sonne. Schwerin. Verlag von Fr. Bahn. Broch. 4 M., eleg. 5 M.

Ein Missionsroman! Viele werden bedenklich den Kopf schütteln; — ist das heilige Missionswerk schon so weit verflacht, daß sich die Romanschriftsteller desselben bemächtigen? Auch der Herausgeber nahm das Buch mit einem nicht gerade günstigen Vorurteil in die Hand. Aber je weiter ich mich in das Buch vertiefte, um so angenehmer wurde ich enttäuscht. Eine durchaus edle und würdige Sprache empfängt uns. Man ist erstaunt und überrascht, mit welcher Sicherheit und Genauigkeit das Lokalkolorit gezeichnet wird, die heilige Stadt Venares mit all ihrem Schmutz, ihrem wilden Fanatismus und ihrem unsinnigen Gögendienst; Simla und die Vorberge des Himalaya mit allem Reiz ihrer einzigartigen landschaftlichen Schönheit u. s. w. Überall hat man den Eindruck, die Verfasserin muß die Städte und Landschaften selbst gesehen oder die einschlägige Litteratur gut studiert haben. Die Handlung des Romans ist die denkbar einfachste. Elisabeth, die Tochter des englischen Missionars Wilson in Venares, kehrt aus Deutschland und England, wo sie zu ihrer Erziehung gewohnt, in ihr Elternhaus zurück, lernt auf dem Schiff den jungen begeisterten Missionar Walter kennen und verlobt sich gleich

nach ihrer Ankunft im Elternhause mit demselben. Aus Liebe zu ihr geht ihr Vetter Reginald nach Indien und tritt in Venares als Offizier in englische Kriegsdienste. Da er jedoch seine Cousine bereits verlobt findet, bringt er die Brautleute absichtlich auseinander, indem er des Bräutigams Eifersucht zu erwecken versteht, verliebt sich aber selbst in die Pflegeschwester seiner Cousine, die indische Fürstentochter Amarasanthi, die, von ihrem Vater verstoßen, in dem friedlichen Missionshause eine neue Heimat gefunden hat. In den Gefahren und Wirren des Sepoy-Aufstandes, in den alle Personen des Romans aufs schmerzlichste verwickelt werden, kommen die Herzen zurecht, und die beiden Paare finden sich wieder. — Die Darstellung ist so lebhaft, der spannenden, manchmal sogar aufregenden Situationen sind so viele, daß man bis zu Ende voll gefesselt bleibt. Durch die Darstellung des denkwürdigen Sepoy-Aufstandes, der vorübergehend die ganze englische Herrschaft in Indien über den Haufen warf, wird der Handlung ein histor. Hintergrund gegeben. Weniger gelungen und vom missionarischen Gesichtspunkt sehr ansehbar ist die Befehrung des Elternhauses durch Amarasanthi, die durch merkwürdige Fügungen ihre Mutter und ihren Vater wiederfindet und alle in dreijähriger Arbeit zum Christenglauben führt. Die Glanzpartie des Buches ist die Schilderung des Missionshauses in Venares; anziehend ist die Darstellung der schweren Kämpfe, in denen der junge Missionar Walter seinen Beruf richtig erfassen lernt. Junge Mädchen werden das Buch mit Begeisterung lesen; in Missionsnähvereinen wird es vielen Beifall finden; auch zum Vorlesen im Familienkreise wird es sich gut eignen.

Grundemann, D., Missionsbilder mit Versen. Berlin, Missionsbuchh., Friedensstraße 9.

Es dürfte in weiten Kreisen bekannt sein, daß es sich dieser gelehrte Missionstenner zu einer besonderen Aufgabe gesetzt hat, das Interesse für die Mission in den Kinderherzen zu wecken. Die „Missionsbilder mit Versen“ haben sich trotz aller Kritik siegreich Bahn gebrochen und sind in Hunderttausenden von Exemplaren verbreitet. D. Grundemann ist aber auch seinerseits unablässig bemüht, an denselben zu feilen und zu verbessern. So hat er jetzt alle zu den Hefen III und IV (Ostafrika und China) gehörigen Farbenplatten ganz neu herstellen, zum Teil sogar die Zeichnungen neu entwerfen lassen. Hält man die Hefte der ersten Auflage neben die der zweiten, so ist ein bedeutender Fortschritt unverkennbar. Wir möchten diejenigen, welche Weihnachtsgeschenken für Kinder, besonders für kleinere Kinder zu veranstalten haben, warm auf diese kleinen Hefchen aufmerksam machen, zumal da jetzt alle Hefte von III—VIII in großen Auflagen vorrätig sind.



Moritz Görcke und das Barbener Fest.

Missionsbilder aus der Heimat nach eigenen und fremden Erinnerungen
gezeichnet von Hermann Petrich.

Wer die Geschichte des Missionslebens im nördlichen Deutschland verfolgt hat, dem sind auch die Namen Görcke und Barben sicher begegnet, und wer auf Missionsfesten und in Missionsstunden kein Fremdling ist, der hat dort auch schon einmal mitgesungen: „Mach dich auf und werde Licht, Zion, denn dein Licht ist kommen!“ oder: „Auf, laßt uns Zion bauen mit fröhlichem Vertrauen, im Namen Jesu Christ!“ An die Quelle dieser Lieder, unter das Auge jenes gesegneten Missionszeugen und an die Stätte seines Wirkens will ich den lieben Leser im Geist heute führen.

1. Werfet eure Netze aus, daß ihr einen Zug thut.

Um die Johanniszeit war's im Jahre 1836, da bewegte sich ein vollgeladenes Fuhrwerk auf der Landstraße von Treptow a. Rega gen Kolberg langsam dahin. Man

sah es ihm an, daß es „Umzugsgut“ war, der mancherlei Hausrat samt den Personen, die dazwischen saßen, dem Vater, der Mutter und der Kindsmagd mit ihren Pflegebefohlenen. Da sie nun nahe gen Neumühle kamen, wo der Weg zur Linken nach Barben sich abzweigt, und man die Dächer des Dorfes, dem der Wagen entgegenfuhr, schon von ferne sah, ließ der junge Pastor Görcke — denn der und seine Familie waren die Reisenden — den Fuhrmann ein Weilchen stille halten. Dann faltete er mit seiner kleinen Wagen-gemeinde die Hände und schickte ein brünstiges Gebet zu dem Herrn empor: er habe ihn von Pyritz her nun an diesen neuen Ort gerufen, daß er ihm hier seinen Acker bestelle; auch hier habe er ja unsterbliche Seelen, die mit dem Blut seines Sohnes erkaufte seien, darum möge er selbst auch den Segen zu solchem geistlichen Ackerwerk geben.

Dann ging die Fahrt schneller die Straße hinab in das Dorf.

Aber daß Gott erbarm, was war das für ein Empfang! Wenn ein Missionar zu den Heiden kommt, giebt es nicht wenige, die ihn mit Freuden aufnehmen, und hier, wo ein christlicher Prediger in eine christliche Gemeinde den Fuß setzte, ging's, als ob die Hölle losgebunden sei. Ein roher Haufe hatte sich um das Pfarrgehöft zusammengerothet. Aus Brantweinflaschen tranken sie sich gegenseitig Mut zu. Man sah es ihnen an, sie hätten am liebsten



Pastor Anat.

ihren Pastor auf- und davongejagt. Wie sich später herausstellte, hatte ein benachbarter Amtsbruder, der die Superintendenz damals verwaltete und ein rechter Vernunftgläubiger von der bösesten Sorte war, sie noch besonders aufgehetzt: der Görcke wäre ein Finsterling, und sie wären doch alle schon aufgeklärt, darum sollten sie nur gehörig gegen ihn protestieren. Das besorgten sie denn nun mit ihrem Willkomm.

Wer weiß, hätte Görcke vor dem Dorf nicht so ernstlich gebetet, es wäre ihm doch vielleicht trotz seiner 32 Jahre das Herz

in die Schuhe gefallen. Nun aber, da ihn sein Gott auf diesen Posten gestellt und ihm dazu eine rechte pommerische Art gegeben hatte, die nicht viel rechts oder links, sondern am liebsten immer gerade aus geht, so stieg er am andern Sonntag auf die Kanzel und sagte zu seiner neuen Gemeinde: er müßte ja wohl, daß sie ihn gar nicht wollten; das könne er ihnen auch so übel nicht nehmen, dieweil sie ihn ja noch nicht kenneten; wären sie aber übers Jahr noch ebenso gesonnen, so sollten sie's ihm nur getrost zu wissen thun, dann würde er seinen Wanderstab weiter setzen, denn aufdrängen möchte er sich nicht; für jetzt aber wolle er ihnen das liebe Gotteswort auslegen, so gut er's vermöge.

Solche Rede deuchte denn doch vielen nicht ganz unvernünftig, und sie nahmen sich vor, es einmal ein Weilchen mit dem Neuen zu versuchen.

Nun könnte ich manches Stücklein von dem greulichen Heidentum, das Görcke bei seiner Gemeinde in Saufen und Fressen, Prozessieren, Raufen und anderem gottlosen Wesen vorfand, erzählen, auch wie unter seiner Predigt bald die eine und die andere Seele aus dem Tode zum Leben erwachte und fragte: „was muß ich thun, daß ich selig werde?“ und wie dann um die Adventszeit des Jahres 1843 eine große Erweckung die ganze Gemeinde, Kinder und Alte, Knechte und Mägde ergriff und Gottes Winde wunderbar wehten. Weil aber der geneigte Leser ein rechter Missionsfreund ist, der am liebsten von der Mission hört, und weil auch der heilige Geist an Zaren kein anderes Heilmittel so fleißig gebraucht hat, um es zu einer Stadt auf dem Berge zu machen, als die heilige Mission, also daß Zaren und Mission zusammengehören wie der Frühling und die Schwalben, das Wasser und die Rasse, so soll auch im folgenden insonderheit berichtet werden, wie sie daselbst Mission getrieben und Missionsfeste gefeiert haben. Der Leser mag hinterher selber sagen, wie's bei denen, die also thaten, drinnen im Herzen stand. Görcke hat selbst von dieser Missionsarbeit regelmäßig Bericht erstattet und zwar nicht selten, wie's seine Gewohnheit war, in Reimen und Versen. Davon können wir dann auch hier allerlei zum Kosten vorsetzen.

Es war im Juni des Jahres 1839,

als Knaf, der Görckes Schwager und mehr als das, sein Herzensbruder in Christo war, mit seiner Frau in Kolberger Deep badete, denn er hatte erst unlängst eine schwere Krankheit überstanden. Weil nun Deep nur eine Meile von Zarben entfernt lag, so waren sie oftmals beisammen, und der Wustertwitzer Pastor drang beständig in den Zerbener, er müsse endlich auch ein Missionsfest feiern, wie er's in Wustertwitz schon seit drei Jahren thue, und zwar so gleich am 24., am Tage Johannis des Täufers. Das war aber gerade ein Tag in der Woche, und Görcke hatte recht starke Bedenken, ob er von seinen Zerbenern nicht ein zu großes Opfer verlange, wenn er ihnen zumute, dem Herrn einen Werkeltag zu weihen. Nur den Bitten Knafs, denen bekanntlich nicht leicht einer Widerstand leisten konnte, gab er endlich nach.

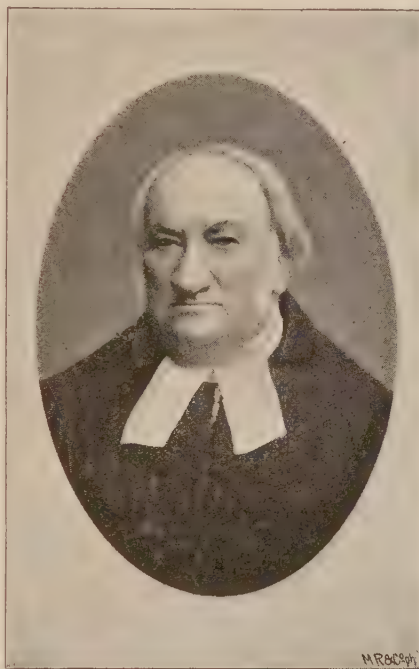
Der Tag kam heran und wenn auch am Himmel keine Wolken waren, so hingen sie auf Görckes Stirn dennoch, und er fragte besorgt, wie ein Ackermann, der am Einfahren ist, wenn schon der Donner von ferne rollt: „Wie wird's ablaufen?“ Da sie nun um den Tisch saßen und ihr Mittagbrot verzehrten, that sich die Thür auf, und der Postbote reichte einen Brief hinein. Der war schwerer, als sonst wohl die Briefe sind, und als sie ihn öffneten, fiel ein goldener Ring heraus. Auf dem Papier aber schrieb ein junger Lehrer von jenseits Stettin, diesen Ring habe ihm eine kranke Bauersfrau mit dem Auftrag übergeben, ihn auf das nächste Missionsfest zu senden. Da dies nun das Zerbener sei, so möchten sie ihn für die Heiden annehmen. „Das ist das Angeld aufs Fest!“ rief Knaf aus. „Aber wollen wir von der Frau uns beschämen lassen?“ und so gleich zogen er und sein Weib ihre Ringe gleichfalls vom Finger und legten sie neben den ersten auf den Teller. Der Teller ging am Tisch herum, und sieben goldene Ringe lagen am Ende darauf, zum Zeichen und Zeugnis, daß nun das Zerbener Pfarrhaus mit dem heiligen Missionswerk in fester Treue verlobt sei. Und als sie danach zum Gotteshaus wanderten, fanden sie es von andächtigen Seelen gefüllt, und als sie die Kollekte nach der Festfeier zählten, waren es mehr als 32 Thaler.

Da hat unser Görcke dem Herrn seinen Kleinglauben abgeben und bis an sein

Ende am Mittwoch vor Johanni sein Missionsfest gehalten.

2. Auf der Höhe.

Missionsfeste sind heute bei uns keine Seltenheit mehr. Es wird bald eine Seltenheit sein, wenn eine Gemeinde gar kein Missionsfest zustande bringt. Damals aber vor 50—60 Jahren waren in ganz Pommern erst ihrer drei oder vier zu finden, und unter diesen wurde das zu Zarben bald das besuchteste, vollstümlichste und gesegnetste. Wie zu einem guten Künstler



Pastor Görcke.

von allen Seiten die Schüler kommen, um ihm seine Kunst abzusehen und sie danach selber zu üben, so gut es gelingen will, so holten sich zahllose Seelen von dem Zerbener Fest den Anfang ihres neuen Lebens und ihrer Missionsliebe und fingen nun selber an, am Missionsnetz zu ziehen. Darum beobachteten wir den Strom unsers Missionslebens nur an seiner Quelle, wenn wir vom Zerbener Feste erzählen.

Alle Jahre, wenn der erste Graswuchs geschnitten war, und die Ackerer mit ihren Gäulen sich vor dem Auit — der Ernte — noch ein wenig verschnausten, rüstete man

sich in Gördes Gemeinde auf das geistliche Erntefest. Die ersten Jahre wurde es in der Kirche gefeiert, bald aber konnte sie die Menge der Hörer nicht fassen. Die Bänke und Stühle waren im Umsehen besetzt, und wenn zuletzt die Herren Prediger mit ihren Frauen kamen und doch noch hinein wollten, mußten sie fast vor Gedränge wieder umkehren. Einmal hatte der Küster sich in solcher Not helfen wollen und die Thür fest verschlossen gehalten, bis der Zug aus dem Pfarrhaus heran war. Dann schloß er vorsichtig auf und — prallte erschrocken zurück, als hätte er Gespenster gesehen, denn die Plätze waren trotz aller Vorsicht schon wieder besetzt. Die Leute waren eben noch schlauer als er gewesen und hatten, um ja nicht zu kurz zu kommen, ihren Weg durch die Fenster genommen. Da wählte man dann im Jahre 1845 den einzig richtigen Weg und zog mit Sang und Klang — denn in demselben Jahre war auch ein Gesangverein entstanden, zu dem sich später noch ein Posaunenchor gesellte — mitten ins Dorf auf den großen Platz,

Wo auf den schatt'gen Räumen
Unter zwei Ulmenbäumen
Das Chor, Altar und Kanzel ist.

Ja dies Chor, dieser Altar und diese Kanzel, wenn sie hätten reden können, was wäre das für eine lange, schöne Predigt geworden! Wie jeder heilige Christ seine Adventszeit hat, die ihm die Thür aufthut, und es darin so seltsam heimlich und erwartungsvoll zugeht, daß man hinterher nicht weiß, obs nicht gar noch schöner war als an den schnell verrauschenden Festtagen selbst, so hatte auch das liebe Zaubener Fest seinen Vorfabbath. Da brauchte keiner um Arbeit anzufragen, sie lief ihm von selbst in die Hände. Die Häuser mußten gereinigt und die Festtuchen mußten gebacken werden, die Straßen wurden mit Guirlanden querüber bezogen und gute Sprüche von Gottes Segen und der Brüder Gemeinschaft darangehängt. Die Sänger übten die Chorlieder ein und die Kinder die Liturgie. Dann kam der Dorfplatz selbst an die Reihe. Davon heißt es in einem Bericht:

Und das muß man den Zaubenern lassen,
Sie zeigen große Willigkeit,
Zu Jesu Ehren anzufassen,
Was hierbei sich an Arbeit beut.
Die lieben Wirte selbst voran,
Die Knechte und der Zimmermann:

Die einen sind beim Sängerkhore,
Die andern bau'n die Kanzel auf,
Die andern richten auf die Thore,
Und andre ziehn in vollem Lauf
Die Balken zu dem Festplatz hin
Und grünes Laub mit frohem Sinn.

Wer die Missionskirche fertig sah, den schmuckten Altar mit der Kanzel darüber und dem massiven Chor auf der Seite, der ahnte nicht, wo dies alles seinen Ursprung hatte. Hier war selbst das Unheilige heilig geworden. Zuerst wurden drei Querbalken nebeneinander gelegt, dann zwei aufgehobene Thorflügel darüber, das war der Unterbau. Drei Wagenleitern schlossen als Brüstung die Seiten ab, und damit sie auch ihr Festkleid hätten, mußte die Frau Pfarrerin den Wäscheschrank aufstehn und sie mit Tischtüchern und Tafen behängen. Zwischen hinein wurde der Altartisch gestellt, Decken daraufgelegt und alles mit Blumen und Blättern bekränzt. Hinter den Tisch kamen abermals Querbalken, eine handfeste Bodenlufe darüber, ein großer Rüben darauf, dann wiederum Balken und auf ihnen als Predigtstuhl das Schulkathedr, mit rotgrüner Decke geschmückt. So wurde eins nach dem andern fertig und die Bänke rings davor, und jeder und jedes, Menschen und Häuser, hatten ihren Teil daran.

Die Feier selbst begann schon am Vorabend mit einem Gottesdienst in der Kirche. Am andern Vormittag fand in den früheren Jahren ein besonderes Fest im Filial statt, in den späteren hatten dann die Kinder ihr eignes Festklein in Zarten. Wenn aber die Sonne ihren Höhepunkt überschritt, dann stieg der geistliche Tag zu seiner Höhe. Auf allen Landstraßen zogen die Gäste zu Fuß und zu Wagen herbei, manche hatten in schmerzlicher Erinnerung an frühere Erfahrungen ihre Sitzgelegenheit schon auf dem Rücken. Viele nahmen sogleich von ihrem Platze Beschlag, andere, die früh genug kamen, traten zuvor noch bei ihren Gastfreunden ein, denn das Herbergen und Gasten gehörte zum Fest wie die Blumen zum Garten, und manche herzliche Freundschaft wurde darüber geschlossen, und manche Bauersfrau vergaß auch das Murren nicht, wenn nämlich zu wenige bei ihr eingekehrt waren und ihre Nachbarin mehr hatte. Wenn dann aber an fünfzig liebe Gäste in einer Wirtschaft beisammen waren und im Pfarrhaus dreimal so viel und im ganzen

an 3000 Hörer, von denen einige bis zu zehn Meilen weit gereist waren, dann freuten sich alle der seligen Gemeinschaft.

Die bei weitem größte Zahl stellten wie billig die Bauers- und Büdnersleute. Von einem Fest in der Nachbarschaft berichtet Görcke sogar ausdrücklich:

Von den Reichen und vom Stand
Nicht einer sich zum Feste fand;
Sie kriegten von dem Segen nichts.
Man sah recht selten Angefichts
Die Bauersleute heimwärts ziehn
Und manche Seele kenne ich.

Von wie vielen Missionsfesten hat seither daselbe gegolten!

Von den etwa zwanzig Predigern, die gewöhnlich zu dem Zarbener Fest sich einfanden, mußten ihrer vier den Mund zum Zeugnis aufthun, und ob wohl jeder Vogel seine besondere Weise sang, so war's doch am Ende wie zu Pfingsten, da aller Predigt schön zusammenstimmte, und Parther und Kreter und Ausländer von Rom an demselben Evangelium sich labten.

Nun möchte der geneigte Leser, zumal wenn er selbst ein Missionsmann ist, der zu Zeiten dem Herrn auch ein Fest feiert, sicher gern wissen, ob's denn damals immer so glatt dabei geblieben und kein Ungewitter oder andere Verdrießlichkeit dazwischen geraten sei. Da kann ich ihm denn zum Troste vermelden, daß zwar Görcke mit seiner Gemeinde vor dem Missionsfest fleißig um gut Wetter gebetet hat, wie's der liebe Leser in solchem Fall sicherlich auch thut, daß aber der himmlische Wettermacher auch damals schon einen fastigen Regen öfter mit unter das „gute“ Wetter geschrieben hat. Das wollte denn zuerst fast die Stimmung verderben und niederdrücken, und wenn sich gar der Festplatz bei den ersten Tropfen mit Schirmen bedeckte und die Prediger auf alle die Zeugdächer statt in die Ohren einreden sollten, dann sagte der Festwater auch wohl ein unwillig Wort, so etwa, wie's einmal der selige Weinhold that, der sie fragte, ob sie vielleicht von Zucker wären. Bald aber kamen sie dahinter, daß Regen und Segen nicht so gar weit voneinander liegen und nur um einen einzigen Buchstaben unterschieden sind, und dann ging es, wie der eine Regenbericht vermeldet:

Nun erschallten die Posaunen.
Und die Festgemeinde sang,
Und das gab bald andre Launen. —

Darum sollen solche „andere Launen“ allen denen gewünscht sein, die ihrer etwa in ähnlicher Lage bedürfen möchten.

Noch häufiger als das Eintreten des Regens scheint in jenen Zeiten das Ausbleiben der Festprediger gewesen zu sein. Görcke muß öfter klagen:

In Zarken hatten alle Lieben,
Die ich zum Predigen einlud,
Für diesmal wieder abgeschrieben,
Und das macht leicht verzagten Mut.

Da mußten denn nicht selten die als Speisemeister einspringen, die eigentlich nur gekommen waren, sich satt machen zu lassen. Einstmals war bis dicht vor dem Kindergottesdienst noch kein einziger Pastor erschienen. Da fuhr ahnungslos ein Kandidat aus der Nachbarschaft auf den Hof. Der wurde nun, wie der Bericht schreibt, „mit Freuden, als vom Herrn gesendet, begrüßt, und als er sich an Speise und Trank leiblich ein wenig erquickt hatte, zu seinem größten Erstaunen mit vielem Widerstreben mit dem Predigtkleide geschmückt und vor der Kinderschar her vom Ortspfarrer zur Kirche geführt, ging aber neben ihm wie ein armer Sünder, der zum Nichtplatz geführt wird. Da er aber unter vielem Seufzen und Gebet zur Kirche ging wie selten ein Prediger mit seiner studierten Predigt, so sah ihn der Herr in Gnaden an und stärkte ihn wunderbar.“

Die besten Prediger waren freilich die lieben Missionare selbst, denn die predigten nicht allein mit ihren Worten, sondern auch mit ihrer Person, die so einen Geruch vom Heidenland an sich hatte. Gar mancher mußte, bevor er seinen Weg über das große Wasser antrat, erst seinen Abschied in Zarken nehmen, damit die Gemeinde ihn von Angesicht sähe und desto brünstiger ihn mit Gebeten begleite, und wenn er dann zum Besuch in die Heimat zurückkehrte, mußte er wiederkommen und erzählen, was der Herr ihn unter den Heiden hatte schauen lassen. Auch die Briefe, die in der Gemeinde von ihnen gelesen wurden, predigten weiter und knüpften das Band der Fürbitte fester. Als darum der Missionar Kropf, den viele Leser gewiß vor einigen Jahren gesehn und gehört haben, als er zum Druck der Rassenbibel in Europa sich aufhielt, im Herbst des Jahres 1845 auf der Überfahrt war und sich wunderte, daß die Stürme und Unwetter

ihm so freundlich aus dem Wege gingen, schrieb er an Görcke: „Daran haben auch gewiß viele Barbener Herzen und Hände großen Anteil, denn sie hatten mir ja bei meiner Abreise versprochen, meine Väter und Mütter, meine Brüder und Schwestern zu sein. Darum sage ich ihnen und allen Betern meinen herzlichsten und innigsten Dank. Wie sollte ich auch anders können! Ist mir doch Barben im vorigen Jahr ein bleibendes Denkmal göttlichen Segens in meiner Seele geworden. Es vergeht kein Tag, wo ich nicht mitten auf dem Meere

im Geist bei Ihnen weile und im Gebet Ihrer gedenke. Da ist mir's dann auch gewesen, als hörte ich Sie in der Morgen- und Abendandacht für Ihren Kropf beten.“

Wohl den Missionaren, die solche Betgemeinde hinter sich haben, und wohl der Gemeinde, mit der die Missionare sich also verbunden wissen!

3. Allerlei Menschenfischerei. Auf der Reise und daheim.

Als unser lieber Herr Christus die Missionsparole ausgab, da hat er noch



Kirche zu Barben.

nichts von Missionsfesten gesagt, zu denen die Leute zusammenkommen sollten, sondern er hat seinen Jüngern befohlen: „Gehet hin und prediget!“ Wo darum Mission ist, da darf's auch am Gehen und Reisen nicht fehlen; weil Görcke ein Missionsmann gewesen, so hat er's auch am Gehen und Reisen nicht fehlen lassen, und die Mission ist mit ihm gegangen auf Schritt und Tritt, und er hätte aus der Haut fahren müssen, wenn er das Missionieren auch nur eine Stunde lang hätte lassen sollen. Zunächst kamen die Dörfer seiner

Nachbarschaft an die Reihe, deren keins gerne sein Zeugnis entbehrte. Davon heißt es in einem Bericht:

Immer wieder muß ich loben
Jesus, unsern teuren Herrn,
Für die vielen Gnadenproben
An den Sündern nah und fern,
Der uns auch in diesem Jahr
So geneigt und freundlich war,
Daß wir durch sein Gnadenwalten
Konnten gar sechs Feste halten:
Und zwar zwei im Kirchspiel Barben,
Zwei auch im Kirchspiel Jedlin,
Wo man nirgends durfte darben,
Zog man mit Verlangen hin;

Auch in Güzlaßshagen nicht
Und in Dargislaß war Licht.
Jesus war an jedem Orte
Und gab Segen zu dem Borte.

Dann ging es weiter ins Land hinaus.
Das Komitee der Berliner Gesellschaft fragte
einst bei ihm, ob er nicht gänzlich als Reise-
prediger in den Missionsdienst eintreten
wolle. Er lehnte es ab, da er das eigent-
lich schon sei: „Am 6. Januar predigte
ich auf dem Missionsfest in Nehmer, am
dritten Ostertage in Greifenberg, am dritten
Pfingsttage in Drosedow, am vierten in

Regenwalde, am 29. Mai in Berlin, am
3. Juni auf dem Missionsfest in Lucken-
walde, am vierten eine Abendpredigt in
Ziddichow, am fünften eine Erbauungs-
stunde in Pyritz, am sechsten daselbst eine
Missionsrede und abends eine Erbauung,
am siebenten eine Abendpredigt in Strohs-
dorf. Auf diese Art haben wir in Pommern
viele Missionsprediger.“ Selbst bis nach
Westfalen führte ihn die Reise.

Aber auch unterwegs und auf der
Straße war er unablässig am Missionieren.



Pfarrhaus zu Järben.

Es war an ihm so eine eigene Art, väter-
lich freundlich und doch gewaltig ernst,
und er hatte auch immer ein ganzes
Schlüsselbund bei sich, damit er den Leuten,
mit denen der Herr ihn zusammenführte,
gerade aufs Herz ging und gar schnell
das richtige Löchlein traf und umdrehte
und aufschloß. Oftmals hat er selbänder
oder selbdrift oder -viert auf dem Wagen
geessen wie weiland Philippus neben dem
Kämmerer aus Mohrenland und ihnen die
Schrift und ihr eigenes Leben gedeutet, und
ob's ein Justizrat oder ein Kaufmann oder

nur der Kutscher selber war, machte ihm
gar nichts.

Einstmals stieg ein weißbärtiger Rab-
biner mit seiner Tochter zu ihm in den
Postwagen, und nachdem sie sich den guten
Tag geboten, sagte Görcke alsbald: „Ich
bin auch ein Jude!“ Der Sohn Abra-
hams sah ihn ein wenig von der Seite
an und wußte nicht recht, ob er's glauben
solle oder nicht, denn Görckes Nase mochte
allenfalls dazu stimmen. Der aber beweist
ihm sogleich sein Judentum: „Ich glaube
alles, was Moses und die Propheten ge-

sagt haben. Thun Sie das auch?" Der Schriftgelehrte mußte ihm Rede und Antwort stehn, und sie kamen von einer Verheißung auf die andere, bis sie bei Jesaja am 53ten ausliefen, von wo bekanntlich bis zum Herrn Christus soweit ist wie von Berlin in die Hauptstadt. Dem armen Rabbi wurde dabei das Herz immer enger und enger und zugleich doch leichter und leichter, und er hatte in seinem Leben noch nicht gewußt, daß in seinen heiligen Büchern soviel Süßigkeit zu lesen sei, und es fehlte nicht viel, so hätte er Ja und Amen zu dem, was Görcke ihm deutete, gesagt. Da aber fuhr seine Tochter, der um den Ausgang angst und bange werden wollte, dazwischen: „Vater, jetzt redst du kein Wort weiter!“ Und Vater redete kein Wort weiter.

Ein anderes Mal fuhr er mit dem jungen Kandidaten Wangemann, den er nachmals mit zum Missionsdirektor hat machen helfen, um die zwölfte Nachtstunde durch ein Dorf. Die Leute lagen fast alle im Schlaf. Da aber der Wagen auf dem Wege zu Schaden gekommen war, hielten sie vor der Schmiede und riefen den Schmied, er möchte ihnen den Patienten wieder herstellen. Während nun Meister Hämmerlein an die Arbeit ging, verbreitete sich — man wußte kaum wie — im Dorfe die Kunde: „Görcke ist da!“, und noch war keine Viertelstunde verflossen, da saß und stand schon die ganze Stube zum Erdrücken voll, und Görcke mußte ihnen wie Paulus zu Troas das Wort um Mitternacht predigen, und hat's auch gern gethan, und die anderen haben die unterbrochene Nachtruhe nimmer bereut, sondern danach erst die schönste Ruhe gefunden.

Freilich zum Wandern und Reisen gehören junge Knochen, und Görckes Jahre waren allmählich in köstlicher Mühe und Arbeit dahingeflogen. Sonderlich das Fahren auf holperigen Wegen und hartem Wagen machte ihm viele Beschwerde. Zu seinem 50jährigen Amtsjubiläum, das er im Jahre 1877 beging, schenkten ihm seine Pfarrkinder daher einen bequemen Kutschwagen. Ob der also Beschenke damals zurück an seinen ersten Empfang auf dem Barbener

Pfarrhof gedacht oder mehr vorwärts an „Eliä Wagen“, darauf er einst ganz sanft „mit engelischer Schar“ heimfahren wollte, weiß ich nicht; das aber weiß ich, daß seine Seele von Freude und Frieden und von Lob und Dank über des Herrn Barmherzigkeit sehr voll war. Fünf Jahre hat er seitdem noch sein Erdenwerk fortgesetzt. Es ging immer mehr in die Stille. Als der Verfasser, der ihn damals kennen und lieb haben lernte, einst neben ihm an einer Festtafel saß, da nach der Welt Weise der eine diesen, der andere jenen Gast hoch leben ließ, wurde er verdrießlich und böse, und als ich ihn dann fragte, was ihn denn ärger, gab er zur Antwort: „Christenleute sollen doch nicht hoch, sondern tief leben!“ Das ist mir seitdem recht oft in den Sinn gekommen, wenn ich allerlei arme Sünder auf den Weihrauchswolken menschlicher Rede aufsteigen sah, und es war doch nicht anders, als wenn die Buben über den Haferstoppeln ihre Drachen in die Luft treiben, die nach kurzem Vergnügen alle hübsch wieder zur Erde hernieder müssen.

Es war im Juni 1882, als Görcke zum letztenmal auf dem Barbener Fest nach seiner Gewohnheit als Hausvater das Schlußwort sprach. Es geschah in großer Schwachheit über den Heilandsgruß: „Friede sei mit euch!“ Am 6. März des folgenden Jahres hielt nach wiederholten Schlaganfällen der Eliaszwagen zur Heimfahrt vor seiner Thür. Am Giebel des Barbener Pfarrhauses mag der geneigte Leser sich den Platz denken, da der liebe Gottesmann im Todesringen seufzte: „Herr Jesu, erbarme dich über mich Allerärmsten!“ und noch beim Scheiden: „Ich will nach Hause zu meinem allerliebsten Heiland.“ Er hatte die Seinen gesegnet und sein Sohn hatte ihn gesegnet. Unter ihren Gebeten und Liedern, die sie auf seinen Wunsch anstimmten, fuhr seine Seele ins Vaterland.

Er ist gestorben und lebet noch. Wenn der liebe Leser am Mittwoch vor der Johanniswoche nach Zarben kommt, kann er's mit eignen Augen sehen.

Vater Schneller und das syrische Waisenhaus in Jerusalem.

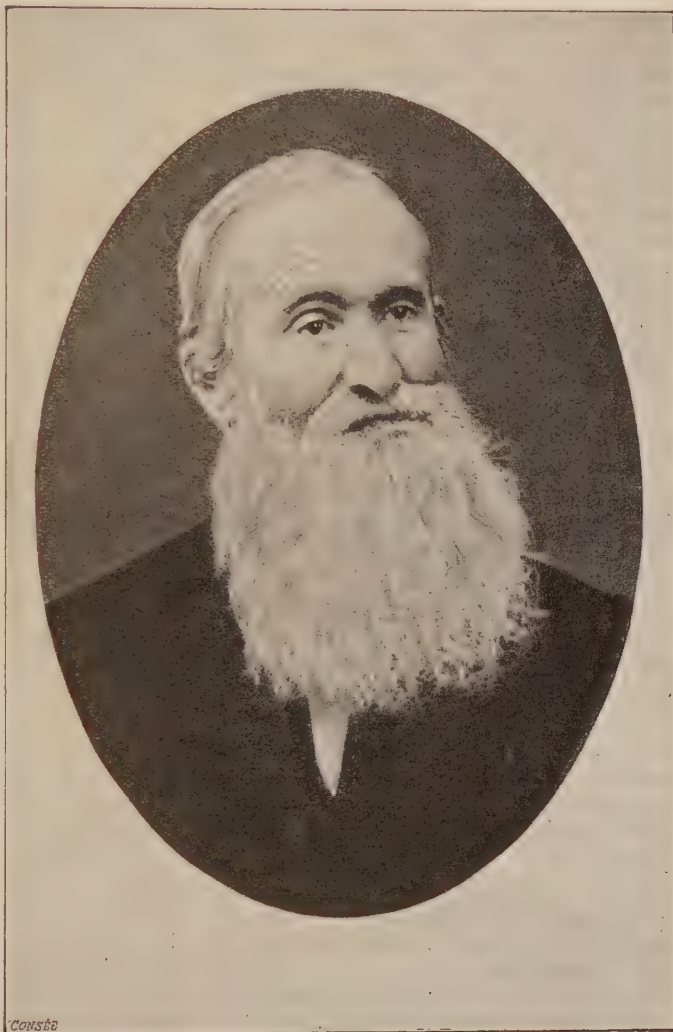
Aus Aufzeichnungen und Berichten Pastor Ludwig Schnellers in Köln.

Die evangelische Mission im heiligen Lande hat drei ihrer treuesten Freunde und Arbeiter verloren; kurz nacheinander starben

arm und konnten ihn nicht auf höhere Schulen schicken. Indessen mit jener zähen Ausdauer, die ihn später als Mann unter

Gen.-Sup. Oberhofprediger D. Kögel, der langjährige Leiter des Jerusalemsvereins, und Pastor D. Diffelhoff in Kaiserswerth, der Leiter der ausgedehnten Wohlthätigkeitsanstalten im Orient. Am 18. Okt. 1896 ist ihnen der Direktor des syrischen Waisenhauses bei Jerusalem im Tode nachgefolgt.

Direktor Ludwig Schneller wurde am 15. Januar 1820 in Erpfingen auf der schwäbischen Alb in der Gegend der bekannten Burg Lichtenstein geboren. Seine Eltern waren arme Bauersleute. Nach der Absicht seiner Eltern sollte auch er ein Bauersmann werden, und er mußte von früh an in Stall und Feld tüchtig arbeiten. Aber in der armen Bauernhütte lebte ein Schatz heiliger Erinnerungen an die Großeltern, die 90 Jahre zuvor, im Jahre 1734, mit den Salzburger Emigranten ihre liebe Heimat im Salzathale hatten verlassen und um ihres Glaubens willen ins Elend wandern müssen. Diese Familienerinnerungen erweckten in dem frommen Knaben sehr früh den Wunsch, einmal mitzuwirken zur Ausbreitung evangelischen Glaubens, und nicht nur die steinigten Äcker der schwäbischen Alb, sondern den Acker im Reiche Gottes bearbeiten zu dürfen. Aber wie sollte er dazu gelangen? Die Eltern waren damals



Direktor Ludwig Schneller.

den schwierigsten Verhältnissen an einem einmal ins Auge gefaßten Ziele festhalten ließ, half er sich selbst. Er benutzte jeden freien Augenblick zum Lernen und Studieren. Der Ortspfarrer erkannte die außergewöhnliche Begabung des Knaben und theilte ihm Privatunterricht im Lateinischen,

in der Religion und Geschichte, und der Lehrer half in den übrigen Fächern treulich mit. So teilte er auch im Jünglingsalter seine Zeit zwischen Hacke und Pflug und seinen Büchern. Noch in sehr jugendlichem Alter meldete er sich zum württembergischen Lehrerexamen, das er, ohne ein Seminar besucht zu haben, mit Auszeichnung bestand. In seinem 27. Jahre wurde er von Spittler in Basel zum ersten Leiter und Hausvater der heute weithin bekannten Missionsanstalt auf St. Chrischona berufen.

Da kam im Jahre 1850 die entscheidende Wendung seines Lebens, als ihn Spittler zur Leitung des Brüderhauses nach Jerusalem berief. Von Basel aus war die sogenannte „Apostelstraße“ begründet worden, eine Reihe von Missionsstationen, welche vom Herzen Ägyptens aus bis weit in den Sudan und zu den Quellen des Nils hinauf eine zusammenhängende Vorpostenkette evangelischer Gemeinden bilden sollte. Die für diese innerafrikanischen Stationen bestimmten Missionare sollten in einem Missionsseminar zu Jerusalem auf morgenländischem Boden einen praktischen Kursus durchmachen. Die Leitung dieses Seminars war Schneller übertragen worden.

Indessen mußte die leitende Pilgermissions-Gesellschaft diesen Plan allmählich wieder fallen lassen, da sich demselben in Afrika unübersteigliche Hindernisse entgegenstellten. Dadurch wurde Schneller veranlaßt, der direkten Wirksamkeit unter den arabischen Landeskindern näher zu treten. Hier brauchte freilich nach Aufgaben nicht gesucht zu werden. Sie drängten sich ihm allerorten auf. Innerhalb der geschützten Mauern der Stadt befand sich ja eine junge englische Missionsstation. Aber die Masse des Landvolkes, das draußen vor den Thoren der Stadt auf den Bergen und in den Thälern des alten Gebirges Juda wohnte, wurde nicht erreicht. Zu ihnen beschloß Schneller hinauszugehen und in Gottes Namen den Niedrigsten und Verkommensten des Landes das Evangelium zu bringen.

So kaufte er eine halbe Stunde nordwestlich von der Stadt ein hochgelegenes Grundstück, um sich dort anzusiedeln. Es gehörte in der That Glaubensmut dazu, diesen Plan auszuführen. Denn die An-

fänge waren überaus bescheiden und demütig. Seine und seiner Frau Lebensweise glich damals fast derjenigen der Beduinen der Wüste. Da, wo heute die freundlichen, ausgedehnten Gärten des Syrischen Waisenhauses grünen, war damals weit und breit nur eine trostlose Felsenwüstenei zu sehen. Da wohnten sie in elenden Laubhütten, die ein Windstoß umwerfen konnte, in der nächsten Nachbarschaft der Füchse und Hasen, der Schakale und Hyänen, die ihnen oft genug des Abends, wenn sie ihren lieben, deutschen Choral gesungen, aus den Höhlen und Felsen ihr gellendes Schlummerlied in ihre mehrlose Laubhütte hineinheulten. Neben der Wohnhütte stand noch eine andere als „Speisesaal“ und eine dritte als Küche. Daß die letztere einmal beim Kochen von der lohenden Flamme ergriffen und im Nu in Asche verwandelt wurde, ist nicht zu verwundern.

Endlich aber, ehe die Regenzeit mit ihren orkanartigen, brausenden Winden und ihren heftigen Regengüssen kam, waren einige Zimmer fertig und konnten bezogen werden. Doch bald sollten sie durch ein unvermutetes Ereignis daran erinnert werden, daß sie hier draußen der Willkür der räuberischen Landesbewohner preisgegeben seien. Sie hatten bis dahin so sicher auf ihrem Landgute gelebt, als wäre keine Gefahr weder vom Aufgang noch vom Niedergang noch vom Gebirge in der Wüste. Aber als Schneller eines Abends ruhig und unter stückweiser Begleitung eines andern Missionars aus der Stadt nach Hause ging, wo er dringend erwartet war, da wurde zuerst sein Begleiter und eine Strecke weiter auch er von Wegelagerern völlig und unter Schlägen ausgezogen und beraubt. Als dies geschehen war, setzten ihn die Räuber auf seinen Esel mit den Worten: So jetzt geh heim. Dies aber hätte geheißen, die Räuber ins Haus führen. Er kehrte zur Stadt zurück, und es wurde Mitternacht, bis beide Beraubte polizeiliche Hilfe erlangten, in welcher banger Zeit der Abwesenheit ihm der Herr daheim einen zweiten Sohn schenkte, der heute in Köln Pastor ist.

Im Frühling wurde aber getrost weiter gebaut und noch in demselben Jahre das Haus vollendet. Da wurden einige Freunde geladen und in Gottes Namen das neue Haus dem Dienste des Herrn geweiht.

Unvergessen steht in dem Jahrbuche des Hauses das kindliche Weihegebet, mit dem sie dies thaten. Es lautete: „Nun Herr, dies Haus soll dein Haus sein, und wir wollen dir und deinem Werke darin dienen mit allem, was wir sind und haben!“

Noch in derselben Nacht fing der Herr an, diesen Entschluß auf eine harte und lange Probe zu setzen. Sie hatten sich kaum niedergelegt, so schlug der Hund an. Die Fenster wurden eingeworfen, die Thüren mit vorrätigen Bausteinen eingeschlagen, und sieben Räuber drangen mit Flinte und Säbel bewaffnet ins Zimmer. Das vorhandene Geld mußte ihnen gegeben, Kisten und Kästen geöffnet werden, und Schneller wurde mit gezücktem Schwert genötigt, ihnen zu leuchten, bis sie alle Kleider und Geräte genommen hatten. Sie fanden aber wenig Geld und hieben ihn mit dem Schwert wiederholt auf Rücken und Nacken, um durch Einschüchterung größere Geldsummen zu erpressen, die aber nicht vorhanden waren. Schneller lag in seinem Blute am Boden, und die Räuber mochten sich auch endlich sagen, daß die beiden zu Tode geängsteten Leute gewiß ihre Schätze herausgegeben haben würden, wenn sie noch etwas gehabt hätten. Da zogen sie endlich ab und trugen ihren Raub im Werte von 9000 Piaſtern davon.

Glücklicherweise war einer der Räuber erkannt worden und konnte durch Vermittlung des deutschen Konsuls dingfest gemacht werden. Es gelang dem Konsul auch, die türkische Behörde dazu zu bringen, die Räuber zu einem — wenn auch sehr geringen — Schadenersatz zu verurteilen. Damit hielten die Beraubten die Angelegenheit noch in einer günstigen Weise erledigt. Aber die Prüfung sollte noch nicht zu Ende sein. Kaum ein halbes Jahr später, in der Nacht vor dem Zahltage der Ersatzsumme, kamen die Räuber wieder und diesmal mit Mordgedanken. Die Angegriffenen konnten sich im inneren Zimmer nur so lange halten, bis die Räuber die Thür mit einem Beil so zerhauen hatten, daß das Schloß abfiel. Da in der höchsten Not, als schon nervige Arme hereinlangten, um die Möbel umzustößen, welche die Thür verbarricadierten, drohte Schneller zu schießen. Die Belagerer lachten. „Wenn du Pulver hättest, dann hättest du schon lange geschossen.“ Jetzt

blitzten und knallten mehrere Schüsse durch die Nacht, denn es galt in der äußersten Not Weib und Kind und Leben zu verteidigen. Das wirkte. Betroffen, auch leicht getroffen, zogen sich die Raubmörder zurück und beschloßen, mit einem neuen Raub von 3000 bis 4000 Piaſtern abzuziehen.

Hoch auf atmeten die Belagerten, als endlich die drei langen, dunklen Schreckensstunden vorüber waren. Sie fielen sich um den Hals und dankten Gott, daß er sie gnädig bewahrt hatte vor einem schnellen und bösen Tode. Da, kaum nach einer halben Stunde heulte wieder der Hund, und donnernd schlugen wieder Keulen und Äxte an die Thür. Die Räuber hofften jetzt, bei eingetretener Sorglosigkeit die Thür offen zu finden. Das war nicht der Fall. Wieder begann der Kampf, Belagerung und Verteidigung. Und erst als nach einer weiteren Stunde voll Schrecken und Bangigkeit die ersten roten Strahlen der Morgenröte hinter dem Ölberg aufdämmerten, zogen die Feinde ab.

Das waren dunkle Zeiten. Das Haus, das sie so freudigen Mutes bezogen hatten, mußten sie räumen und in der damaligen Wildnis unbewohnt stehen lassen und hinter die schützenden Mauern der Stadt ziehen. Da sie den Schaden hatten, brauchten sie auch für den Spott derer nicht zu sorgen, welchen ein solches Unternehmen „für den Herrn“ eine Thorheit war.

Da brach im Jahre 1860 der mohammedanische Fanatismus in Syrien in hellen Flammen aus. Drusen und Mohammedaner erhoben sich, und gellende Kriegsrufe tönten durch die friedlichen Christendörfer auf dem Libanon. Tausende von Christen wurden erschlagen, und Ströme von Blut rannen durch die sonst so lieblichen Gebirgsthäler jenes uns aus der heiligen Schrift so wohl bekannten Gebirges. Auch über Jerusalem lagerte unheimliche Schwüle.

Wehklagend flüchteten die Scharen von Witwen mit ihren Kindern hinab vom Gebirge an den phönizischen Strand, in die Gegend von Tyrus und Sidon. Dort lagerten sie hilflos, von allen Mitteln entblößt, weinend am Seegeſtade, sehnſüchtig hinausschauend auf das blaue Meer, das sich unermesslich vor ihren Augen ausdehnte, und hinter welchem die Christenvölker wohnten, von denen allein ihre Hilfe

kommen konnte. Da eilte auch Schneller hinab nach Tyrus und Sidon, um nach Kräften zu helfen. Es muß ein ergreifender Anblick gewesen sein, als ihn dort am Meeresgestade Witwen und Waisen von allen Seiten umringten und baten, sie mitzunehmen. So beschloß er, in Gottes Namen etwa dreißig dieser unglücklichen verwaisten Christenfinder mitzunehmen. Mit dieser hilflosen, jugendlichen Schar machte er nun die mühselige Reise hinauf auf die Höhen von Jerusalem und eröffnete mit ihnen in seinem Hause am Namenstage Martin Luthers, am 11. Nov. 1860, das Syrische Waisenhaus.

Langsam, aber immer mehr gewann diese glaubensmutige Arbeit vor den Thoren Jerusalems die Teilnahme weiter Kreise im ganzen evangelischen Deutschland. Ähnlich wie im Rauhen Hause wurde von Anfang an neben der Schule großes Gewicht auf die Erziehung zur Arbeit gelegt, so daß sich im Laufe der Zeit eine große Zahl von Werkstätten und Industrien an das Haus angeliebert hat. Neben den den täglichen Bedürfnissen dienenden Werkstätten der Schneider, Schuster, Tischler, Drechsler, Schmiede und Schlosser findet sich im Syrischen Waisenhaus auch die beste Buchdruckerei Palästinas, eine große Töpferei, eine im Entstehen begriffene Ziegelfabrik u. a. Ein Seminar bildet arabische Lehrer und Prediger aus. Um das Haus her liegt ein großes Landareal, fast so groß wie die innere Stadt Jerusalem. Dies hat Schneller teils aus eigenen Mitteln, teils mit Hilfe von Darlehen auf eigene Gefahr und Kosten zu einer Zeit erworben, als die Landpreise noch überaus billig waren, so daß manche meinten, er habe es auf ein vorteilhaftes Vändereigengeschäft abgesehen. Als er aber das Ziel erreicht hatte, das unter den in der Türkei waltenden Zuständen nur in aller Stille, unter unglaublichen Schwierigkeiten und nur mit der zähesten Ausdauer erreicht werden konnte, trat er das inzwischen um das Zwanzigfache im Wert gestiegene große Landareal selbstlos gegen Erstattung seiner Kosten an den Vorstand des Syrischen Waisenhauses ab. Dieser große Landkomplex ist für die Zukunft des Hauses, das längst nicht mehr bloß der Waisenversorgung dient, sondern zu einer großen Missionsanstalt für Palästina geworden ist,

von der allergrößten Wichtigkeit. Hier rings um das Haus her werden jetzt von Jahr zu Jahr mehr solche evangelische arabische Familien angesiedelt, welche im Hause selbst erzogen sind. Außerdem ist in Bir-Salem in der Philisterebene eine Ackerbau-Kolonie eingerichtet, um denjenigen früheren Zöglingen angemessene Beschäftigung und eine sichere Existenz zu verschaffen, welche Ackerbauer werden wollen.

Bis in ein hohes Alter hinein war es „Vater Schneller“ vergönnt, mit seltener Frische seinem vielseitigen Werke vorzustehen. Da ergriff ihn plötzlich eine heftige Lungenentzündung und machte seinem Leben in wenigen Tagen ein Ende. Lassen wir davon seinen Sohn, Pastor Ludwig Schneller, erzählen:

Vom Heimgang meines lieben Vaters sind inzwischen briefliche Nachrichten eingetroffen. Demnach war sein Sterben wie ein großes, triumphierendes Amen auf sein ganzes, in Demut seinem Heilande geweihtes Leben. Am letzten Sonntag vor seinem Ende wollte er noch einmal zu seinem Sorgen- und Lieblingskind Bir-Salem, um den Gottesdienst zu halten und da und dort zu raten. Meine Mutter bat ihn sehr, da zu bleiben, aber es zog ihn mächtig dahin, und er versprach, am Abend mit der Bahn wieder zu kommen, um den Sonntagabendgottesdienst noch mit der ganzen Hausgemeinde zu halten. Er führte das auch alles aus. Am Montag widmete er sich noch unermüdet seinem Beruf, obwohl sich Zeichen einer in Bir-Salem gehaltenen Erkältung zeigten. Am Dienstag früh fühlte er sich plötzlich sehr unwohl und legte sich zu Bett. Bald zeigte sich, daß er sich eine Lungenentzündung zugezogen hatte. Er hatte hohes Fieber und war vielfach bewußtlos. In einer klaren Stunde am Samstag kam Pastor Hoppe aus Jerusalem, und meine Mutter fragte den Kranken, ob er nicht das heilige Abendmahl empfangen möchte. Nein, sagte er, ich will's vom Theodor nehmen. Er meinte seinen ältesten Sohn, der schon im nahen syrischen Hafen, in Beirut weilte. Als man ihn aber auf seinen gefährlichen Zustand hinwies, feierte er mit meiner Mutter noch einmal das heilige Mahl. Nachts wurde nach der bestimmten Aussage des Arztes seine Auflösung erwartet. Aber am Sonntag Morgen erwachte er ganz ruhig und klaren Bewußt-

feins. Klar war ihm vor allem, daß er an diesem Sonntag zum ewigen Sabbath eingehen werde. Da ließ er noch einmal alle kommen und segnete sie wie ein sterbender Patriarch. Das Wort Gottes, das ihm lebenslang die wahre Heimat seiner Seele gewesen, und in dem er so bewandert war wie sonst in nichts in der Welt,



frömte in dieser letzten Stunde geradezu von seinen Lippen. Jedem legte er sterbend die Hand auf und sprach über ihn ein besonderes, oft den übrigen unbekanntes und scheinbar entlegenes, aber meist überraschend passendes Wort aus der heiligen Schrift. Auch die leider sämtlich abwesenden Söhne segnete er noch in die Hände der Mutter und sprach dazu das Wort: „Der Herr euer Gott lasse euch wachsen und gedeihen zu seiner Ehre und vieler Menschen Heil und Seligkeit!“ und nach einer Pause das Wort (das ich auf mein Suchen Sir. 11, 20 fand): „Bleibe an Gottes Wort und übe dich darin und beharre in deinem Beruf und laß dich nicht irren, wie die Gottlosen nach Gut trachten!“

Er tröstete die Weinenden, die noch in großer Zahl um sein Lager standen, mit der frohen Gewißheit, daß er beim Herrn wieder erwachen werde. Dann erhob er noch einmal seine Hände und sprach (Joh. 17, 40): „Ich habe vollendet das Werk, das du mir gegeben hast, daß ich es thun soll.“ Dann ist er sanft und still eingeschlafen.

Es war eine gewaltige Menge, die seinem Leichenzug folgte. Die deutsche und

die englische evangelische Gemeinde waren zahlreich vertreten; und selbst die Schranken des jetzt in so hohen Wogen gehenden Hasses der Mohammedaner wurden angesichts des Todes dieses mit solcher Selbstlosigkeit seit 46 Jahren unter ihnen wandelnden Mannes durchbrochen, die türkische Regierung entsandte ihren Vertreter, und auch mohammedanische Fellachen folgten dem ernstesten Zuge, der sich durch die Vorstadt Jerusalems, an den Herodestürmen Hippikus und Phasael vorbei nach dem Berge Zion bewegte.

Mein Bruder kam leider erst am Dienstag Abend mit Frau und Kindern aus Deutschland in Jerusalem an. Gegen alle orientalische Sitte hatte man die entfesselte Hülle bis zu seiner Rückkehr im Hause gelassen und mit Eis zc. erhalten. Aber es war ein erschütterndes, unendlich wehmütiges Wiedersehen, als er an die Bahre des geliebten Vaters trat, den er nicht mehr lebend hatte antreffen dürfen, und der in unserm Kirchlein unter dem Altarbilde des gen Himmel fahrenden Heilandes dalag, als ob er schlief, müde von der Arbeit.

Einige Stunden vor seinem Tode kam noch mein letzter Brief an mit der Nachricht, daß der Vorstand seinen Wunsch erfüllt habe, armenische Waisen aufzunehmen.

Es war seine letzte Freude auf Erden. Uns aber soll es ein teures Vermächtnis sein, diesen Zweig der Arbeit in ernster Zeit treu zu pflegen.

Anna Dahoma.

Von P. D. von Bl.

Ich war noch nicht lange in der Kapstadt angekommen, als ich einer Konferenz für Schulangelegenheiten beiwohnte, zu welcher sich eine große Anzahl von Geistlichen, Missionaren, Lehrern und Lehrerinnen versammelt hatten, die mir zum größeren Teil noch unbekannt waren. Es wurde allerlei überlegt und besprochen, wobei jeder, welchen der Vorsitzende dazu aufrief, seine Meinung zu äußern hatte. Gerade vor mir saß eine hochgewachsene, schlanke Dame, deren liebliche Stimme mir besonders auffiel, als sie sich in wohlgeordneter Rede über die besten Maßregeln zur Ausbildung von Volksschullehrerinnen äußerte, und es war leicht zu merken, daß ihr mit Ehrerbietung zugehört wurde. Erst als die Konferenz beendet war und alles aufbrach, sah ich das Gesicht dieser Dame, welche als Miss Dahoma angeredet worden war; ihre Farbe war so schwarz wie das Ebenholz, also weit dunkler, als man sie gewöhnlich in der Kapstadt antrifft, obgleich dort fast alle Nationalitäten vertreten sind. Als ich mich weiter nach ihr erkundigte, erfuhr ich, daß sie als Gehilfin der Vorsteherin in der ersten englischen Erziehungsanstalt in der Kapstadt wirkte. Es wurden dort nicht nur elternlose Mädchen ganz erzogen, sondern es war auch eine bedeutende Volksschule sowie ein Institut zur Ausbildung von Lehrerinnen damit verbunden, welches schon vielen Segen verbreitet hatte.

Wie war diese Tochter Inner-Afrikas an das Südkap gekommen? fragte ich weiter. „Ja, das ist eine höchst merkwürdige Geschichte,“ gab man mir zur Antwort. — Ich besuchte später selbst Miss Anna Dahoma, in der ich eine überaus edle, fromme Christin kennen lernte, welche trotz ihrer reifen Jahre sich eine Lieblichkeit des Wesens und eine Kindlichkeit in ihren Anschauungen bewahrt hatte, die ihren Umgang höchst anziehend machten. Ihre Negerphysiognomie war wunderbar verfeinert durch die reiche

Ausbildung ihres Verstandes, und die leuchtenden Augen und der sanfte Ausdruck des Mundes machten sie wirklich schön. Wie sie aus ihrem Geburtslande an ihren jetzigen Wohnort gekommen, und wie sie das geworden, was sie jetzt war, davon möchte ich nun erzählen, sowie ich es teils von ihr selbst, teils von anderen erfahren habe.

Der Sklavenhandel ist bekanntlich die „Pestbeule“ Afrikas. Durch ihn wurden und werden noch jetzt jährlich Tausende von Menschenleben zu Grunde gerichtet trotz aller Maßregeln, welche man dagegen zu nehmen sucht. Wenn auch weiter kein Grund vorläge, die Ausbreitung christlicher Oberherrschaft über ganz Afrika zu wünschen, — allein darum schon müßte man den Tag herbeisehnen, wo der Mohammedanismus seine Machtstellung verlöre, daß endlich die Völker Afrikas von dieser jammervollen Plage los würden. Still und friedlich lebt oft die Bevölkerung eines Stammes ein Jahr nach dem anderen dahin, glücklich mit ihren einfachen Bedürfnissen und bei ihren harmlosen Beschäftigungen. Die Bananen bringen ihnen reichlich Früchte, und der Mais in ihren Gärten bedarf nur geringer Arbeit. Unser Bild S. 40 versetzt uns mitten in ein solches afrikanisches Dorf; ist es nicht wie ein Bild des Friedens? Die sauberen, bogenförmigen Wohnhütten, die Bananensträucher und Maisgärten zur Rechten und zur Linken der Dorfstraße; die fröhlich plaudernde Gruppe von Männern im Vordergrund und die mit dem Mittagbrot beschäftigten Frauen vor der Hütte zur Rechten, alles mutet uns so lieblich und freundlich an. Da plötzlich in der Nacht wird das Dorf von einem Trupp Araber überfallen, welche entweder allein oder verbündet mit einem anderen, dem ersten feindlichen Stamme, sich hier neue Ware für ihren schrecklichen Handel holen wollen. Die Hütten werden um-



Mischlinge © Flouventhäuser mit ihren © Flouventhäusern.

ringt, man wirft Feuerbrände in die von Blättern und Rohr gebildeten Dächer, und wenn die Bewohner, erschreckt aus dem Schlaf auffahrend, herausstürzen, so werden die Männer niedergeschossen, die halberwachsenen Jünglinge aber sowie die jungen Frauen und Kinder zusammengepöppelt und fortgeführt. Ist der Trupp der Sklavenjäger sehr zahlreich, so wird es ihnen zuweilen auch möglich, die Männer zu überwältigen und zu binden. Alle Gefangenen werden paarweise mit den Halsen in ein hölzernes Joch gespannt, dann wird jedes Paar mit dem nächsten durch Seile verbunden und so, meist mit gefesselten Händen müssen sie neben dem

Zuge der berittenen Araber herlaufen. Nahrung und Ruhe werden ihnen auf das spärlichste gewährt. Sind ihre Treiber auch Elefantenjäger, so müssen die armen Sklaven das erbeutete Elfenbein und womöglich ihre Beiniger selbst auf den Köpfen zur Küste tragen. Ein trauriger Zug zur Küste, wie ihn unser Bild S. 41 darstellt. Borne gehen zwei Trommelschläger, die mit ihren Händen den um die Lenden geschnallten Trommeln einförmige Töne entlocken. Hinter ihnen folgt der Kilangosi, der Karawanenführer mit seinem langen Stöcke, dem Zeichen seiner Würde. Dann lassen sich zwei Araber bequem in Rutenkörben auf den Köpfen ihrer Sklaven tragen.



In einem afrikanischen Dorfe.

Und dahinter folgt die lange Reihe der andern Sklaven mit ihren schweren Lasten auf dem Kopfe. So geht es an dem Dorf vorbei, dessen Palmen freundlich über den Pallisadenbau herüber grüßen. Viele kommen auf dem Marsche durch die Wüsten um, ehe sie noch den Sklavenmarkt an der Küste erreichen, aber was liegt daran? Wenn die Sklavenjäger sehen, daß die Zahl zu klein wird, so überfallen sie wieder einen Ort und vergrößern ihre Herde. Die Reisenden in Inner-Afrika erkennen die Hauptstraßen, welche die Karawanen ziehen, deutlich an den menschlichen Gerippen, welche an dem Weg entlang im Wüstenlande bleichen, — das sind die Ge-

beine der armen Sklaven, welche auf der Reise, wenn sie vor Erschöpfung nicht mehr laufen konnten, aus dem Joch gelöst und mit einem Dolchstich in der Brust weggeworfen wurden. Schreckliche Handelsstraßen, die solches Zeugnis geben von der rücksichtslosen Grausamkeit der arabischen Sklavenhändler.

Es ist bekannt, daß die europäischen Mächte seit vierzig Jahren einen heftigen Kampf gegen diese Greuel des arabischen Sklavenhandels führen, und daß auch unser deutsches Vaterland mit in die Reihen der Vorkämpfer gegen diese arabische Barbarei eingetreten ist, seitdem wir Kolonialbesitz in Ostafrika haben. Dank diesen jahr-

zehntelangen Bemühungen ist wenigstens an der ostafrikanischen Küste der Sklavenhandel so gut wie unmöglich gemacht. Im Herzen Afrikas dauern freilich die Greuel noch fort, und nach den mohammedanischen Gebieten im Norden und Nordosten Afrikas führen noch manche mit bleichenden Gebeinen gefallener Sklaven gezeichnete Karawanenwege.

Einer der edelsten Freunde Afrikas, ein Mann voll Mitleids und Erbarmens mit den armen, geknechteten Sklaven, war der englisch=evangelische Missionsbischof

Mackenzie. Er befand sich vor etwa fünfzig Jahren auf einer Reise im Innern; er wanderte zu Fuß und war nur von wenigen Eingeborenen begleitet, die das notwendigste Gepäck trugen. Er suchte die richtige Straße nach der Küste einzuhalten, indem er auf die erwähnten Spuren der Sklavenkarawanen achtete. Er war noch mehrere Tagereisen von Zanzibar entfernt, als er eine sterbende, schwerverwundete schwarze Frau im glühenden Sande liegen sah, die ein weinendes Kind in den Armen hielt. Der gute Bischof hielt an, suchte



Auf dem Zuge zur Küste.

die Leidende zu erquicken und wollte ihre Wunde verbinden, aber sie sagte ihm, es sei zu spät. Vierundzwanzig Stunden hatte sie blutend und verschmachtend hilflos dagelegen, seit die Sklavensänger, welche sie aus ihrer Hütte gerissen, sie hier niedergestossen hatten, weil sie sich mit dem Kind nicht weiterschleppen konnte. Der Dolch hatte nicht tief genug getroffen, darum diese lange Todesqual. „Meine Augen sind dunkel,“ seufzte sie, „und ich muß fort aus dem Leben; aber guter weißer Mann, rette mein Kind, meine kleine Da-

homa!“ — „Du kannst ruhig sein,“ erwiderte er, „dein Kind soll mein Kind sein.“ — Da starb die arme Sklavin, und des Bischofs Begleiter bedeckten sie mit dem Wüstensande. Bischof Mackenzie aber setzte das kleine, schwarze Mädchen, das erst ein paar Jahre alt und halbverhungert war, auf seine Schulter und trug es so vier Tage lang. Er nährte es mit eingeweichtem Reisewieback, und wenn es schlafen wollte, ließ er es in seinen Armen ruhen. Einmal kam die Reisegesellschaft an einen breiten Fluß, der von Wolken-

brüchen angeschwellt war, und den man durchschwimmen mußte; da band Mackenzie sich sein Pflegekind mit einem Tuche auf dem Rücken fest und zerteilte so mit rüstigem Arme die Flut, bis er glücklich an das andere Ufer kam. Endlich brachte er die Kleine wohlbehalten nach Zanzibar, dort taufte er sie auf den Namen Anna Dahoma und übergab sie der Pflege einer eingeborenen Christenfrau. Aber das kleine Wesen blieb sein besonderer Liebling, und er hatte seine Freude an ihrem intelligenten, lebhaften Geist. Als das Mädchen acht Jahre alt war, machte der Bischof eine Reise nach der Kapstadt, er nahm Anna Dahoma mit und gab sie dort in eine englische Schule, damit sie einst auch ihren Teil zur Civilisation des dunklen Erdteils beitragen lerne.

Nicht lange danach starb der edle Bischof Mackenzie,¹⁾ und seine Pflegetochter wurde nun ganz von dem Hause adoptiert, in dem sie ihr Heim gefunden hatte. Sie entwickelte sich dort auf das erfreulichste, wurde erst eine hochbegabte, fleißige Schülerin, dann eine vielgeliebte Lehrerin, und endlich half sie als rechte Hand der Vorsteherin andere Lehrerinnen ausbilden, welche sie besonders tief in dem

¹⁾ Die einzelnen Daten der Erzählung stimmen nicht ganz mit dem sonst überlieferten Lebensgange des edlen Bischofs Mackenzie. Aber da es sich hier um persönliche Erinnerungen einer Schwarzen handelt, die Mackenzie alles verdankte und darum mit schwärmerischer Liebe an dem Gedächtnis seines Namens hing, geben wir ihre Erzählung unverändert wieder. D. H.

Einen, was not thut, zu gründen mußte. Ob Anna Dahoma jetzt noch lebt, weiß ich nicht, denn sie war schwach und leidend, als ich sie zuletzt sah; aber ein schönes, reiches Leben hat sie gehabt, und helles Licht für die Seelen weißer und schwarzer Menschen ist durch lange Jahre von dieser dunklen Tochter des dunklen Weltteils ausgegangen.

Als ich ihr einmal meine Freude darüber aussprach, daß sie mit solcher Liebe ihrem Beruf lebe und so thatkräftig mit helfe bei allen Bestrebungen zur Errichtung von christlichen Schulen, da lächelte sie mich freundlich an und sagte in ihrer sanften, heiteren Weise: „Ich kann ja nicht anders als Liebe üben und helfen, soweit es mir möglich ist, wenn ich denke, durch welche christliche Liebesthat ich armes Sklavenkind selbst errettet und in den Dienst des Heilandes gebracht worden bin. Und was das Vorwärtstreben anbetrifft, da, glaube ich, hat's mir der gute Bischof Mackenzie angethan, als er mich die vier Tage lang durch die Wüste trug; er hat mir später manchmal erzählt, wie er mich damals, so oft ich weinte, beruhigt hat durch das geistliche Marschlied: „Vorwärts, Streiter Christi“ (Onward Christian soldiers) und das, sagte er, habe mich immer in Schlaf gewiegt. Da habe ich das Kämpfen für unseren Herrn und das Vorwärtsgen, das mein edler Retter sein Leben lang in so großherziger Weise geübt hat, von ihm gelernt und habe es dann in meiner geringen Weise auch versucht.“

Die Missionare Segebrock und Ovir,

zwei Märtyrer der Leipziger Mission.

Von R. Mdr.

Aus Afrika kam Anfang November eine erschütternde Trauerkunde, die alle Missionsfreunde tief betrüben muß. Kaum hatte die Leipziger Mission die Nachricht von dem Hinscheiden des Missionars Kämpf, welcher in Mbungu (Britisch-Ostafrika) am 4. September am Gallenfieber starb, erhalten, da meldete die Post einen neuen, doppelt schweren Verlust.

Die Missionare Karl Segebrock und Ewald Ovir haben fern von der Heimat einen jähen Tod gefunden. Am Meruberg

in Deutsch-Ostafrika sind sie in der Nacht zum 20. Oktober von Eingebornen ermordet worden. Nur wenige Tage vorher waren sie dorthin gekommen, um die vierte Leipziger Missionsstation in Deutsch-Ostafrika zu gründen. Der Missionar Segebrock starb in einem Alter von 24 Jahren; Missionar Ovir hatte das 24. Lebensjahr noch nicht vollendet.

Karl Segebrock wurde am 4./16. Januar 1872 als zweitältester Sohn des Tischlers Ernst Segebrock in Mittau in Kurland ge-

boren. Er besuchte bis 1887 daselbst die Kaiser-Alexander-Schule und war nach deren Absolvierung als Lehrergehilfe an einer Kirchenschule thätig. Jedoch bald gab er diese Stelle auf, um seine Kräfte in den Dienst der Mission zu stellen. Er trat Ostern 1889 in das Missionsseminar in Leipzig ein und erhielt daselbst bis Ostern 1895 seine Ausbildung.

Ewald Ovir wurde in Jaggowall in Esthland am 6./18. Februar 1873 als Sohn des Landwirtes Karl Ovir geboren. Er besuchte das Regierungs-Gymnasium in Reval und war dann eine Zeit lang Hauslehrer in Esthland. Am 30. November 1891 trat auch er in das Leipziger Missions-

Seminar ein, in dem er gleichfalls bis Ostern 1895 blieb.

Nachdem beide Missionskandidaten das Abgangsexamen gut bestanden hatten, wurden sie am ersten Pfingstfeiertage durch den Geh. Kirchenrat Sup. D. Pant im Vormittags-Gottesdienste in der Leipziger Thomaskirche ordiniert. Am Mittwoch nach Pfingsten erfolgte durch den Vorsitzenden des Missions-Kollegiums Oberkonsistorial-Präsident Dr. von Stählin im Festgottesdienste des Missionsfestes ihre Abordnung nach Deutsch-Ostafrika.

Fröhlich verließen die jungen Missionare nach einer herzlichen Abschiedsfeier im Missionshause am 17. Juni Leipzig, um



Missionar Ovir,
ermordet den 20. Oktober 1896.



Missionar Segebrock,
ermordet den 20. Oktober 1896.

sich bald darauf in Hamburg nach Ost-Afrika einzuschiffen.

Mitte September erreichten sie wohlbehalten ihren Bestimmungsort, den südlichen Abhang des gewaltigen Kilimandscharo-Gebirges, wo die drei ersten Leipziger Stationen Kwarango, Mamba und Moschi ziemlich nahe bei einander liegen. Mit Eifer und Erfolg machten sie sich an ihre nächste Aufgabe, das Studium der Sprache und der Volkseigenart der Dschagga.

Missionar Ovir wurde bei seinem Sprachstudium von hervorragender Begabung und ungewöhnlichen Kenntnissen unterstützt. Er hat in der kurzen Zeit wertvolle Beiträge für die Erforschung der Sprache

und Aufsätze über das Land und seine Bewohner geliefert. Auch Missionar Segebrock hatte sich, wie aus seinen Berichten hervorgeht, schon mit Liebe und Erfolg in seine Aufgabe eingearbeitet.

Ein besonderer Beweis, mit welcher Hingebung Missionar Ovir in seinem Berufe thätig war, ist es, daß er sich im August 1896, als die Frage über die Vergrößerung des Missionsgebietes erwogen wurde, bereit erklärte, auch allein mit Hinterrücksetzung seines Lebens die Missionsarbeit am Meruberge zu beginnen und auszuharren, bis Zuzug käme. Da es jedoch räthlicher war, daß ein zweiter Missionar ihn dabei unterstützte, wurde sein Landsmann Segebrock von

der Missionsleitung beauftragt, mit ihm nach dem Meruberge aufzubrechen.

Am 13. Oktober feierten sie fröhlich mit den andern Leipziger Missionaren in Madscham das heilige Abendmahl und die Taufe des Töchterleins Johanna des Missionars Müller. Man hatte ihnen eine schöne Ausrüstung mitgegeben, damit die Arbeit am Meruberge nicht zu ärmlich anfange. Siebzig Träger beförderten ihr ganzes Gepäck durch die Steppe. Am 15. Oktober trafen die Missionare mit ihrer Karawane wohlbehalten bei dem Häuptling Matunda am Meru an und wurden von diesem freundlich aufgenommen. Ihre Zelte wurden aufgeschlagen und ein geeigneter Platz für die Anlage der Station ausgewählt. An eine Gefahr für ihr Leben dachten sie trotz vereinzelter Warnungen um so weniger, als Hauptmann Johannes am 18. Oktober mit dreißig Askaris angekommen war und nur tausend Meter von ihnen sein Lager aufgeschlagen hatte. Am 19. Oktober weilten die beiden Missionare bis abends 6 Uhr im deutschen Militärlager und kehrten mit Einbruch der Dunkelheit im Gefühl völliger Sicherheit zu ihren Zelten zurück. Aber in der darauf folgenden Nacht wurden um $1\frac{1}{4}$ Uhr morgens plötzlich beide Lager, die Missionare und Hauptmann Johannes, von einer zahlreichen Kriegsschar in voller Waffenrüstung überfallen. Johannes konnte die Angreifer mit leichter Mühe zurückwerfen, zumal ihm eben noch rechtzeitig eine Viertelstunde vor dem Überfall Nach-

richt zugegangen war. Aber die beiden Missionare wurden ahnungslos im Schlafe überfallen. Missionar Dvir fuhr zu Tode getroffen von seinem Lager auf und rief: „Ich sterbe, aber ich danke euch.“ Dann sank er um. Als Hauptmann Johannes eine halbe Stunde später einen Rundschafter an die Unglücksstätte sandte, fand dieser beide Missionare von je dreißig Speerstichen durchbohrt tot am Boden liegen. Ihre Ausrüstung war teils gestohlen, teils zerstört. Man grub eilends ein Grab, legte beide Leichname zusammen hinein und betete ein Vaterunser. Zu den Häupten des Hügels wurde ein Kreuz angebracht samt einem aufgefundenen Bilde des Hauptes Christi. Dann mußte Hauptmann Johannes mit seiner kleinen Abteilung sich schnell in die Steppe zurückziehen, da er mit seinen dreißig Leuten es auf keinen zweiten Überfall ankommen lassen durfte. Er zog schnell Verstärkungen von Moschi herbei und züchtigte mit diesen die Mörder empfindlich.

Der Schlag traf die Leipziger Mission wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Auch die Brüder in Madschame und Moschi hatten nichts von dem drohenden Unheil geahnt; ja Hauptmann Johannes hatte sich so sicher gefühlt, daß er seine junge Frau mit auf die Expedition genommen hatte.

Es ist des Herrn Wille; er thue, was ihm wohlgefällt. Er wolle auch unter seiner Engel Hut das einsame Grab am Meruberge beschützen, bis auch aus dieser Blutssaat eine Segensernte erwächst zu seines Namens Ehre.

Vom großen Missionsfelde.

Schwere Zeiten.

Viele Striche der Erde werden zur Zeit von so schweren Leiden heimgesucht, daß sie allgemeine Teilnahme wachrufen. Nicht nur daß der Süden unseres Schutzgebietes Deutsch-Südwestafrika, das Großnamaland, von harter Dürre betroffen ist, welche die ohnehin schon so armen Nama und Bastards am Hungertuche nagen läßt und sie von den Stationen weg ins Außenfeld zerstreut; oder daß in Armenien Hunderttausende durch die grausame Tyrannei der Türken und Kurden, aller Habe beraubt, dem Hungertode entgegenstehen. Der ganze Süden Afrikas wird von einer schrecklichen Geißel heimgesucht, der Rinderpest. Von den weiten Gebieten des äqua-

torialen Central-Afrika hat sich seit vier Jahren die furchtbare Plage langsam, aber sicher nach Süden gewälzt. Als Missionsinspektor Merensky im Jahre 1891 am Nordende des Njassa-Sees weilte, war die Pest eben bis dorthin vorgedrungen. Seitdem war sie einige Jahre fest stehen geblieben, aber nur um seit dem Frühjahr 1896 mit um so reißenderer Schnelligkeit sich nach dem Süden hin auszubreiten. Das Matebele-Land wurde angesteckt; von da wurde die Seuche in das britische Betschuanaland eingeschleppt. Transvaal suchte sich durch rücksichtslose Absperrungsmaßregeln zu sichern; aber die sträfliche Selbstsucht und Sorglosigkeit der Schwarzen machte alle Vorsicht zu schanden. Es

wurde der Befehl gegeben, daß kein Ochse vom Matebelelande aus nach Transvaal hereingelassen werde; wo in einem Ochsenzuge auch nur ein Tier krank würde, sollte die ganze Herde erbarmungslos erschossen werden. Aber die Schwarzen umgingen die Militärposten und fuhren quersfeldein. Kranke und gefallene Ochsen ließ man liegen, so daß das Feld weit und breit mit Pestvieh übersäet war und die Krankheit wie ein Lauffeuer um sich griff. Die meisten Tiere verendeten unterwegs, die Wagen blieben einfach im Felde stehen, es fehlte an Zugvieh sie heimzuholen. Wenn man bedenkt, daß im Vieh der ganze Wohlstand der Eingebornen Südafrikas besteht, ja daß bei vielen Stämmen die Rinderherden die einzige Grundlage ihrer wirtschaftlichen Existenz sind, so kann man sich einen Begriff von der furchtbaren Tragweite dieser verheerenden Seuche machen. In Matebeleland und den angrenzenden Bezirken sollen nach der Berechnung des Kapitäns Newton 1,250,000 Stück Vieh gefallen sein. Viele Viehposten sind einfach ausgestorben. Das Furchtbarste ist, daß noch gar kein Ende der Krankheit abzusehen ist. Bisher haben sich alle Absperrungsmaßregeln als nutzlos erwiesen. Schwarzsehende Unglückspropheten meinen, die Seuche werde nicht vor den Thoren von Kapstadt aufhören. Gott wolle das verhüten. Denn der Schaden, welchen die Rinderpest in dem Hererolande anrichten würde, wenn sie dort um sich griffe, wäre einfach unberechenbar; es wäre auf Jahrzehnte hinaus der wirtschaftliche Ruin des Hererovolkes!¹⁾

Ein Brief des Missionars Sharp in Maseking (Britisch Betschuanaland), den wir im Auszuge mittheilen, läßt uns einen Blick in das Glend der schwer heimgesuchten Distrikte thun: „Die Verwüstungen der Rinderpest haben die Betschuanen einfach arm gemacht. Man erzählt mir, daß allein die Baralong meines Bezirks 20,000 Stück verloren haben. Es ist geradezu

niederschlagend durch das Land zu reisen; es ist verwüstet. Die Außenposten des Stammes sind verödet. Die Dörfer, die sonst zur Abendzeit, wenn das Vieh heimkehrte, voller Leben waren, sind jetzt still wie der Tod. In einem Dorfe, wo man sonst Hunderte von Rindern auf der Straße sah, fand ich neulich noch zwei Kälber und auch diese eben im Begriff zu verenden.“ Bei manchen Stämmen, besonders bei den Bakwena und Bangwaketse, ist bereits der Hungertyphus ausgebrochen.

Während so Südafrika unsre innige Theilnahme in Anspruch nimmt, zieht über die weiten Gebiete Nordindiens das Schreckensgespenst einer furchtbaren Hungersnot herauf. Saat und Ernte hängt in Indien zum großen Theile von dem rechtzeitigen und nachhaltigen Einsetzen der Regenzeit ab. Dieser Regen ist aber in den letzten Jahren sehr spärlich gefallen und in der Regenzeit vom November 1896 ab fast ganz ausgeblieben. Die Wirkung wird in diesem Jahre um so furchtbarer sein, als auch die letzten Ernten schon dürrig ausgefallen waren. Die Kornpreise sind bereits auf das Doppelte der gewöhnlichen Höhe und darüber gestiegen. „Wenn man nach dem Bazar geht,“ schreibt der Göttnersche Missionar Vorbeer, „um etwas einzukaufen, wird man von einer großen Schar von Bettlern umringt, sodaß man nur schwer vorwärts kommt. Auf meinem Gange nach der Schule sehe ich alle Tage halb verhungerte Menschen vor den Kaufläden liegen und ihre halbvertrockneten Arme nach etwas Eßbarem ausstrecken, um ihren nagenden Hunger zu stillen. In anderen Städten scheint es noch schlimmer zu sein. In Lahore ist eine große, hungrige Schar Menschen zum Magistrat gekommen und hat ihn um Nahrung gebeten, indem sie sagten: Geben Sie uns was zu essen, oder wir plündern alle Läden, damit wir ins Gefängnis kommen, wo wir ja gut versorgt werden. In andern Städten haben sie diese Drohung ausgeführt. Mit Knütteln bewaffnet stürzten sich die Menschen in die Läden und raubten und plünderten, soviel sie konnten.

In den Gebieten Centralindiens ist die Hungersnot schon richtig zum Ausbruch gekommen. Von den Missionsstationen Marpha und Mandla im Gond-Lande sandten die Boten der englischen Kirchen-

¹⁾ Leider lese ich soeben in einem Briefe des Missionars Babst aus Rietfontein, daß im Gebiet seiner Station eben jenseits der Grenze der Kolonie die Rinderpest ausgebrochen ist und bereits Tausende von Rindern hinweggerafft hat. Major von Leutwein hat die umfassendsten Sicherheitsmaßregeln angeordnet, um das Umherschleichen der Seuche in der Kolonie zu verhindern.

missionsgesellschaft ergreifende Berichte: „Arme Gonds, Baijas und andre kommen aus allen Richtungen, um Nahrung zu suchen. Ich sah im Gehöfte wahre Skelette. Man denke sich ein Gerippe, die Haut dicht über die Knochen gezogen, in diesem Zustande sah ich eine Mutter und ihre beiden Kinder im Stalle liegen. Täglich sterben einige auf unserm Gehöfte vor Hunger; sie kommen zu spät zu uns, als daß wir ihnen helfen könnten. Wir nähren in Marpha 50 Familien und in Mandla 40 Personen. Die letzteren sind alle am Rande des Hungertodes und lebten nicht mehr, wenn wir sie nicht erhielten. — Am Sonnabend versuchten Hock und ich einen sterbenden Knaben zu speisen. Er sah gar so erbärmlich aus. Seine Augen waren eingesunken, seine Haut straff über das Gesicht gezogen, alle seine Knochen standen deutlich hervor. Er war schon so schwach, daß das Reiskwasser, welches wir ihm einflößten, ihm heftige Schmerzen verursachte.“

Um das Unglück voll zu machen ist in Bombay, einem der Haupthäfen, durch welche Getreide in die bedrohten Provinzen eingeführt werden könnte, die chinesische Beulenpest ausgebrochen und greift bei dem unsäglichen Schmutz in den indischen Quartieren unwiderstehlich um sich. Schon bis zum 9. Dezember 1896 waren in der Stadt 1126 Personen der Seuche erlegen. Die Sinder haben eine unbegreifliche Abneigung dagegen, die Erkrankten in die Isolir-Krankenhäuser abzuliefern, und es

kommt selbst zu blutigen Schlägereien, wenn die Kranken von Polizei wegen abgeholt werden.

Die Berliner Rondo-Mission

hat einen schmerzlichen Verlust erlitten. Missionar Grieguszies ist am 19. Oktober gestorben. Er war im Mai 1892 hinausgegangen und hatte sich bald als eifriger, treuer Missionar gezeigt. Im November 1894 wurde ihm seine Braut nachgesandt. Leider erkrankte er bald am Fieber, welches seine Gesundheit schnell untergrub, und es bildete sich ein Herz- und Lungenleiden aus, sodaß es notwendig erschien, ihn vom Rondonland in das gesündere Klima des Oranje-Freistaats zu versetzen. So schwer es ihm wurde, reiste er mit seiner Frau und seinem im Februar v. J. geborenen Söhnlein im August von dort ab und langte Mitte Oktober in Chinde an, von wo aus die Seereise angetreten werden sollte. In Chinde kam er sehr krank an, besonders litt er an Atemnot, und am Morgen des 19. Oktober wurde er nach nur vierjähriger missionarischer Thätigkeit heimgerufen. Sein Verlust ist ein harter Schlag für die im Rondonland immer mehr aufblühende Missionsarbeit. Am 21. Oktober starb auch das am Fieber erkrankte Söhnchen, und die nun alleinstehende Witwe des Missionars Grieguszies hat mit dem nächsten nach Europa abgehenden Dampfer die Reise in die Heimath angetreten.

Vermischtes.

Kleine Religionsgemeinschaften in Paris. Unter diesem Titel ist im Jahr 1894 in Paris ein Buch erschienen, welches seltsame Mittheilungen enthält. In Paris, dieser „Lichtstadt“ giebt es zur Zeit einen Anbeter des Zeus, der Athene und des Hermes — er ist Professor des Griechischen; ferner 200 Swedenborgianer; zwei buddhistische Sekten, die eine von einem Japaner, die andere von einem Professor der orientalischen Sprachen geleitet; 300 Theosophen; eine „Lichtanbeter“-Gemeinde, welche Maria und die ägyptische Isis verehrt; eine Comte'sche Positivisten-Kirche; endlich eine Essener-Gemeinde, welche den Apostel Paulus verabscheut. Wenn man dies

abenteuerliche Verzeichniß liest, kann man nicht anders als einstimmen: „Da sie sich dünken weise zu sein, sind sie zu Narren geworden.“

Ein nachahmenswerthes Beispiel. Am 29. und 30. September 1896 fanden in der Gyter Hall zu London große Abschiedsversammlungen von 109 Missionaren statt, welche von der Kirchenmissionsgesellschaft ausgesandt wurden. Ist schon diese Zahl auf einmal ausziehender Missionare erstaunlich groß, so freuen wir uns noch mehr über die Weise, wie der Unterhalt derselben beschafft wird. Acht von ihnen ziehen auf eigene Kosten aus; sechs werden von kolonialen Missionsvereinen besoldet; den

Unterhalt von 57 haben teils einzelne Personen, teils Gruppen von Freunden, Vereine oder Gemeinden übernommen. So konnte der Missionssekretär mit Genugthuung feststellen, daß die Aussendung dieser großen Streiterschar der Missionskasse keinen Pfennig koste. Dabei, so betonte derselbe, werden alle diese Gehälter durch Ertragabgaben außer den gewöhnlichen Missionsbeiträgen aufgebracht. Die Privatpersonen, Gemeinden und Vereine bringen außerdem ihre laufenden Missionsbeiträge auf, ja bemühen sich, dieselben noch zu erhöhen. Wenn wir doch Missionsfreunde von solcher Noblesse im Geben auch in Deutschland viel hätten!

Das Schulwesen in unsern Kolonien. Einen Fortschritt in der Hebung der Eingebornen in unsern Schutzgebieten be-

deutet folgender Antrag, den die Vorstandssitzung der deutschen Kolonialgesellschaft am 5. Dezember 1896 erfreulicherweise einstimmig angenommen hat:

„Den Herrn Reichskanzler zu ersuchen, sich die Förderung der Schulen in unseren Kolonien sonderlich angelegen sein zu lassen, und zwar in der Weise, daß allen in den Kolonien bereits bestehenden oder noch zu errichtenden Schulen, unbeschadet ihrer besonderen Eigenart und Selbstständigkeit, auf Grund eines im Einvernehmen mit den Missionen aufzustellenden Lehrplanes, auf ihren Antrag ein Regierungszuschuß gegeben werde unter der Bedingung der Erfüllung gewisser Mindestleistungen in Lesen, Schreiben, Rechnen und deutscher Sprache.“

Neueste Nachrichten.

D. Warneck, der Herausgeber der „Allgemeinen Missionszeitschrift“, dessen Bild wir Seite 20 brachten, ist zu unserer großen Freude zum Professor an der Universität Halle ernannt worden. Dies ist der erste offizielle Lehrstuhl für Missionswissenschaft an einer deutschen Universität; es liegt in der Errichtung desselben ein wichtiger Fortschritt in der allgemeinen Anerkennung der Bedeutung des Missionslebens für Kirche und Wissenschaft. Allerdings war auch niemand berufener einen akademischen Lehrstuhl der Missionswissenschaft einzunehmen als D. Warneck, zu dem wir jüngeren alle wie die Schüler zu ihrem Meister aufblicken.

In einem Rückblick auf ihre Thätigkeit im letzten Jahrzehnt 1885—1895 kann die Rheinische Missionsgesellschaft in folgenden Zahlen ein ganz außerordentliches, erfreuliches Wachstum ihres Werkes feststellen: damals hatte sie 68 europäische Missionsarbeiter, jetzt 111; damals 54 Missionsstationen, jetzt 74, damals 68 Außenstationen, jetzt 156, damals 26 974 Christen, jetzt 60 144.

Ein anderer erfreulicher Beweis dafür, wie die Missionsfrage in unserer Zeit eine immer mächtigere Ausdehnung gewinnt, drängte sich dem Missionsinspektor Bahnsen von der Breklumer Mission, der auf einer Visitationsreise nach Indien begriffen ist, auf. Er schreibt: „Welch eine erfreuliche Tatsache: mit jedem Dampfer, der im Herbst nach

dem Orient fährt, gehen auch Missionsleute hinaus; auf unserm Dampfer befinden sich nicht weniger als 30. Mein Herz hüpfte beinahe vor Freude, wenn ich diese fröhliche Streiterschar unsers Herrn Jesu überblicke. In der ersten Klasse befinden sich gegen 30 Marineoffiziere, welche als Ablösung nach den chinesischen Gewässern gehen. Und in der zweiten Klasse 30 Missionsleute aus der großen Missionsarmee des Königs aller Könige. Ist das nicht köstlich?“

In Indien ist Missionar Ullmann, der Veteran unter allen indischen Missionaren, der 53 Jahre im Missionsdienst gestanden hat, zu seiner Ruhe eingegangen. Er war einer der ersten von Vater Gößner 1839 hinausgesandten Missionare, später trat er in den Dienst der amerikanischen Presbyterianer. Er hat sich durch viele schriftstellerische Arbeiten, besonders gegen die römische Mission und ihre Irrlehren, bekannt gemacht.

Die Berliner Mission hat im Bereiche ihrer ausgebreiteten südafrikanischen Mission zwei neue Stationen gegründet: im Oranje-Freistaat auf einem großen, für diesen Zweck angekauften Grundbesitz die Station Gerlachsthal und in Nordtransvaal an Stelle des ungefundenen Mphome die Station Pietersberg am Fuße des Holzbusch-Gebirges.

Die Berliner Kolonialausstellung hat Herrn Missionsinspektor Merensky für seine Bemühungen um die Ausstellung der evangelischen Missionen die silberne Medaille verliehen.

Bücherbesprechungen.

Immanuel Bülter, Wünschet Jerusalem Glück. Reden aus der Judenmission. Ludwigsburg, Verlag von Greiner und Ungeheuer.

Der Verfasser, ein entschieden evangel.-luth. Prediger, war kurze Zeit selbst in der Judenmission Rumäniens thätig und ist seither mit dieser Arbeit mit seinem Herzen verwachsen. So sind es aus der Tiefe eines von Liebe zu Israel erfüllten Herzens hervorquellende Reden und Predigten. Nicht die Tiefe der Schriftauslegung ist ihre Stärke, sondern die Fülle des erzählenden Stoffes, sodas man aus dem Büchlein über viele interessante Perioden der Judenmission unterrichtet wird.

D. Plath, Gohners Segensspuren in Nordindien. Eine geschichtliche und missions-theoretische Reisebeschreibung. Berlin-Friedenau, Verlag der Gohnerschen Missionsbuchh. Geb. 1,80 M.

Professor Plath, seit mehr als 25 Jahren der Leiter der reichgelegneten Gohnerschen Mission, hat im Jahre 1895/96 seine dritte Visitationsreise nach Indien unternommen. Der unmittelbare Anlaß dazu war das 50jährige Jubiläum der Kolonialmission, welches vom 9. bis 11. November 1895 auf der Mutter- und Hauptstation Ranschi gefeiert wurde. Außerdem galt es, eine Anzahl wichtiger Fragen betr. Anlegung einer neuen „Jubiläums-Station u. dergl. an Ort und Stelle zu erledigen. Das vorliegende Buch enthält den Bericht über diese Reise. Sie ist nur in kleineren Partien eine Reisebeschreibung im gewöhnlichen Sinne; der Wert des Buches besteht in dem Einblick in das Geriehe des Missionswerkes und die dasselbe bewegenden Fragen, welche mit großer Klarheit und Offenheit dargelegt werden. So ist das Buch geeignet, seine Leser in ein tieferes Verständnis der Missionsarbeit einzuführen. Vorzüglich die erste Hälfte des Buches mit ihren anschaulichen Schilderungen eignet sich auch zum Vorlesen in Missionsvereinen und im Familientreife.

Rev. Birks, The life and correspondence of Thomas Valpy French, first bishop of Lahore. 2 Bände. London, John Murray.

Ein Missionar großen Stils, und, so dürfen wir ohne Einschränkung hinzusetzen, eine Missionsbiographie großen Stils. Bei uns in Deutschland haben leider Missionsbücher, auch die besten, nur geringen Wert; sie werden wenig gekauft und wenig gelesen. Da würde man es kaum wagen, auch dem hervorragendsten Missionare ein solches Denkmal zu setzen, wie es in den zwei dicken Bänden des vorliegenden Lebensbildes geschehen ist. In England ist in dieser Beziehung das Missionsleben einen Schritt weiter; da hat auch das größere Missionspublikum schon ein Interesse an den ungemein wechselreichen und vielseitigen Problemen des Missionslebens, an den Nöten, Sorgen, Plänen, Wünschen und Hoffnungen der Missionare, an den Theorien und der Praxis der Missionsleitungen. Es liegt auf der Hand, wie sehr es zur Vertiefung des Missionsinteresses beitragen muß, wenn die Missionsfreunde nicht mehr

nur an der äußeren Form der Missionsentwicklung und an den interessanten Erlebnissen hängen bleiben, sondern in den Kern dieser Reichsgottesbewegung, in die Lebensfragen eines gesegneten Missionsbetriebes eindringen lernen. Wir empfehlen den des Englischen kundigen Lesern unsern Blattes unter diesem Gesichtspunkte das vorliegende Werk auf das wärmste. Wer ein so sprühend frisch geschriebenes Buch wie Posselts Selbstbiographie oder ein so unmittelbar erbauliches wie John Patons Selbstbiographie suchte, der würde enttäuscht sein. Aber wer das umfangreiche Werk zur Hand nimmt, um wirklich Mission, besonders nordindische Mission, zu studieren, der wird reiche Frucht davon tragen. Um auch dem weiteren Kreise unserer Leser den reichen Inhalt des Werkes zugänglich zu machen, werden wir in den nächsten Nummern einen kurzen Abriß des Lebens dieses bedeutenden evangelischen Missionsbischöfes bringen.

Ludwig Schneller, In alle Welt. Auf den Spuren des Apostels Paulus von Antiochia bis Rom. Leipzig, H. G. Wallmann. Eleg. geb. 6,60 M.

Schnellers Bücher haben sich schnell einen großen Leserkreis erworben. Sie verdienen denselben in vollem Maße. Kaum ein Deutscher mag das heilige Land so gründlich kennen als der Verfasser, der dort geboren ist und den größten Teil seines Lebens dort zugebracht hat. Während die zahlreichen Reisebeschreibungen aus und über das heilige Land doch vorwiegend zufällige und mehr oder weniger flüchtige Eindrücke schildern, kann Schneller aus einer dreißigjährigen Erfahrung heraus erzählen. Eine gründliche theologische Durchbildung, vor allem ein sehr sorgfältiges Studium der heiligen Schriften verleihen seinen Büchern doppelten Wert. Alle Vorzüge dieser Schnellerschen Art kommen auch in diesem neuesten Werke zu schöner Entfaltung. Der Verfasser hat sich die Aufgabe gesetzt, die zwanzigjährige Missionswirksamkeit des Apostels Paulus als ein Augenzeugen aller der Länder und Ortschaften, die des Apostels Fuß berührt hat, darzustellen. So vereinigt dies Buch beides, eine fesselnde Schilderung der Städte und Länder, die uns aus der heiligen Schrift teuer sind, und eine auf sorgfältigen, wissenschaftlichen Studien beruhende Darstellung der öffentlichen Wirksamkeit des großen Heidenapostels. Viele Bilder, die der Verfasser zum großen Teil an Ort und Stelle gesammelt oder selbst gezeichnet hat, erhöhen den Wert des Buches.

Tizner, Rudolf, Deutsches Kolonial Handbuch. Berlin, Verlagsbuchh. Hermann Paetel. Broch. 5 M., geb. 6 M.

Ein ausgezeichnetes Nachschlagebuch, welches über alle unsere Kolonien betreffenden Verhältnisse auch über die Mission, kurz, knapp und zuverlässig Bescheid giebt. Da ist über jeden Ort, jede Missionsstation, jede Außenstation und jeden Missionar alles Wissenswerte bemerkt. Sorgfältige Register erhöhen die Brauchbarkeit des Buches.



Auf apostolischen Missionswegen.

Vom Herausgeber.

II.

4. Wir treten unsere zweite Wanderung zu den apostolischen Christengemeinden, an welche die Sendschreiben der Offenbarung gerichtet sind, am besten wieder von Smyrna aus an. Die Eisenbahn führt uns in nordöstlicher Richtung nach der Station Soma; von dort haben wir noch fünf bis sechs Stunden zu Pferde oder im Wagen zurückzulegen, um Pergamus oder Pergamum zu erreichen. Pergamum ist, dank seiner günstigen Lage an mehreren Flüssen, die sich eine Meile unterhalb der Stadt vereinigen und bis dahin für Dampfboote schiffbar sind, und in einer außerordentlich fruchtbaren Ebene, bis heute eine ziemlich blühende Stadt von 15—20 000 Einwohnern. Aber ihre Glanzzeit liegt in der Vergangenheit, und schon eine flüchtige Umschau genügt, um uns zu überzeugen, daß die Ruinen von Pergamum überaus großartig sind. Sie teilen sich deutlich in zwei Gruppen, die Ruinenstadt im Thale

und die Oberstadt. Wir wenden zunächst den Ruinen im Thale unsere Aufmerksamkeit zu. Da treffen wir mitten in der Stadt am Ufer des Selinus-Baches gewaltige Trümmer der sogenannten Basilika (s. S. 51); mächtige Mauern, massige Türme, elegante korinthische Säulen bildeten zusammen eine Gruppe von Gebäuden, welche von einer hohen, festen Mauer umschlossen war. Welchem Zweck diese großen Bauten ursprünglich gedient hatten, hat sich bisher nicht feststellen lassen; sicher ist, daß der Hauptsaal derselben, 56 m lang und 26 m breit, schon in sehr frühen Zeiten, gewiß schon im zweiten Jahrhundert als christliche Kirche diente. Eine zweite Gruppe von Ruinen finden wir am Nordende der Stadt, da, wo unter dunkeln Cypressen der türkische Kirchhof liegt. Dort lagen der Cirkus und das Amphitheater; vom Theater, das sich zum Teil an die ansteigende Bergwand anlehnte, sind noch einige mächtige Pfeiler und Mauerreste erhalten (S. 50).

Eine dritte Gruppe von Bauten liegt am Süden von Pergamum außerhalb der jetzigen Stadt. Dort finden wir die Trümmer des Tempels Askulaps, des berühmten Schutzgottes der Stadt; Säulenhallen, Badeanstalten und andere Vorrichtungen, die ärztlichen Zwecken gedient haben mögen, legen noch Zeugnis von der Bedeutung dieses Heiligtums ab.

Der eigentliche Ruhm von Pergamum sind aber nicht diese zahlreichen und großen

um ihn zu einem Wunderwerk der Welt umzuschaffen. Es will uns sonderbar anmuten, daß die wichtigsten Verkehrspunkte, der Markt, das Gymnasium, der Tempel, der königliche Palast u. dgl. 700—900 Fuß hoch über der Unterstadt erbaut wurden; aber den von Kind auf an muskelstärkende Leibesübungen gewöhnten Griechen mag das Bergsteigen auch in glühender Sonne nicht so lästig und beschwerlich erschienen sein wie uns.



Theater von Pergamum.

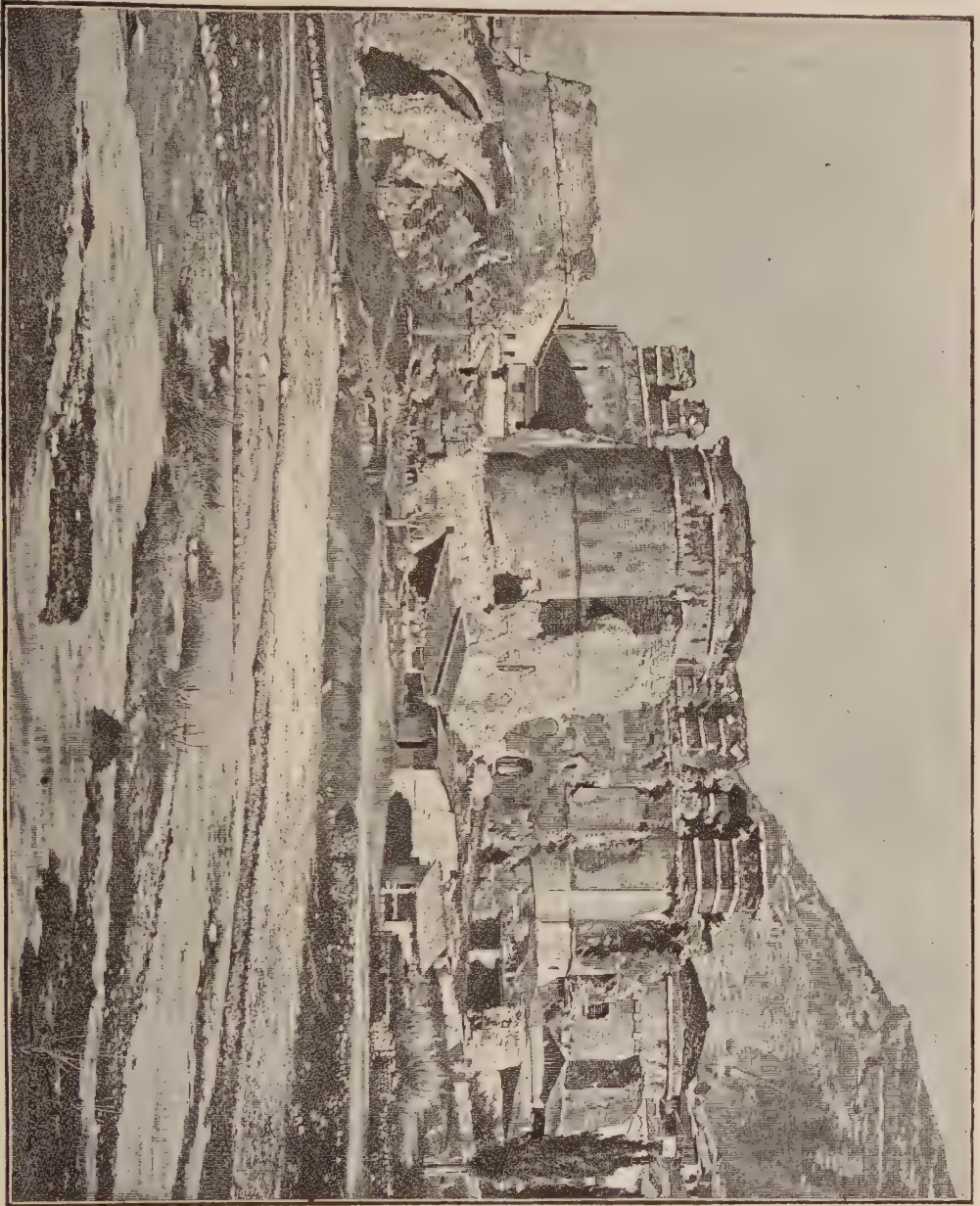
Ruinen in der Ebene, sondern seine von Palästen, Tempeln und prunkvollen öffentlichen Gebäuden überdeckte Akropole oder Oberstadt. Im Osten der Unterstadt erhebt sich, ziemlich steil ansteigend, der Burgberg 300 m hoch, also noch höher wie der Herentanzplatz über dem Bodethal. Mit außerordentlich feinem Verständnis für landschaftliche Schönheit benutzten die Baumeister der unermesslich reichen Könige von Pergamum die Terrassen und Hochflächen dieses ganz vereinzelt stehenden Berges,

Richten wir unsern Blick zuerst auf die für uns wichtigste dieser Ruinen, den großen Altar des „Zeus, des Erlösers“, das Wahrzeichen der Stadt. Es war gewiß einer der größten und schönsten Altäre, welche die alte Welt gebaut hat. Um uns eine Vorstellung davon zu machen, stellen wir uns eine viereckige Plattform aus weißem Marmor vor, 30 m lang und breit und 9 m hoch; im Süden war sie offen, da bot eine 20 m breite Treppe bequemen Zugang; die andern drei Seiten waren von einer ziemlich niedrigen, aber außerordentlich geschmackvollen Säulenhalle umgeben. Alles bestand aus glänzendem, weißen Marmor. Auf der monumentalen Treppe stieg man zu dem eigent-

lichen Altar empor, wo die Opfer unter freiem Himmel dargebracht wurden. Außerhalb lief rings um den Unterbau ein unvergleichlich schöner Marmorfries herum, der jetzt einer der kostbarsten Schätze des Berliner Museums ist; er stellt den Kampf der Götter und Riesen dar und hatte hier in Pergamum eine besondere Beziehung auf den Sieg des Königs Attalus über die Kelten, die Erbfeinde der griechischen Kultur, denen wir in der Bibel unter dem Namen der Galater wieder begegnen. Von der

ganzen Unterstadt aus konnte man es sehen, wenn auf diesem Zeusaltar — wohl dem schönsten, den der griechische Götterkönig sein eigen nannte — die Rauchsäulen der

Opfer aufstiegen; und wir verstehen es, was im Blick auf dieses Hauptheiligtum des asiatischen Heidentums der heilige Seher der Gemeinde von Pergamum zum Troste



Basilika von Pergamum.

schreibt: „Ich weiß, was du thust, und wo du wohnest, da des Satans Stuhl ist; und hältst meinen Namen und hast meinen Glauben nicht verleugnet auch in den Tagen, in welchen Antipas, mein

treuer Zeuge, bei euch getötet wurde, da der Satan wohnt.“ Wo das Heidentum zu einer so glänzenden Entfaltung kam, war es kein Wunder, daß dem eindringenden Christentum ein fanatischer Wider-

stand entgegengekehrt wurde und es frühe zu blutigen Christenverfolgungen kam.

Die Güte des königlichen Baurates Heyden in Berlin setzt uns in den Stand, unsern Lesern einen Einblick in den Reichtum und die Pracht des alten Pergamum zu geben. Die Wiederherstellung der Bauten der Oberstadt auf dem Papier — ihr Wiederaufbau würde viele Millionen kosten — beruht im Anschluß an die Ausgrabungen unsers berühmten Landsmanns Humann auf sorgfältigen archäologischen Studien. So etwa wird zu den Zeiten des Apostels Johannes die Bruckstraße aus dem Thale hinauf zu dem mit Tempeln und Palästen überfüllten Berge hinaufgeführt haben (S. 53). So wohnen reiche Pergamener in prächtigen Palästen mit marmornen Säulenhallen, duftenden Gärten und düstern

Cypressenhainen (S. 55). Kein Wunder, daß den glänzenden Weltmenschen das Evangelium vom Kreuz Christi zuerst als eine Thorheit und ein Ärgernis erschien: „Nicht viele Weise nach dem Fleisch, nicht

viele Gewaltige, nicht viele Edle sind berufen; — auf daß sich vor ihm kein Fleisch rühme.“ (1. Kor. 1, 26. 29.)

Noch einer Ruine auf dem Burgberg müssen wir Erwähnung thun, der Bibliothek. Die Könige von Pergamum legten Wert darauf, nicht bloß der Kunst, sondern auch der Wissenschaft eine Pflegestätte in ihrem Hofe zu bereiten. Das Heer ihrer Schreiber war unablässig bemüht, ihre Büchersammlung durch Abschriften der seltensten und wertvollsten Werke zu vermehren. Ihre Bibliothek zählte 200 000 Bände, für jene Zeiten eine ungeheuer große Zahl; sie galt nächst der Bibliothek

der Ptolemäer in Alexandrien für die erste der Welt. Die Bedürfnisse dieser Bücherei führten zu einer Entdeckung, welche den Namen Pergamum weltberühmt gemacht hat. In alten Zeiten schrieb man auf die präparierten Faserhüllen der Papyrusstaude, welche an den Ufern des Nil reichlich wuchs. Mit dem wachsenden Bedarf des Papiers wurde aber diese Hilfsquelle fast erschöpft, Papyrusstümpfe fanden sich nur noch in Oberägypten und Nubien. Deshalb erließ der König Ptolemäus ein strenges Verbot, Papyrus aus Ägypten auszuführen. Worauf sollten nun die Schreiber des Königs von Pergamum

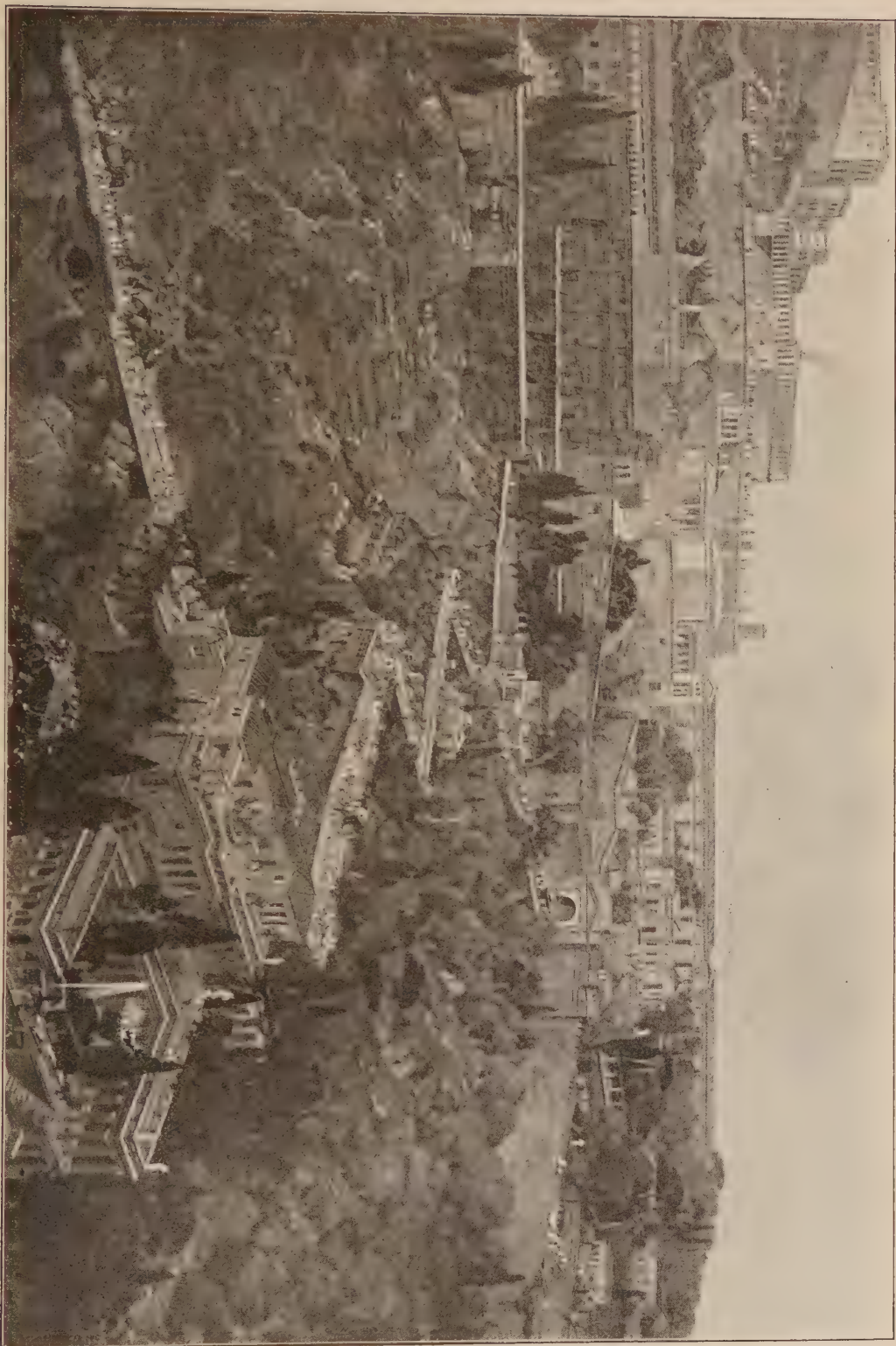
die Werke des Plato und Aristoteles abschreiben? Sie mußten sich zu helfen; sie fingen an, die Felle der Ziegen und Kälber, ganz besonders aber der Schafe so zuzubereiten, daß sie ein vorzügliches Schreibmaterial abgaben. Dieses neue Schreibmittel, in der alten Welt von seiner Heimat charta pergamenta, Pergamumpapier genannt, ist seitdem als Pergament ein Ge-



Thyatira.

meingut der ganzen Welt geworden und gilt für wichtige Schriftstücke, welche Jahrhunderte überdauern sollen, auch heute noch als unübertroffen.

5. Thyatira ist das nächste Ziel unserer Wanderung; wir lehren von Pergamum zu der Bahnstation Soma zurück und benutzen von dort den Zug nach Magnisa; nach einstündiger Fahrt sind wir in Afhisar, zu deutsch Weißenburg, der blühenden türkischen Stadt, welche auf den Ruinen des alten Thyatira erbaut ist. Wenn wir etwa in der Erwartung kommen sollten, dort Ruinen von dem Umfang und der Bedeutung wie in Pergamum zu finden,



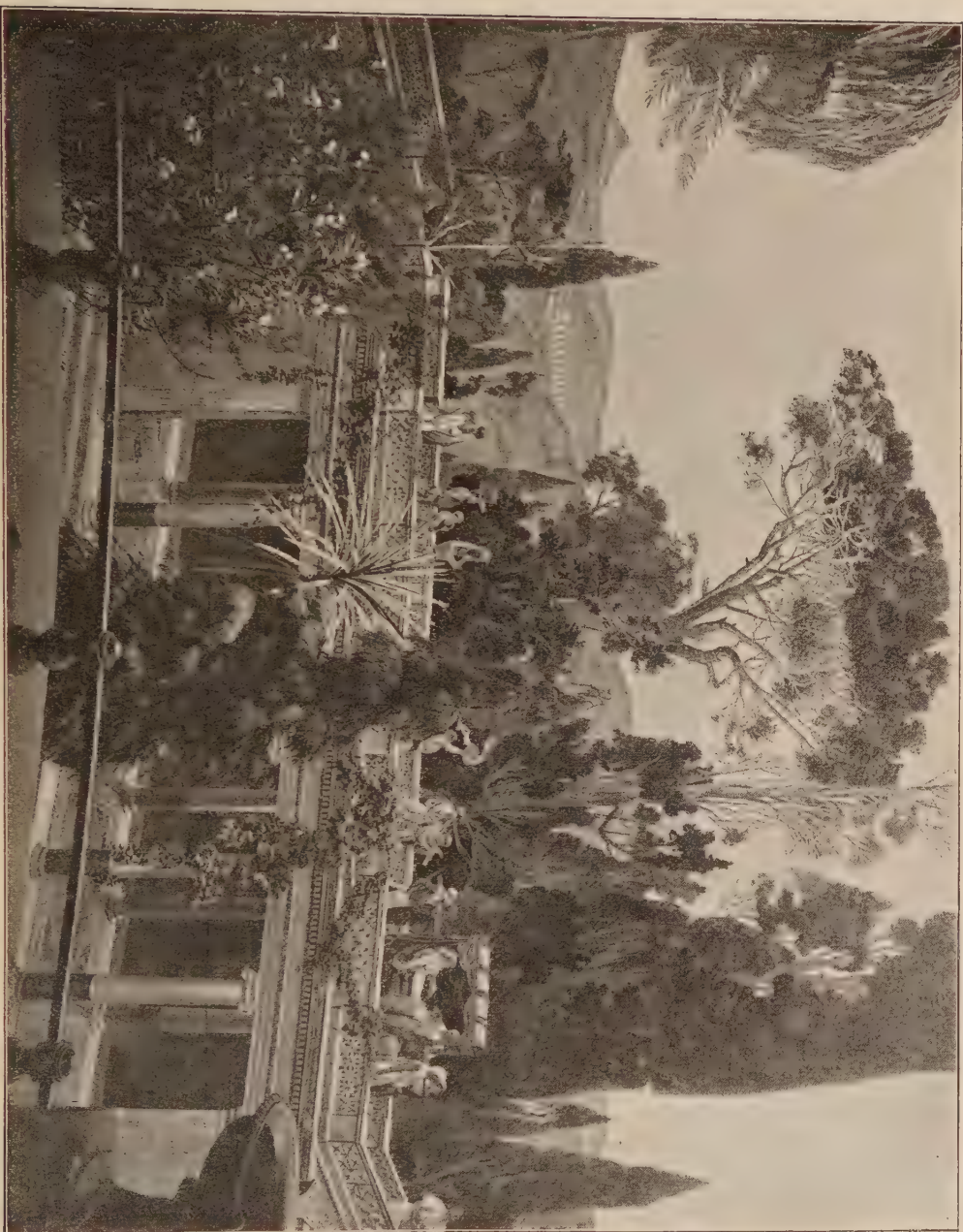
Die Oberstadt von Pergamm. (Nach den Ausgrabungen Schnaase entworfen.)

so würden wir arg enttäuscht werden. Hier und da, halb vergraben in der Erde und von mildem Oleandergebüsch überdeckt, ein Kapitälstück, ein Säulenrest, ein zerbrochenes Friesstück, das ist alles. Von Tempeln und Kirchen, Theatern und Wasserleitungen ist keine Spur geblieben. Es ist überhaupt fraglich, ob Thyatira je hervorragende Gebäude derart besessen hat. Wie uns die Purpurträgerin Lydia lehrt, die Paulus in Philippi in Macedonien eifrig beschäftigt traf, ihre kostbar gefärbten Wollfäden zu verkaufen, lag die Bedeutung der Stadt in ihrem Handel, besonders in der Kunst, die in der ganzen Gegend reichlich vorhandenen Schaffelle mit den sorgfältig angebauten, pflanzlichen Purpurfarben zu färben. Dieser Industrie- und Handelszweig ist in Thyatira-Alhissar bis heute einheimisch geblieben und ist noch heute der Grund zum Wohlstand der Stadt (s. S. 52). Sie besitzt 9 Moscheen, eine griechische und eine armenische Kirche und ist besonders für eine orientalische Stadt rein und sauber; ein wasserreicher Bach rieselt durch alle Straßen. Seltsam zu sagen, in diesen modernen Häusern muß der Liebhaber des Altertums die wichtigsten Überbleibsel des alten Thyatira suchen; da kann er hier und da schöngemeißelte Mamortafeln oder lange griechische Inschriften, verkehrt herum eingemauert, an den Wänden oder Gartenmauern treffen. Wenn die leider in ganz Kleinasien so häufigen Erdbeben ihre Häuser zerstört hatten oder Kriegstürme über die Stadt dahingebraust waren, hatten die betriebsamen Kaufleute von Thyatira nicht Zeit, die Reste des Altertums sachverständig in Museen zu sammeln; das praktische Interesse ihres Handels ging ihnen vor; sie nahmen ohne Rücksicht auf Form und Kunstwert die Ruinen der alten Stadt, um damit ihre neue zu bauen.

Noch ein Wort über die alte Christengemeinde in Thyatira. Da die Sendschreiben der Offenbarung nur immer einige Zeilen umfassen und viele für uns nicht ohne weiteres verständliche Anspielungen auf die Zeitverhältnisse enthalten, so ist es nicht bei jeder Gemeinde möglich, sich eine deutliche Vorstellung von dem Zustand des geistlichen Lebens zu machen. In Thyatira war die Mehrzahl der Christen treu und eifrig in Werken der Liebe, so daß sie der Herr rühmen kann: „Ich weiß

deine Werke und deine Liebe und deinen Dienst und deinen Glauben und deine Geduld, und daß du je länger je mehr thust.“ Daneben war aber ein Weib aufgetreten, die sich für eine Prophetin ausgab und die Tiefen der Gottheit erforscht zu haben behauptete. Sie warf sich als Lehrerin der Christen auf und machte ihren Einfluß besonders dahin geltend, daß der Abscheu der Christen vor groben Unzuchtsünden und die Enthaltung von den heidnischen Gözenopfermahlzeiten aufhörten und einem zuchtlosen Wesen die Thür geöffnet wurde. Ähnliche Strömungen, aufkommende Irrlehren, die unter dem Deckmantel tiefgründiger Gotteserkenntnis zuchtlose Fleischeslust predigten, waren die Gefahr der ersten Christengemeinden in Kleinasien. Der Herr kündigt in den Sendschreiben an die Gemeinde dem freolen Weibe schweres Siechtum und ihren Kindern plötzlichen Tod an. Den treu Gebliebenen aber verheißt er Ehre und Herrlichkeit an seiner Seite und in seinem Reiche. Offenb. 2, 18—29.

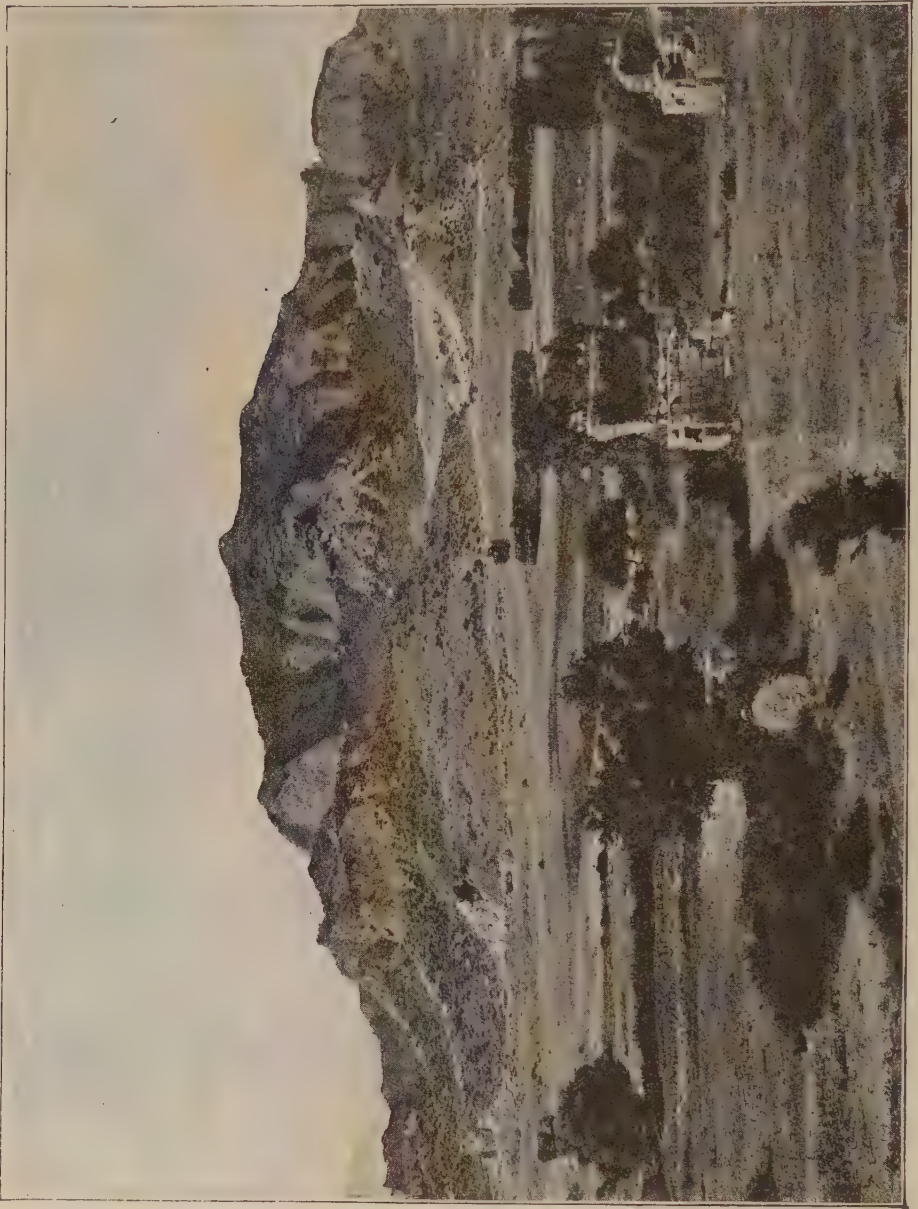
6. Eine kurze Eisenbahnfahrt nach Südwesten, nur 5 Meilen weit, führt uns an die Stätte, wo einst Sardes lag. Totenstille bedeckt die Gegend; nur 2 halb verfallene Hütten und ein Duzend kranker Bewohner bevölkern die Gegend, wo einst Lydiens Hauptstadt stand. Als die Christengemeinde in Sardes entstand, und der Herr das Sendschreiben in der Offenbarung an sie erließ, war die Ruhmeszeit der Stadt schon vorüber, und die großen Denkmäler, die gewaltigen Tempel, von denen nur noch kümmerliche Ruinen übrig geblieben sind, waren auch damals nur noch glänzende Zeichen einer großen Vergangenheit. In alten Zeiten beherrschten die Könige von Sardes Kleinasien vom Halys, dem jetzigen Rißl Irmaş, im Osten bis zum ägäischen Meere im Westen. Krösus, der letzte in der Reihe der lydischen Könige, war berühmt durch seinen fabelhaften Reichtum; er nimmt unsere Teilnahme in Anspruch durch sein schweres Schicksal. Irregeleitet durch zweideutige Orakel des delphischen Apollo, fing er mit dem mächtigen Cyrus, dem Kores der Bibel, Krieg an und verlor an denselben in zwei Schlachten Reich und Thron. Aber auch nachdem Sardes aufgehört hatte, eine unabhängige Königsstadt zu sein, nahm es



In einer römischen Villa in Pergamon. (Scene aus dem Pergamon Panorama des Bauplatzes.)

in der Gunst der mächtigen Perserkönige einen hervorragenden Platz ein; Darius und Xerxes wohnten wiederholt in ihren Mauern, der letztere wurde hier ermordet. Im ersten Jahrhundert nach Christi Ge-

burt zehrte Sardes von diesem Ruhmesertheil einer glänzenden Geschichte. Am Fuße des schneebedeckten Imolus in der fruchtbaren Ebene des Hermusflusses gelegen, von einer hohen Akropolis überragt,



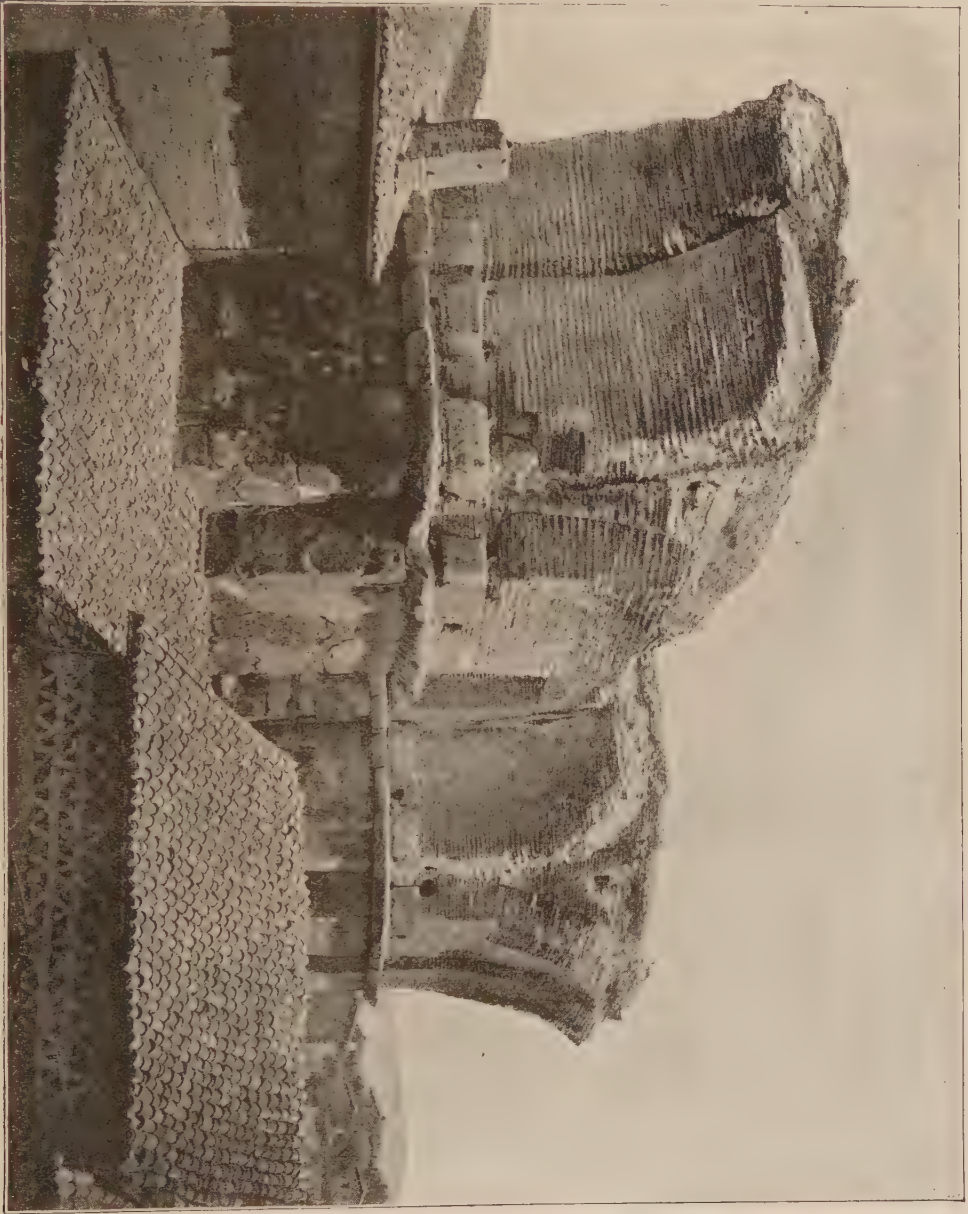
Sardes.

jammelten sich die schönsten Gebäude da, wo die beiden Gießbäche, die vom Imolus herunterrauschend, den Burgberg zu beiden Seiten umflossen, sich an der Nordspitze desselben beim Eintritt in die Ebene ver-

einigten. Das ist ungefähr der Punkt, von dem unser Bild von Sardes aufgenommen ist. Der Bogen vorn ist noch ein Teil einer alten Brücke des Paktolusbaches, der sich jetzt weiter westlich ein

anderes Bett gesucht hat. Die beiden Mauerreste rechts davon gehören wahrscheinlich einer alten christlichen Kirche an; die langgestreckten Mauern darüber sind die Reste der Gerusia, eines prachtvollen Hauses,

in dem die verdientesten Leute der Stadt im Alter ihren Ehrensitz hatten. Darüber steigt die Akropolis an, deren Gipfel noch wenig durchforscht ist und noch manche kostbare Ruine bergen mag. Könnten wir



Reste der St. Sotonevitch-Kirche in Ephesus.

am rechten Rande der Akropolis fünf Minuten weit den Paktolusbach aufwärts gehen, so würden wir die schönste Ruine von Sardes finden, die beiden 20 m hohen ionischen Marmorsäulen, die Reste des

einst gewaltigen Kybele-Tempels, der in seinen riesigen Dimensionen den Artemis-Tempel in Ephesus noch überragte.

Sardes ist in seiner gänzlichen Zerstörung eine ebenso ernste Bußpredigt für

uns wie die Ruinen von Laodicea. Wie der Herr jene Stadt, die weder kalt noch warm war, ausgespöen hat aus seinem Munde, so ist auch an Sardes geschehen, wie er gesagt hat: „Ich weiß deine Werke; denn du hast den Namen, daß du lebest, und bist tot. Sei wacker und stärke das andere, das sterben will; denn ich habe deine Werke nicht völlig erfunden vor Gott. So du nicht wirst wachen, werde ich über dich kommen wie ein Dieb, und wirst nicht wissen, welche Stunde ich über dich kommen werde.“ Meinte der Herr das furchtbare Erdbeben, das unter dem Regiment des Tiberius Sardes verwüstete, oder die Eroberung der Stadt durch die Araber im 7. Jahrhundert oder die furchtbare Verwüstung der Stadt durch die Seltschucken im 11. Jahrhundert oder die gänzliche Zerstörung der Stadt durch die Mongolenhorden Tamerlans im 13. Jahrhundert? Oder waren nicht alle diese vorausgehenden Strafgerichte Mahnungen und Heimsuchungen des langmütigen Gottes, der noch 12 Jahrhunderte Geduld über Sardes hatte, bis er ihren Leuchter ganz umstieß?

7. Eine weitere kurze Eisenbahnfahrt von 5 $\frac{1}{2}$ Meilen nach Osten bringt uns nach der letzten der Städte in der Offenbarung, nach Philadelphia oder, wie sie heute heißt, Alascheir. Von allen den sieben Städten, an welche die Sendschreiben gerichtet sind, ist diese die am meisten und uneingeschränktsten belobte; und es ist, wie wenn dieses Lob aus dem Munde des Herrn als ein Strom des Segens der Stadt durch alle Jahrhunderte zu gute gekommen wäre. Freilich sind auch über Philadelphia furchtbare Stürme hinweggegangen; in der römischen Kaiserzeit hausten hier die Erdbeben so stark, daß der Geograph Strabo die Stadt für unbewohnbar erklärte. Im Mittelalter haben die Griechen, Araber, Türken und Mongolen sich wechselseitig den Besitz der Stadt streitig gemacht; und die tapfern Bürger der Stadt haben wiederholt in jahrelangen Belagerungen ihren Feinden getrozt. Kein Wunder, daß die Bauten der alten Stadt fast bis auf den Grund zerstört sind, und daß sich fast kein Denkmal mehr nachweisen läßt, das mit Sicherheit bis in das erste Jahrhundert nach Christo, in die Zeit des Sendschreibens der Offenbarung, zurückreicht.

Auch die gewaltigen Trümmer der St. Jakobuskirche, deren mächtige Pfeiler die niedrigen Häuser der jetzigen Stadt majestätisch überragen, gehören wahrscheinlich einer Kirche an, die erst im 4. christlichen Jahrhundert gebaut ist (s. S. 57). Aber was schadet es, daß die alte Stadt in Trümmer sank, wenn sich nach jedem Sturm eine neue Stadt wie ein Phönix verjüngt aus der Asche erhob und noch jetzt nach so vielen Jahrhunderten Philadelphia-Alascheir sich lieblich über die vier Hügel am Fuße des schneebedeckten Imolus hinzieht. Von welcher Seite man sich auch der Stadt nähert, überall bietet die fruchtbare Ebene zu ihren Füßen, die von zahlreichen schattigen Bäumen, von massigen Kirchtürmen und schlanken Minarets überragte Stadt, wie sie amphitheatralisch an den Hügeln hinaufsteigt und sich jeder Faltung des Bodens anschmiegt, einen unvergleichlich anmutigen Anblick. Und was vielleicht noch merkwürdiger und erfreulicher ist, Philadelphia-Alascheir ist durch alle Jahrhunderte hindurch trotz alles mohammedanischen Fanatismus der Sitz einer starken und blühenden Christengemeinde geblieben; noch jetzt hat die Stadt sechs christliche Kirchen und mehrere Kapellen aufzuweisen.

Das ist in der That eine Beobachtung, die wir am Schluß dieser apostolischen Missionswanderung nicht unterdrücken können: Die beiden Städte, denen der Herr seinen heiligen Zorn ankündigt, Laodicea, die laue Stadt, die er ausspöen will aus seinem Munde, und Sardes, die den Namen hat, daß sie lebt und ist tot — sie sind vom Erdboden verschwunden; öde Ruinenfelder, nicht einmal für den Geschichtsforscher von Wert, geben ihre Stätte an. Dagegen die beiden Städte, deren Glauben und Treue der Herr sonderlich lobt, Smyrna, die arm und doch reich ist, und Philadelphia, die nur eine kleine Kraft hat und doch des Herrn Wort treu gehalten und seinen Namen nicht verleugnet hat, — sie stehen trotz aller Stürme noch heute nicht nur als weltlich blühende Städte, sondern auch als Mittelpunkte ausgedehnter Christengemeinden da. Dürfen wir noch die Frage aufwerfen, warum der Herr gerade an diese sieben Gemeinden die Sendschreiben gerichtet, da es doch in Kleinasien noch so viele andere christliche

Kirchen gab, mir erwähnen nur die galatischen Gemeinden im Nordosten und die Städte Tarsus, Ikonium und Antiochien, Lystra und Derbe im Südosten? Die ein-

fachste und einleuchtendste Antwort scheint uns zu sein: Diese sieben Gemeinden standen mit der Muttergemeinde Ephesus in besonders enger Verbindung und bildeten mit



Sphincteria-Strasse.

ihr zusammen gleichsam einen großen Bischofssprengel; dem Apostel Johannes als dem Bischof und geistlichen Vater der ephesinischen Gemeinde lagen darum diese

Tochtergemeinden sonderlich am Herzen; er liebte sie, wie ein Vater die Kinder liebt, die seiner Obhut und Pflege anvertraut sind.

Tausend Meilen auf Schneeschuhen.

Aus dem Tagebuch des Missionars J. Lofthouse.

Die englische Kirchenmissions-Gesellschaft hat im britischen Nordamerika ein ausgedehntes Missionswerk unter Indianern und Eskimos. Da das Land sehr dünn bevölkert ist, müssen die Missionare ausgedehnte Reisen, im Sommer im Kahne, im Winter in Schlitten oder mit Schneeschuhen unternehmen. In die Gefahren und Entbehrungen einer solchen Reise durch das überaus raue Land läßt uns der nachfolgende Tagebuchauszug einen Blick thun.

Missionar Lofthouse, der Schreiber desselben, ist in Fort Churchill (spr. Tschörtschill) am Westufer der Hudsonsbai angestellt und besuchte von da aus die einzelnen indianischen Niederlassungen am Splitsee und bei York Factori. Tausend englische Meilen entsprechen zweihundert deutschen, — eine Entfernung wie von Berlin bis an den Fuß der Pyrenäen.

12. Febr. 1896. Heute morgen um neun Uhr machte ich mich von Churchill auf den Weg nach Split Lake am Nelson-Flusse, eine Reise von ungefähr vier- bis fünfhundert (engl.) Meilen, die durch eine beinahe völlig unbekannte Gegend führt. Von dort aus hoffe ich nach der zum mindesten wieder dreihundert Meilen entfernten York Factori zu gelangen und dann zu meinem eigentlichen Arbeitsfelde nach Churchill zurückzukehren. Auf diese Weise habe ich vor, tausend Meilen auf Schneeschuhen zurückzulegen. Gott schenke mir Gnade zu dieser Reise zu seiner Ehre!

Außer Joseph Ritchefeshif, unserm Katecheten von York Factory, der mich als Führer begleitete, nahm ich noch meinen Diener Sammy und fünf Hunde mit. Letztere sollten einen flachen Schlitten ziehen, der mit Decken und soviel Lebensmitteln beladen war, als wir Menschen und Tiere in zwölf Tagen etwa benötigten. Er war so schwer bepackt, daß ich sofort sah, daß ich wohl kaum Gelegenheit zum Fahren haben würde. Ich war in der letzten Zeit nicht wohl gewesen und hatte ein geheimes Grauen vor der beschwerlichen Reise; aber im Hinblick auf die Verheißung: „Wie dein Tag soll deine Kraft sein“ machte ich mich dennoch auf den Weg.

Es war ein außergewöhnlich schöner Tag, der Thermometer stand auf Null.

Fast unsere ganze kleine Einwohnerschaft kam auf die Missionsstation, um uns Lebewohl zu sagen und an der Familienandacht teilzunehmen. An unserm ersten Reisetag mußten wir den Churchill-Fluß hinauf, und da der Weg dick verschneit war, hatten die Hunde große Mühe vorwärts zu kommen, so daß wir nur ungefähr zwanzig Meilen zurücklegen konnten. Um fünf Uhr nachmittags schlugen wir am Ufer des Churchill-Flusses unser Lager auf. Nach dem Abendessen und der Andacht begaben wir uns zur Ruhe, als Dach nur Gottes schönen, sternbesäeten Himmel über uns, der im Glanze der „großen Aurora“ strahlte.

13. Febr. Wie in Churchill änderte sich das Wetter über Nacht, der Wind drehte sich, und der Schnee fiel in dichten Flocken. Wir mußten unsere Ruhestätte ändern und waren eine Zeitlang in keineswegs beneidenswerter Lage; doch war es glücklicherweise nicht kalt. Um sechs Uhr morgens standen wir auf und verfolgten nach einer gemeinsamen Andacht wieder den Lauf des Churchill-Flusses. Um elf Uhr erreichten wir den Deer-Fluß (spr. Vier-Fl.), der von Südwesten in den Churchill mündet; dort sahen wir voraussichtlich innerhalb der nächsten dreihundert Meilen das letzte Haus. Nachdem wir ungefähr eine Meile weit den Fluß entlang gegangen waren, kamen wir in die Ebenen und dort überraschte uns der Schneesturm; es war bitter kalt, und nur unsere warmen Mäntel schützten uns vor dem Erfrieren. Wir waren von Herzen dankbar, als wir endlich eine Baumgruppe fanden, unter deren Schutze wir übernachteten konnten.

14. Febr. Die Nacht war äußerst ungemütlich; der Sturm tobte ohne Aufhören fort. Als wir uns am Morgen erhoben, waren wir ungefähr sechs Zoll hoch mit Schnee bedeckt. Es stürmte den ganzen Tag fort, und es war unmöglich, die Reise fortzusetzen; so blieb uns nichts übrig, als geduldig unser Glend zu ertragen. Von Lesen oder irgend einer anderen Beschäftigung konnte keine Rede sein, und wir vertrieben uns die Zeit, indem wir Holz von den Bäumen hauten und damit das Feuer unterhielten.

15. Febr. Während der Nacht hatte der Sturm etwas nachgelassen. Da wir aber günstigen Wind hatten, entschlossen wir uns, unsere Reise fortzusetzen. Der Weg ging über kahle Ebenen ohne irgend welchen Schutz; es war schneidend kalt, und da die Hunde nur langsam vorwärts kamen, litten wir entsetzlich. Bei Anbruch der Dunkelheit begaben wir uns in unser Hotel, eine kleine Baumgruppe, wo wir uns im Schnee ein Lager zurecht machten.

16. Febr. (Sonntag.) Da wir schon einen Tag verloren hatten, durften wir heute nicht rasten und brachen nach einem kurzen Gottesdienste auf. Der Wind drehte sich nach Süden und wuchs zum Sturm, der uns gerade ins Gesicht segte. Wir kamen über gestorene Seen und Ebenen, gegen Mittag erreichten wir einen dünnen Wald und zündeten dort ein Feuer an. Später kämpften wir abermals eine Stunde lang gegen den Sturm, bis wir endlich einen ziemlich dichten Wald erreichten. Wir trafen unsere Vorbereitungen für die Nacht und hielten eine Herz erquickende, kleine Andacht.

17. Febr. Die letzte Nacht war mild (0 Grad); zum ersten Male, seit ich unterwegs bin, konnte ich gut schlafen. Bald nachdem wir aufgebrochen waren, drehte sich der Wind wieder nach Nordwest, und es erhob sich abermals ein entsetzlicher Sturm. Wir drangen mit großen Schwierigkeiten vor. Unsere Lagerstätte gewährte nur spärlichen Schutz.

18. Febr. Der Sturm währte die ganze Nacht fort. Um acht Uhr morgens machten wir uns wieder auf, es war sehr beschwerlich, vorwärts zu kommen. Wir waren von Herzen dankbar, als wir endlich um 5 Uhr nachmittags eine Indianerfährte entdeckten; denn wir fürchteten, daß die Hunde den Anstrengungen bald nicht mehr gewachsen sein würden.

19. Febr. Wir brachen frühe auf in der Hoffnung, einige Indianer aus der York Factorei zu treffen. Nachdem wir den Drel-Fluß überschritten hatten, kamen wir an ein Zelt; doch waren die Bewohner abwesend. Den ganzen Tag lang verfolgten wir ihre Spur, bis wir ein zweites, gleichfalls unbewohntes Zelt erreichten. Aus einer Inschrift an einem Baume erfahen wir, daß den Leuten die Nahrung ausgegangen war und sie sich mehr nach Westen

gewandt hatten, um Gelegenheit zu finden, Wild zu erlegen. Wir waren sehr enttäuscht, zumal wir einen großen Umweg von beinahe zwei Tagereisen gemacht hatten, um diese Indianer zu besuchen.

20. Febr. Eine schrecklich kalte Nacht. Ohne die Indianerfährte weiter zu verfolgen, wandten wir uns nach Süden und kamen durch dichte, so dick verschneite Waldungen, daß Menschen und Tiere sich nur mit großer Mühe einen Weg bahnen konnten. Unser Führer erlegte ein Stachelschwein für unser Abendessen. Bei den Indianern gilt dies als ein Leckerbissen, und meine Leute verzehrten es jedenfalls mit Wonne; ich hingegen konnte wenig Geschmack an dem Braten finden.

21. Febr. Abermals liegt eine beschwerliche Tagereise durch dichte Wälder und hohen Schnee hinter uns. Als wir um fünf Uhr rasteten, waren wir alle gänzlich erschöpft.

22. Febr. Unserer Meinung nach hätten wir schon längst an eine Seenkette kommen müssen, auf welcher wir mit Leichtigkeit Split Lake hätten erreichen können; aber wir müssen den Weg verfehlt haben. Unser Führer war nie vorher in dieser Gegend gewesen und gestand, daß er leider nicht wisse, wie wir an die Seen gelangen könnten. Unser Abstecher zu der Indianer-Niederlassung hat uns wohl zu sehr nach Süden verschlagen, und wir müssen nun diese Richtung einhalten, bis wir an den Nelson-Fluß kommen. Dann sind wir, fürchte ich, näher an York-Factorei als an Split Lake und werden wohl zuerst dorthin müssen.

23. Febr. (Sonntag.) Nur langsam kamen wir vorwärts; der Schnee war entsetzlich. Gegen drei Uhr nachmittags entdeckten wir eine alte Fährte, die nach der Meinung unseres Führers von Indianern vom Split Lake herrührte, welche zu Weihnachten in York Factorei gewesen waren. Dies gab uns neuen Mut. Bis jetzt hatten wir uns in südlicher Richtung gehalten, nun aber wandten wir uns nach Westen, da wir sahen, daß wir weitab vom rechten Weg gekommen waren. Abends hielten wir einen Dankgottesdienst; denn nun konnten wir hoffen, Split Lake zu erreichen. Die Hunde bekamen heute abend ihre letzte Mahlzeit.

24. Febr. Die letzte Nacht war kälter

als alle vorhergehenden; es müssen gewiß vierzig Grad unter Null (20 Gr. R.) gewesen sein. Wir waren genötigt, früher als gewöhnlich aufzustehen und ein mächtiges Feuer anzuzünden. Um sechs Uhr morgens machten wir uns auf den Weg und erreichten nach dreistündigem, anhaltenden Marsche den ersten großen See; dort merkten wir erst, wie weit wir vom richtigen Wege abgekommen waren. In einer nahen Indianer-Behausung hofften wir den Bruder unseres Führers anzutreffen und von ihm einige Fische für uns und unsere Hunde zu erstehen; aber die Wohnung war leer. Nach einer Stunde, während welcher wir über zwei weitere Seen gekommen waren, erreichten wir wieder ein Haus, wurden jedoch abermals enttäuscht. Wir verfolgten die Fährte der Bewohner, bis wir sie gegen Abend trafen. Die vier Familien, im ganzen sechzehn Personen, waren in bejammernswertem Zustande; einige konnten kaum mehr gehen. Natürlich durften wir von ihnen keine Hilfe erwarten, und auch wir konnten nichts weiter für sie thun als ihnen etwas Thee und Zucker abtreten. Wir sind noch immer vier bis fünf Tage-reisen von unserm Ziele entfernt; für die Hunde haben wir gar nichts zu fressen, und der für uns bestimmte Mundvorrat reicht kaum noch für einen Tag. Wir lagerten uns in der Nähe unserer Leidensgenossen und hielten eine gemeinsame Abendandacht mit ihnen. Danach waren wir alle etwas getroster.

25. Febr. Nach einem Gebete mit den Indianern brachen wir um halb acht Uhr auf; eine Familie schloß sich uns an, während die anderen, unfähig für jede weitere Anstrengung, warten wollten, bis ihnen Hilfe gesandt würde. Nachmittags begegneten wir wieder einem Indianer, der uns zwei Kaninchen abtrat; aber für die Hunde konnten wir nichts bekommen. Die aus sechs Gliedern bestehende Indianerfamilie mußte sich für den ganzen Tag mit einem kleinen Kaninchen begnügen.

26. Febr. Wir machten uns wieder um sieben Uhr auf den Weg. Unsere Hunde wurden zusehends schwächer, und ich fürchtete, daß sie nicht aushalten würden. Die Indianerfamilie begleitete uns, bis wir

nachmittags eine andere Familie trafen, die in einem See fischte. Obwohl sie selbst kaum genug zum Leben hatten, teilten sie ihren spärlichen Vorrat doch willig mit den anderen, welche bei ihnen blieben, während wir unsere Reise fortsetzten. Der Weg war besonders schlecht, und einige der Boottragstellen (zwischen zwei schiffbaren Gewässern) so steil wie die Wände eines Hauses. An einer Stelle hatten wir beinahe eine Stunde lang zu arbeiten, um die Hunde und den Schlitten heraufzuziehen.

27. Febr. Eine äußerst ungemütliche Nacht liegt hinter uns; es schneite unaufhörlich, und es war bitter kalt; heute morgen waren wir fast im Schnee vergraben. Nachdem wir über einen großen See gekommen waren, trafen wir abermals einen fischenden Indianer. Es war Jakob Wastasecoot, der im vorigen Jahre mit seiner Familie Churchill verlassen hatte. Auch ihnen ging es schlecht; denn Jakob hatte gerade zu der Zeit, wo man einen Fischvorrat zu sammeln pflegt, einen Unfall gehabt. Er führte uns in sein Haus; wir rasteten zwei Stunden und hielten eine schöne Andacht miteinander. Ich nahm noch einen Indianer mit, der uns beim Ziehen des Schlittens helfen sollte. Dieser erlegte ein Kaninchen und zwei Schneehühner für unser Abendessen; aber für unsere Hunde hatten wir nichts. Trotzdem sie nun schon den vierten Abend nichts zu fressen bekommen hatten, hielten sie tapfer aus.

29. Febr. Wir sind den ganzen Tag am Nelson entlang gereist, einem schönen, großen Flusse mit hohen Lehmufern; an manchen Stellen gefriert er das ganze Jahr nicht, und es ist gefährlich auf ihm zu reisen. Glücklicherweise kamen wir ungefährdet hinüber. Um halb fünf Uhr erreichte ich endlich mein Ziel, die Hunde langten erst gegen sechs Uhr an. Mein erstes Gefühl war inniger Dank gegen Gott, der uns so gnädig bewahrt hat. Als ich die Reise antrat, war ich nichts weniger als wohl, und ich habe allerdings etwas durch die Strapagen und den Nahrungsmangel gelitten, im ganzen fühle ich mich jedoch bedeutend kräftiger als bei Beginn meiner Reise. Intelligencer.

Zwei armenische Knaben.

Von Missionar Cyrus Hamlin, Dr. theol.

Es war ungefähr um das Jahr 1847, als zwei armenische Knaben Namens Simon und Stephan als „pocavores“, Fische, oder besser gesagt „Unterfische“ im Kloster zu Musch in der östlichen Türkei lebten. Eigentlich waren sie die Diener des vartabed, der an der Spitze des Klosters stand. Dem Namen nach zählten sie jedoch zu seinen Studenten und konnten nach Ablauf einer gewissen Zeit, etwa nach zwölf bis fünfzehn Jahren selbst vartabed oder wenn sie vorzogen zu heiraten, angesehenen Priester werden.

Eines Tages traf Simon auf dem Marktplatz des Dorfes einen Handelsmann, der eben von Konstantinopel zurückgekehrt war. Dieser erzählte, daß einige Ausländer in der großen Hauptstadt eine neue Schule gegründet hätten, in welcher die Theologie der Bibel gelehrt würde. Der Ausdruck „Theologie der Bibel“ kam dem jungen Armenier nicht mehr aus dem Sinn. Kaum war er ins Kloster zurückgekehrt, so erzählte er seinem Stubengenossen, was er gehört hatte, und seitdem unterhielten sie sich oft davon. Beide stimmten darin überein, daß gerade dieses Studium ihnen notwendig wäre, wenn sie je Priester oder vartabeds werden wollten. Infolgedessen beschlossen sie, nach Konstantinopel zu gehen, um diese Schule aufzufinden.

Trotz aller Warnungen und Verjüch des vartabed, sie zurückzuhalten, machten sich die beiden armen, tapferen Knaben, jeder mit einem Pack, der seine wenigen Habseligkeiten und eine Decke enthielt, auf den Weg in die unbekannte Zukunft, um die Theologie der Bibel zu erlernen.

Gerade ihre große Armut diente zu ihrer Sicherheit.

Selbst die Kurden behandelten sie freundlich und teilten manchmal sogar ihre rauhe Kost mit ihnen. In jedem Dorfe wurden sie gastfrei bewirtet, und des Abends fanden sie stets irgend ein Obdach, sei es nun bei teilnehmenden Bauern oder auf freiem Felde, wo sie ihre Decken ausbreiten und bis zum Morgen ungestört schlafen konnten.

Müde und mit wundgelaufenen Füßen erreichten sie endlich Trapezunt und die Küste des schwarzen Meeres. Eine Menge

Menschen harrten des Dampfers auf dem Landungsplatz, und es fanden sich einige mitleidige Landsleute, die den beiden Knaben nicht nur die Überfahrt bezahlten, sondern ihnen auch noch einen mit Brot und Oliven wohlgefüllten Proviantfack mit auf die Reise gaben.

In Konstantinopel führte sie ein freundlicher Mitreisender geradenwegs zum armenischen Patriarchen. „Denn,“ dachte er,



Armenischer Pastor und Frau.

„war dieser nicht der Vater aller Armenier und insonderheit solch armer, bedürftiger Jünglinge, wie die beiden waren?“

Der Patriarch lobte ihr heldenmütiges Unternehmen und versicherte sie, daß daselbe ihnen gewiß zur Vergebung ihrer Sünden verhelfen würde. „Was nun aber die Schule betrifft, in welcher die Theologie der Bibel gelehrt wird, so habe ich mich überzeugt, daß sie eine ganz schlechte, ketzerische, von Fremden gegründete Anstalt ist. Ich habe sie schließen lassen und die Ausländer in ihre Heimat zurückgesandt. Aber

ihr sollt deshalb doch euren löblichen Vorsatz ausführen dürfen. Ich werde einen sehr gelehrten, vortrefflichen und besonders frommen vartabed in das Kloster von Musch senden. Inzwischen soll einer meiner Sekretäre sich eurer annehmen und euch unsere große Stadt zeigen."

Wohl waren die beiden Knaben bitter enttäuscht; aber die väterliche Fürsorge und Güte des Patriarchen hatte sie dennoch so sehr entzückt, daß sie mit neuem Mute ihre Rückreise nach Musch in Begleitung des neuen vartabed antraten, der sich aufs freundlichste mit ihnen einließ. Erst am letzten Abend vor ihrer Ankunft in Musch, als sie beim Abendessen saßen, bemerkte der vartabed im Laufe des Gesprächs wie von ungefähr: "Seine Heiligkeit der Patriarch hat euch betreffs der Schule gründlich angelogen. Er hat zwar versucht, dieselbe zu schließen; aber es ist ihm nicht gelungen und wird ihm nie gelingen."

"O vartabed, warum habt ihr uns das nicht früher gesagt?" riefen die Knaben. "Wir wären dann keinesfalls nach Musch zurückgekehrt."

"Der Patriarch hat mich dafür verantwortlich gemacht, daß ihr wieder sicher in eurem Kloster anlangt."

Eine Zeitlang gaben sich die Knaben zufrieden; dann aber sagten sie zu einander: "Jetzt geht die alte Geschichte von vorne an; Muggerditch vartabed ist um kein Haar besser wie der frühere vartabed, und wir sind nichts weiter als seine Diener."

"Hadji Harutune, der soeben von einer Pilgerfahrt heimgekehrt ist, hat mir von dem großen armenischen Kloster in Jerusalem erzählt," berichtete Simon eines Tages seinem Zimmergenossen. "Komm, laß uns nach Jerusalem aufbrechen! Dort finden wir sicher, was wir suchen."

"Nach Jerusalem?" entgegnete Stephan; "nach Jerusalem? Ist nicht Jerusalem sechzig oder siebenzig Tagereisen von hier entfernt? Nein, Bruder Simon, ich will nichts von Jerusalem hören!"

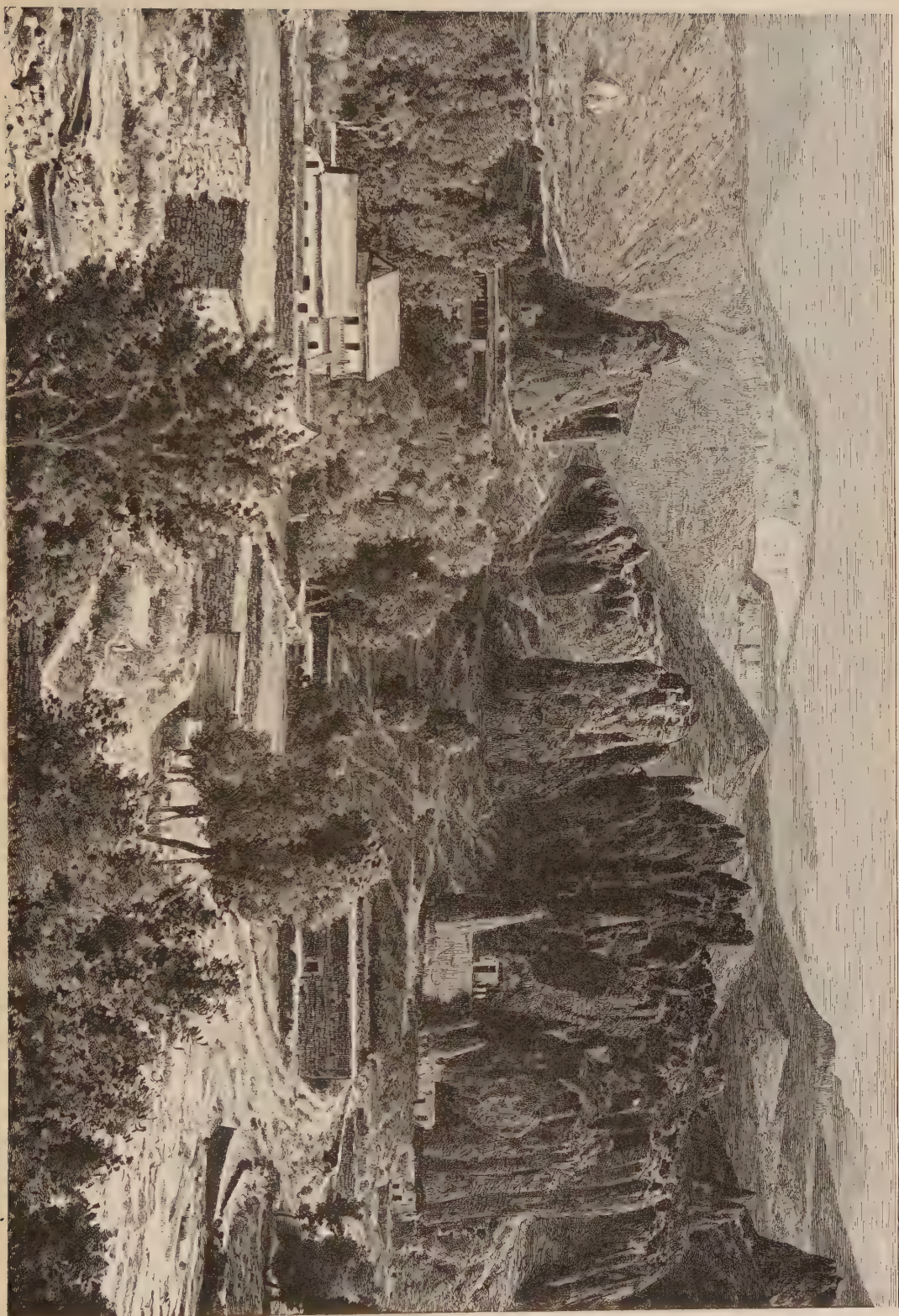
So machte sich der tapfere Simon allein auf den Weg nach Jerusalem. Vielleicht traf er unterwegs mit Pilgern zusammen, und wenn nicht, nun so wollte er eben von einem Orte zum andern wandern, mochte auch die Reise siebenzig oder achtzig Tage dauern. Endlich würde es

ihm doch gelingen, die Theologie der Bibel an ihrer Quelle aufzufinden.

Stephan blieb ohne irgend welchen gleichgesinnten Umgang im Kloster zu Musch zurück. Simon war fort; wer weiß, ob er nicht unterwegs sterben und man nie mehr etwas von ihm sehen oder hören würde! Der Junge machte sich Vorwürfe, daß er seinen Freund nicht begleitet hatte; dann sagte er sich jedoch: "Ich habe viel von der Bibelschule in Bebek am Bosporus gehört. Dorthin ist es nicht so weit, und ich kann den Weg ohne die Hilfe seiner Heiligkeit des Patriarchen finden!"

So unternahm er die lange, mühselige Reise und erreichte endlich das amerikanische Seminar zu Bebek bei Konstantinopel. Er brachte zwar kein anderes Zeugnis mit als sein offenes und freundliches Gesicht. Aber er erwies sich gar bald als ein sehr strebsamer Schüler, dessen sehulichstes Verlangen war, die Bibel kennen zu lernen. Es wunderte ihn, daß er so vielerlei zu lernen hatte, und daß der Kursus vier volle Jahre dauerte. Von seiner merkwürdigen Geschichte sprach er nie, er wußte wohl nicht einmal, daß sie merkwürdig war. Einmal erzählte er mir vom Kloster und seinem nutzlosen Leben als „pocavore“. Er hätte es mit zwei vartabeds versucht, und sei von ihnen lediglich zu ihrem persönlichen Dienste verwandt worden. Stellte er sie in diesem Punkte zufrieden, so lobten sie ihn, und wenn sie mit ihm nicht zufrieden waren, so gaben sie ihm alle möglichen Schimpfnamen: Schwein, Esel, Hund und andere, die er sich schämte zu wiederholen.

Nach einigen Monaten, zur Zeit der heftigen Regengüsse im Winter, beaufsichtigte ich gerade einige Bebeker Studenten bei ihren gymnastischen Übungen, wie sie einen schweren Stein zu schleudern suchten. Es pochte an das Thor und ich öffnete. Ein armer, hilfsbedürftig aussehender, junger Mann, der das schwarze, im Innern des Landes übliche Gewand trug, betrat vollkommen durchnäßt, den Hof. Die Studenten hielten im Spiele inne und beobachteten den Fremden, wie er auf mich zukam. Kaum aber hatte er die Hälfte des Weges zurückgelegt, so stieß Stephan seinen Schrei der Überraschung aus, stürzte unter dem schützenden Dache hervor, schloß den tropfnassen Jüngling in die Arme und



Eine Landschaft aus dem armenischen Hochlande (Sghirul).

küßte ihn auf seine nassen Schultern. Es war der lang verschollene Simon, der mit nicht geringerer Freude die herzliche Begrüßung erwiderte. Die vierzig Studenten verstanden zwar den Vorgang nicht, klatschten aber dennoch beifällig in die Hände.

Hierauf mußte Simon erzählen, wie er von seiner Reise nach Jerusalem nach Bebek verschlagen sei. Nach langer, beschwerlicher Wanderung hatte er das berühmte Kloster gefunden, und man hatte ihm dort einen ehrenvollen, wohlwollenden Empfang bereitet. Das Kloster war stolz darauf, daß sein Ruf so weit jenseits des Taurus reichte. Aber Simon fand nicht, wonach sein Herz sich sehnte. Er hatte sich die Theologie der Bibel in den Kopf gesetzt, und das viele Anrufen der Heiligen und der Jungfrau Maria, das Fasten, die Vigilien und die Erzählungen der Martyrien und Wunder verhalfen ihm nicht zu seinem Zwecke. Als die Klosterbrüder ihn unverbesserlich fanden, stießen sie ihn mit vielen Vorwürfen als einen Reher zum Kloster hinaus.

Unterdeß hatte Simon von Bischof Gobat gehört und wandte sich nun an diesen. Er wurde freundlich empfangen, und der Bischof hörte mit Verwunderung seine Geschichte an. „Du mußt ins Seminar nach Bebek gehen,“ sagte er dann dem wißbegierigen Armenier. „Ich will Dir

die Reise zahlen und Dir ein paar Zeilen an Herrn Hamlin mitgeben. Sobald Du dort bist, mußt Du an Deinen Bruder Stephan schreiben und ihn auffordern, Dir zu folgen.“

So trafen sich die beiden zu ihrem unbeschreiblichen Erstaunen und Entzücken in unserem Hofe.

Wer wollte leugnen, daß diese armen, unwissenden Knaben bei ihrem langen Suchen nach der Wahrheit vom heiligen Geist getrieben worden waren? Sie glaubten noch an die Vermittelung der Jungfrau Maria und der Heiligen; aber als sie die Vollgültigkeit des Erlösungswerkes durch Christum erfasst hatten, fiel alles andere von selbst weg. Sie gaben sich willig dem Einfluß der Wahrheit hin.

Nachdem sie ihre Studienzeit zur Zufriedenheit ihrer Lehrer vollendet hatten, kehrten sie in ihre östliche Heimat zurück. Stephan wurde Geistlicher an der Kirche zu Haineh, und Simon Helfer bei den Missionaren in Bitlis. Er war ein treuer, demütiger, ernstester und furchtloser Jünger, der viele Seelen von der Finsternis zum Lichte führte. Er sowohl wie Stephan durften heimgen, ehe die schrecklichen Verfolgungen und Mezeleien ihrer Landsleute begannen, und sicherlich durften sie viele ihrer Befehten, nun geschmückt mit der Märtyrerkrone in den himmlischen Wohnungen empfangen. Miss. Herald.

Fünf Missionslieder,

die werkt sind, nicht vergessen zu werden. Von Moritz Görcke.

1. Ein Lied auf dem Wege zum Missionsfest zu singen.

Mel.: Schönster Herr Jesu.

Kommt, lieben Gäste!
Kommt zum Heidenfeste!
Zieht hinauf mit Sang und Klang,
Jesum zu ehren, Jesum zu hören
Und ihm zu bringen Preis und Dank!

Kommt! Seine Boten
Wecken die Toten
Durch des Worts Posaunenschall.
Wissen zu trösten alle Erlösten
Und richten auf vom tiefen Fall.

Kommt! Viele Brüder
Finden dort wir wieder,
Alt und jung von nah und fern,

Dürsten nach Segen, nach Gnadenregen
Von dem geliebten teuren Herrn.

Kommt! Auch der Heiland
Kommt zum Fest wie weiland,
Da er noch auf Erden war,
Ist nicht zu sehen, hört unser Flehen
Und seine Nähe fühlt die Schar.

Kommt! Laßt mit Flehen
Uns zum Feste gehen,
Daß uns Jesus gnädig sei;
Daß er mög laben mit seinen Gaben
Alles, was ihm im Herzen treu.

Kommt doch mit Freuden!
Jesum wird uns weiden,
Denn er ist ein guter Hirt.
Die ihm vertrauen, die werden schauen,
Daß es an nichts uns mangeln wird.

2. Eingangslied auf dem Feste.

Mel.: Ach bleib mit deiner Gnade.

Geh auf, o Gnaden-sonne,
Mit deinem hellen Schein
Und strahle lauter Wonne
In unsre Herzen ein.

Gedenk an deine Worte:
„Wo zwei sind oder drei
An irgend einem Orte,
Da bin ich auch dabei.“

O Jesu, laß uns sehen
Dein freundlich Angesicht
Und keinen fort hier gehen,
Den du gesegnet nicht.

3. Hauptlied auf dem Feste.

Mel.: Dir, dir Jehovah, will ich singen.

Dir, schönster aller Menschenkinder,
Dir, der du so holdselger Lippen bist,
Boll Trostes für die armen Sünder,
Dir gilt das Fest, mein König Jesus Christ.
Du giebst dich willig für uns in den Tod.
Drum segnet dich auch williglich dein Gott.

O gürt' dein Schwert an die Seite,
Du Gottesheld, und schmücke dich recht schön,
Du siehst ja wohl, wie auch noch heute
Viel Glende in Salems Knechtschaft stehn.
O zeuch einher der Wahrheit doch zu gut
Und brich durch deine Macht des Feindes
Mut.

Wir wissen, scharf sind deine Pfeile,
So daß du einzelne nicht nur erlegt;
Mein, Völker sind's, die du in Eile,
Vor dir gebeugt, davon als Beute trägst.
Du wandelst um so manchen starken Feind
Durch deine Macht in einen warmen Freund.

O thu's auch hier, laß' deine Worte
Uns allen tief in unsre Herzen gehn!
Wer weiß, wie nahe wir der Pforte
Des Todes und der Ewigkeit schon stehn?

Reiß uns doch alle gänzlich zu dir hin,
Verklär' in uns dein Bild, gieb deinen Sinn.

4. Schlußvers.

Nach derselben Mel.

Nun tausend Dank, du Mann der
Schmerzen,
Der du uns heute wieder so gelabt.
Wie reichlich haben unsre Herzen
Aus deinem Worte Trost und Heil gehabt.
Wir scheiden nun, erhö're unser Flehn:
Du, Jesu, wollest mit uns allen gehn.

5. Wanderlied zum Abzuge.

Mel.: Schönster Herr Jesu.

Auf, lieben Brüder,
Nun zur Heimat wieder!
Jeder nehme Jesum mit!
Was ihr gehöret, was ihr gelehret,
O das bewahrt auf Schritt und Tritt!

Selige Gäste
Zieh'n wir nun vom Feste,
Wandeln fröhlich unsre Bahn.
Reicht euch die Hände, treu bis zum Ende
Bleiben wir Jesu unterthan.

An diesem Orte
Hat bei seinem Worte
Er uns inniglich erquickt,
Daß wir nun scheiden voll Lust und Freuden,
Weil Jesus selbst uns angeblickt.

Ob wir gleich Sünder,
Sind wir Gottes Kinder
Durch den Glauben an den Herrn,
Dürfen nicht sorgen heute und morgen,
Unser Versorger ist nicht fern.

Lebt wohl, ihr Brüder;
Kommt doch alle wieder,
So es unser Heiland will.
Ihm ganz ergeben sei unser Leben,
Bis wir im Grabe ruhen still!

Vom großen Missionsfelde.

Zwei Jubiläen.

Zwei evangel. Missionsunternehmungen
feiern in diesem Monat ihr fünfzigjähriges
Jubiläum, die Basler und die Barmer
Chinamission. Die Missionsfreunde beider
Gesellschaften werden in dieser Zeit mit
bewegtem Herzen zurückblicken auf alle die
Arbeiten und Mühen, die Enttäuschungen

und Schmerzen, an denen gerade dieses
Arbeitsfeld so reich gewesen ist. Aber in
dem Wirkungskreise beider Gesellschaften
zeigt sich gerade jetzt der Anbruch einer
neuen Zeit, in der es in schnelleren Schritten
vorwärts gehen wird. Es war am 19.
März 1847, als in dem Hafen von Hong-
kong das bescheidene Segelschiff Anker warf,

welches die beiden ersten Barmer und die beiden ersten Basler Missionare an den Ort ihrer Bestimmung brachte. Gott hat dem einen der letzteren, dem Basler Miss. Rudolf Lechler, die seltene Gnade verliehen, daß er noch heute nach fünfzig Jahren rüstig und geistesfrisch in seiner Arbeit steht. Es ist der Senior der deutschen Missionare in China.

Die Anfangsjahre der neuen Mission waren überaus schwer. Dr. Gütlaff hatte die Barmer und Baseler gerufen, und zog sie zuerst in den Kreis seiner leider auf den Sand gebauten Missionspläne hinein. Erst nach schmerzlichen Enttäuschungen mußten sie sich von dieser ganzen Art der Missionsarbeit losmachen und auf eigene Füße treten lernen. Lechler versuchte in der Provinz Kanton unter den Höllo Eingang zu gewinnen. Sechsmal drang er an verschiedenen Punkten ein, und sechsmal wurde er nach kürzerer oder längerer Zeit vertrieben, obwohl er sich wie ein Chinese kleidete und auf die Erlernung der schweren Sprache alle Mühe verwendete. Er wurde eben doch überall als „fremder Teufel“ erkannt. Wo

ihn nicht Räubereien verjagten, vertrieben ihn die Erlasse der Mandarinen, denen es zu Ohren kam, „daß das unwissende, dumme Volk sich hin und wieder von einem herumstreichenden Barbaren verführen lasse, ihm auch Schriften abnehme und daraus lerne.“ Der Inhalt dieser Schriften sei voller Lügen und Unsinn und ganz und gar unklässig; dieses lügenhafte und unklässige Geschwätz diene nur dazu, die Kardinaltugenden der Söhne des himmlischen Reiches zu zerstören und „unsre chinesische Sitte“ zu verderben! Als Lechler das sechste Mal aus jenen Gegen-

den vertrieben worden war, schrieb er heim: „Nie bin ich so mutlos gewesen als eben jetzt, nachdem ich sechsmal vom Festland vertrieben worden bin. Ich habe nichts als die Hoffnung, daß die Sonne auch wieder durch die Nebel brechen und mich wieder neu beleben werde zu dem Beruf, darin ich durch Gottes Gnade stehe.“

Das waren die schweren Anfangszeiten. Gott sei Lob und Dank! es ist doch auch in dem konservativen China manches anders und besser geworden. Lechler hat die

Freude, daß jetzt — nach 50 Jahren — unter seiner Leitung in China 13 Basler Stationen mit über 3000 eingeborenen Christen stehen. Und der Barmer Mission haben sich seit einem Jahre, besonders im Gebiete der Station Tungkun, die Thüren in einer Weise aufgethan, wie sie es bisher in China nicht erlebt hat (s. S. 71). Gottes Barmherzigkeit lasse aus dem so viele Jahrzehnte lang in Geduld und Glauben ausgestreuten Samen eine reiche Ernte erwachsen zu seines Namens Ehre.

Eindringen der römischen Mission in evangelische Missionsgebiete. Es gehört zu den schmerzlichsten und demüti-

gendsten Erfahrungen des Missionslebens, daß sich die römische Mission planmäßig und mit voller Absichtlichkeit in die evangelischen Missionsgebiete eindringt. Gerade die letzten Monate haben wieder zwei besonders schlimme Beispiele dieser Art gebracht. Deutsch Südwest-Afrika ist von allen unsern Kolonien zweifellos am ausreichendsten mit Missionaren versorgt. Vom Oranje-Fluß im Süden bis zur äußersten Nordgrenze ist das Land mit einem Netz von evangelischen Missionsstationen bedeckt. Schon zweimal hatten die Römischen den Versuch gemacht, sich



Missionar Lechler.

in dieses gesegnete Missionsgebiet einzudrängen, waren aber von den Eingeborenen selbst zurückgewiesen worden. Jetzt lesen wir, daß sie im Gebiete der Bondelswaarts im Süden der Kolonie einen Platz Namens Heirachabis für die stattliche Summe von 100 000 M. gekauft haben, um darauf eine Missionsstation anzulegen. In Kaiser Wilhelmsland, wo doch wahrlich noch für viele Stationen Raum in Fülle wäre, wollen sich die Römischen gerade zwischen die Stationen der Rheinischen Mission eindringen. Und dazu sind sie gleich zwölf Mann stark, vier Patres und acht Laienbrüder, gekommen. Der rheinische Missionar Helmich in Siar schreibt: „Die katholische Mission drängt sich wie ein Keil zwischen unsere ganze Arbeit, da sie sich auf den Inseln Bilibili und Jabob niederlassen will. So gewiß wir auch davon überzeugt sind, daß keine Macht der Erde dem wahren Evangelium Einhalt thun kann, so kann man es doch kaum unterdrücken, daß ein laises Bangen für unsere Arbeit uns beschleichen will. Die Leute sollten sich schämen und eine heilige Scheu davor empfinden, sich gerade da hinzusetzen, wo unsere Mission Blut und Thränen vergossen und manches andre schwere Opfer gebracht haben.“ — Noch verhängnisvoller ist der

Schlag, den die Jesuiten auf Madagaskar gegen die blühenden evangelischen Missionen ausführen. Wir haben wiederholt berichtet, wie schwere Wunden die sog. Jahavalo-Bewegung, — d. h. die Auflehnung der unbotmäßigen Hova nicht allein gegen ihre neuen Herrscher, die Franzosen, sondern gegen Ausländer, auch die Missionare, — der evangelischen Missionsarbeit geschlagen hat. Mehrere Missionare sind ermordet, andere nur durch ein Wunder errettet. Ganze Stationen sind zerstört, gegen 500 ihrer Kirchen und Kapellen in Flammen aufgegangen. Und nun zu allen diesen Schäden wird mit einer Hartnäckigkeit, die keinen Zweifel an der überlegten Absichtlichkeit übrig läßt, in Frankreich die Lüge und Verleumdung verbreitet, die ganze Jahavalo-Bewegung sei von der protestantischen Mission angestiftet. Es ist ja allgemein bekannt, daß die englischen Missionare den Franzosen ein Dorn im Auge sind. Um so begieriger wird diese verleumderische Anklage aufgegriffen und geglaubt. Obgleich die französischen Machthaber den evangelischen Missionaren das Zeugnis geben, daß sie sich der neuen Herrschaft durchaus loyal gefügt haben, ist ihre Stellung, zumal nach der Abberufung des evangelischen Generalresidenten Laroche, eine äußerst bedrohte.

Vermischtes.

Stimmung der Eingeborenen in Afrika gegen das Evangelium. In der inneren Stellung der Afrikaner gegen das Christentum vollzieht sich in unserer Zeit ein Umschwung. Die ehemals so kalten und gleichgültigen Herzen werden warm und empfänglich. In Gegenden, wo früher ein Missionar nur mit Lebensgefahr wagen durfte, in unbekanntes Gebiet vorzudringen, wird er jetzt mit offenen Armen aufgenommen. Ein Beispiel davon erzählen die schottischen Missionare am Großfluß in Westafrika. Jahrzehntlang waren sie in der Küstengegend festgehalten worden, es war ihnen bei schweren Strafen verboten, nach dem Oberlauf des Großflusses vorzudringen. Jetzt ist dies Verbot aufgehoben, und der Empfang, der ihnen in einigen noch nie von einem Missionar, noch von keinem Weißen betretenen Dorfschaften zu teil wurde, war über alle Erwartung freundlich. Ökösörö ist ein großes Dorf

am Oberlauf des Großflusses; die Häuptlinge desselben waren höchst ungnädig, daß bisher die Weißen mit ihren „Rauchbooten“ an ihrer Stadt vorübergefahren waren, ohne sie eines Besuches zu würdigen. Als nun die Missionare kamen, baten sie sie bei ihnen zu bleiben und ihnen Gottes Wege zu lehren. Die Missionare hatten viele Bedingungen zu machen. Wenn wir bei euch bleiben, werdet ihr uns ein Wohnhaus bauen? Ja. Und eine Kirche? Ja. Und eine Schule? Ja. Werdet ihr uns Speise senden? Ja. Werdet ihr eure Kinder zur Schule schicken? Ja. Nun fragten die Eingeborenen, ob sie gleich dableiben würden, wenn sie sich sofort daran machten, ein Haus zu bauen? Das konnten die Missionare nicht, denn ihr Weg führte sie noch weiter stromaufwärts; aber sie versprachen auf dem Rückweg noch einmal bei ihnen vorzusprechen. Da fragten sie weiter, ob sie wenigstens zur nächsten Regenzeit

ein Haus fertig stellen dürften? Die Missionare mußten bitten, nicht mit dem Hausbau zu beginnen, ehe sie noch einmal gekommen wären. Da brachten die Neger Ziegen, Dams, Hühner, Eier, Nüsse, Matten u. s. w. zum Geschenk als Zeichen der Freundschaft, begleiteten die Missionare in Scharen nach dem Flußufer zurück und riefen ihnen ein herzliches Lebenswohl zu. Solche Erlebnisse zeigen, daß wirklich die Missionszeit für Afrika gekommen ist.

Un. Presb. Miss. Rec.

Amerikanische Missionsgaben. Auf einer Allianz-Versammlung in Nordamerika wurden zum Schluß zwei feurige Missionsansprachen gehalten und dann Körbe herumgereicht, um die Gaben einzusammeln. Als sie zurückkamen, waren sie angefüllt mit Banknoten, Geldstücken, Taschenuhren, Juwelen verschiedenen Wertes und einigen Eigentumsübertragungen. So gaben Knaben ihre Zweiräder, ein Mann versprach sein Klavier u. s. w. Es waren ungefähr 10 000 Personen anwesend. Der Wert

der Gaben betrug mehr als 400 000 Mark; nur ein Drittel dieser reichen Gabe bestand aus barem Geld.

(The ch. at h. and abr. 1896.)

Li-hung-tschangs Urteil über die christlichen Missionen ist gewiß von ganz besonderem Interesse. Er hatte bei einem Empfang der Vertreter der amerikanischen evangelischen Missionsgesellschaften Gelegenheit, sich darüber zu äußern. Er sagte ungefähr folgendes: „Er habe die größte Achtung vor ihrem schwierigen und von ihm hochgeschätzten Werke; besonderes Lob verdienen die zahlreichen Erziehungsinstitute der Mission; viel Nutzen erwachse auch seinen Landsleuten aus den Missionshospitälern und Polikliniken, da sie, wie er sich ausdrückte, „nicht allein die Seelen, sondern auch die Leiber der Leute erretteten.“ Die Missionsarbeiten hätten nichts mit Politik zu thun, und nicht am wenigsten müsse er es hervorheben, daß sie so loyal überall den Ortsbehörden ihrer Distrikte Gehorsam geleistet hätten.“

Neueste Nachrichten.

Die verhängnisvollen Wirkungen der Heuschreckenplage, der Dürre und der Rinderpest machen sich in Südafrika immer schlimmer fühlbar. Besonders der Norden von Transvaal, der Distrikt Zoutpansberg, ist schwer heimgesucht, und die Berliner Missionare, die dort arbeiten, sehen mit großem Schmerze, wie das Volk um sie her dem Hunger erliegt. „Täglich,“ so schreibt Missionar Franz von Leschoane, „kommen Scharen, die Speise bei den Hungernden suchen. Es ist herzbeweglich, zu sehen, was den Armen alles zur Nahrung dienen muß. Da saßen ein paar Alte, die von einem Ochsenfell Riemen schnitten und diese, am Feuer geröstet, aßen. Da kam ein Heide vom Kgopaschen Volke mit der flehentlichen Bitte um etwas Korn. Sein und seiner Familie Nahrung bestand bisher in Heuschrecken. Ich nahm zwei seiner hungernden Kinder in mein Haus. Von fernher kam Joseph, einer unserer Christen von dem zerstreuten Matgopaschen Volke, mit der dringenden Bitte um Hilfe: „Wir leben nur von Wurzeln, und nun sind meine Kinder dem Tode nahe, hilf mir.“ „Geld habe ich nicht und Korn nur ein wenig,“ mußte ich ihm antworten.

Von Kgolong kam Joel: „Meine Frau hat nichts zu essen und kann dem Säugling nichts geben, er verhungert, hilf mir,“ so lautete seine Bitte. Ich gab ihm ein wenig. — Jenen Mann, der vor meiner Thür kraftlos zusammenbrach, kenne ich seit langer Zeit. Er ist von Kgopas Volk und oft zu mir gekommen. Er reichte mir zwei Schillinge mit der Bitte, ihm etwas zu essen zu geben. Ich gab ihm ohne Geld. — Wir kamen aus der Frühlingskirche, da kam Andreas zu mir und sagte: „Ich kann nicht mehr bleiben, ich werde schwach.“ Es waren zwei Tage, daß er nichts aß. Die Kost, die wir ihm gaben, verschlang er. Viele unserer Christen stehen hungrig auf und gehen hungrig schlafen. Man hört nur die eine Klage: „Es brennt so sehr in den Eingeweiden.“ Mir wächst auf Leschoane nichts, ich kaufte mein Korn ziemlich teuer, und nun geht es zur Neige. Aber solange ich noch einen Bissen habe, will ich keinen hungrig hinwegweisen. Und es ist nun erst Saatzeit, was soll in der Folge geschehen, zumal auch die Heuschrecken alles vernichten. Ach, gedenken Sie doch auch unser!“

Die Berliner Mission hat deshalb einen ergreifenden Bittruf ausgehen lassen, um

Gaben für die Notleidenden zu sammeln. Hossentlich werden ihr Gaben in größerem Umfang zur Verfügung gestellt.

Aus Madagaskar kommen zwei Nachrichten, welche die Missionsfreunde tief bewegen werden. Der abgehende Generalresident Laroche hat als letzten amtlichen Akt seiner Verwaltung am 1. Oktober 1896 allen Sklaven in Madagaskar die Freiheit geschenkt. Dadurch sind mit einem Schlage mehr als eine Million Menschen befreit. Obgleich uns diese überstürzende Gile nicht gefällt, mit welcher Frankreich diese in das soziale Leben der Insel auf das tiefste einschneidende Maßregel durchführt, ehe nur seine Macht auf der Insel gesichert ist, freuen wir uns doch dieses Gesetzes von ganzem Herzen. Um so peinlicher überrascht uns das andere Gesetz, durch welches General Gallieni seine Regierung eingeleitet hat. Alle Schulen in Madagaskar, selbst die bescheidensten Volksschulen, sollen das Französische zum Lehrgegenstand machen und wenigstens die Hälfte der Schulzeit darauf verwenden. Ja, es soll überhaupt allen Lehrern die Befugnis zu unterrichten entzogen werden, die nicht Französisch können; alle Schulen Madagaskars, die diesem Gesetze nicht entsprechen, sollen einfach geschlossen werden. Wo in aller Welt soll die Londoner Mission für ihre 74 000 Schüler oder die norwegische Mission für ihre 34 435 Schüler in 487 Schulen mit einem Male die Lehrer herbekommen, die des Französischen so weit mächtig sind, daß sie andere darin unterrichten können? Wird dieses Gesetz durchgeführt, so ist das ganze protestantische Missionschulwesen auf der Insel lahm gelegt! Gott wird's versehen. Wie vorsichtig selbst die norwegischen Missionare schon geworden sind, obgleich gegen sie sich die nationale Eifersucht längst nicht in dem Maße richtet, wie gegen die englischen, das geht aus einem Circular ihres Superintendenten Dr. Borchgrevink hervor. Danach sollen sich die Missionare mit äußerstem Fleiße aller irgend gegen Frankreich deutbaren Anspielungen enthalten und sollen jede Predigt und jede Ansprache sorgfältig niederschreiben, um im Falle einer Anklage sofort das Manuskript vorlegen zu können. Wenn die Norweger sich so versehen müssen, was sollen dann erst die englischen Missionare thun?

Die Brüdergemeinde hat sich entschlossen,

die Missionsstation Urambo, welche die Londoner Missionsgesellschaft zu verlassen wünscht, als ein neues Arbeitsgebiet zu übernehmen. Dieser Entschluß ist der missionseifrigen Gemeinde um so höher anzurechnen, als ihre geistigen und finanziellen Kräfte ohnehin durch das nach allen Seiten hin wachsende Missionswerk auf den andern Gebieten im höchsten Maße in Anspruch genommen sind. Aber es wäre in der That ein schwerer Verlust gewesen, wenn die Station Urambo, auf der die Londoner Gesellschaft seit fast 20 Jahren arbeitet, jetzt aufgegeben und damit ganz deutlich Centralafrika der römischen Mission überlassen wäre.

Solche Botschaften liest man gern wie die, welche die Rheinischen Missions-Berichte bringen: „Wir können nicht anders, wir müssen schon wieder über China berichten. Da bringt uns fast jede Post so überaus erfreuliche Kunde, daß wir sie unsern Freunden unmöglich vorenthalten können. Wir können ihnen schon wieder mitteilen: abermals eine neue offene Thür und zwar in der Gegend von Fumun, 32 Familienhäupter haben sich in dortiger Gegend zum Übertritt angemeldet. In einem andern Dörfchen bei Kangpui sind fast alle Einwohner, 30 Familien, Taufbewerber. Die größte Zahl derselben wohnt aber in einem Dorfe desselben Distrikts, Wang kong ha, wo sich an 100 Männer in die Liste der Taufkandidaten haben eintragen lassen.“

Nach 50jähriger treuer und anscheinend oft vergeblicher Arbeit scheint die Rhein. Mission nun endlich auch dort eine große Freudenernernte sammeln zu dürfen.

Rhein. M.-B. 97, 10 ff.

Der Kaiser von China hat allen Ärzten, darunter auch den Missionsärzten, welche in dem letzten Kriege in den Hospitälern des Roten Kreuzes Samariterdienste gethan haben, den Orden vom doppelten Drachen verliehen.

Aus Abessinien sind die schwedischen Missionare leider unlängst auf Befehl des Negus Menelik vertrieben worden. Die „Evangelischen Missionen“ hatten im ersten Jahrgang (1895, 193 ff.) eine Schilderung ihrer Arbeit gegeben.

Für die christlichen Bassuto giebt die Berliner Mission seit Jahresfrist in Botshabelo eine Zeitung, den Mogoera oa Bassuto oder den Bassuto Freund, heraus.

Das Blatt, welches außer erbaulichen Betrachtungen populäre Besprechungen über die Vorkommnisse des Tages und über die für die Schwarzen wichtigen Geseze und dergleichen bringt, wird viel gelesen und auch von den Bassutos gern zum Meinungsaustausch benutzt. Miss.-Fr. 97, 1 ff.

Wie sich viele Kolonialpolitiker ihre Pflichten gegen die Afrikaner zurechtlegen, beleuchtet wieder einmal recht abschreckend eine Auslassung eines Afrikaners, die wir aus der Zeitschrift „Africa“ (1897 S. 4. 5) mitteilen. Derselbe sagt von den mit den Häuptlingen geschlossenen Souveränitätsverträgen: „Es ist klar, daß kaum ein einziger unter ihnen eine Ahnung von der Bedeutung eines solchen Vertrages hat. Von gewissen Seiten wurden alle möglichen Einwände gegen die Rechtmäßigkeit derartiger Verträge erhoben. Man

sprach von allgemeinen Menschenrechten, die auch auf die Wilden Anwendung finden sollten. Die guten Leute, die das sagten, und noch heute giebt es solche, übersahen ganz, daß hier gewaltigere Verhältnisse in Frage kommen wie solche im Grunde genommen nichtige Rechtsfragen. . . . Es ist das Recht des Stärkeren, das sich in der ganzen Natur überall überwältigend selbst verkündigt, ein Recht, auf dem sich das ganze Leben aufbaut. Würden die Rothhäute Amerikas ein Recht gehabt haben, das Eindringen der Weißen zu hindern, und ist es von diesen ein Unrecht gewesen, Amerika zu erobern? Die Rothhäute waren nicht mehr wert, als daß sie vertilgt wurden, und wenn der Neger die Civilisation nicht vertragen kann und untergeht, ist er auch nicht mehr wert; nimmt er sie an, um so besser für ihn.“

Bücherbesprechungen.

Die Aschenдорff'sche Buchhandlung in Münster hat sich die schöne Aufgabe gestellt, sachmännische Darstellungen aus dem Gebiete der nichtchristlichen Religionsgeschichte zu veröffentlichen, darunter:

Für das Studium des Buddhismus:
Hardy, Professor Eb., **Der Buddhismus nach älteren Pāli-Verken.** 2,75 M.

Nach einer orientierenden Einleitung über das religiöse Leben Indiens vor Buddhas Auftreten giebt Hardy im zweiten Kapitel ein Lebensbild Buddhas nach den ältesten Quellen; im dritten und vierten Kapitel folgt eine übersichtliche und leichtverständliche Darstellung der Lehren Buddhas. Das letzte Kapitel enthält eine sehr interessante Vergleichung des Buddhismus und des Christentums.

Für das Studium des Islām:
Grimme, Prof. Dr., **Mohammed.** Bd. 1: **Das Leben.** 2,75 M. Bd. 2: **Die Lehre.** 3,50 M.

Betänlich ist die Schwierigkeit, ein Leben Mohammeds zu zeichnen, außerordentlich groß. Die Berichte der arabischen Schriftsteller sind von Legenden durchwoben, im Koran aber läßt sich die zeitliche Aufeinanderfolge der einzelnen Bestandteile nur selten mit Sicherheit feststellen. Grimme bemüht sich ein Lebensbild von Mohammed zu zeichnen, welches uns die psychologische Entwicklung seiner Persönlichkeit lebenswahr vor Augen führt. Im einzelnen versucht er nachzuweisen, wie der Islām in den sozialen Verhältnissen Mekkas seinen Ursprung nahm; wie ihm dann in der zweiten Periode die Berührungen mit dem Judentum und Christentum ein neues Gepräge gaben; und wie endlich in der dritten Periode die Idee des Glaubenskrieges die beherrschende wurde. Im zweiten Band giebt der Verfasser eine Übersicht über die wichtigsten Stücke aus der Glaubens- und Sittenlehre des Koran.

Von den Volksreligionen nehmen zweifellos die hervorragendste Stellung die altindische Veda-Religion und die durch Konfucius gereinigte und konservierte chinesische Volksreligion ein. Die erstere stellt Prof. **Hardy** dar unter dem Titel: **Die vedisch-brahmanische Periode der Religion des alten Indiens.** 4 M.

Es ist die älteste, schon seit mehr als 2000 Jahren der Vergangenheit angehörende Periode der Hindu-Religion, in die wir hier eingeführt werden. Der Grundzug des indischen Denkens ist der Pantheismus. So verkörpern sich auch in seinen religiösen Phantasien die Naturkräfte; es sind aber nicht feste Gestalten mit ein für alle mal feststehendem Gepräge, sondern proteusartig wechselnde Gebilde eines immer von neuem schaffenden Nachdenkens. Verschiedene Götterkreise und Auffassungsweisen lösen einander ab. Die Vielgestaltigkeit der religiösen Anschauungen endet in der brahmanischen Philosophie der Upanishāts, welche das Brahma, die Weltseele oder das Weltall als den Urquell alles Seins gefunden zu haben meint. — Den direktesten Gegensatz zu dem quellenden Leben und unerschöpflichen Reichtum der indischen Götterwelt bildet die nüchterne, prosaische Alltätigkeit des Konfucius.

Dooral, **Konfucius und seine Lehre.** 4 M.

Konfucius war weder auf religiösem noch auf sittlichem Gebiete ein schöpferischer Geist; er war ein Lobredner der guten alten Zeit. Ihre Sitten und Gebräuche für ewige Zeiten aufzubewahren ist sein Denken, Lehren und Trachten. Darin besteht sein großes Verdienst für China, darin aber auch seine Schuld. Er hat China in die Bande des trostlosen Formalismus geschlagen, er hat die Verehrung des Altertums großgezogen, welche China blind macht gegen die Fortschritte und die Macht abendländischer Kultur.



Der Zustand der christlichen Gemeinden in der Kolonialmission.

Von Pastor L. Nottrott in Spickendorf bei Landsberg.¹⁾

Dadurch, daß die Kols das Christentum zu einer nationalen Angelegenheit gemacht haben und familien- und dörferweise zu demselben übergetreten sind, hat die christliche Kirche bei ihnen die Gestalt einer Volkskirche angenommen und weist daher alle Licht-, aber auch alle Schattenseiten einer solchen auf. Sie besteht durchaus nicht aus lauter erweckten, gläubigen Gliedern, sondern gleicht einem Ackerfelde, auf dem wohl zahlreiche blühende und

fruchttragende Halme das Auge erfreuen, viele Saat jedoch erst noch keimt, sproßt und wächst, ja unter der Hitze auch wieder gewelkt und durch Unkraut überwuchert ist.

Wer irgend weiß, wie schwer ein Mensch sich von altererbten Gewohnheiten losmacht, der wird schon das nicht gering anschlagen, daß überhaupt 40 000 Kols mit den Sitten und Gebräuchen des väterlichen, sie immer noch umgebenden Heidentums gebrochen haben. Gehen wir in ein Christendorf, so finden wir dort weder die Sarna, den Opferhain, noch den bei der Jugend so beliebten Tanzplatz. Der ganze wilde Heidenlärm, den man früher schon von ferne hören konnte, ist verstummt.

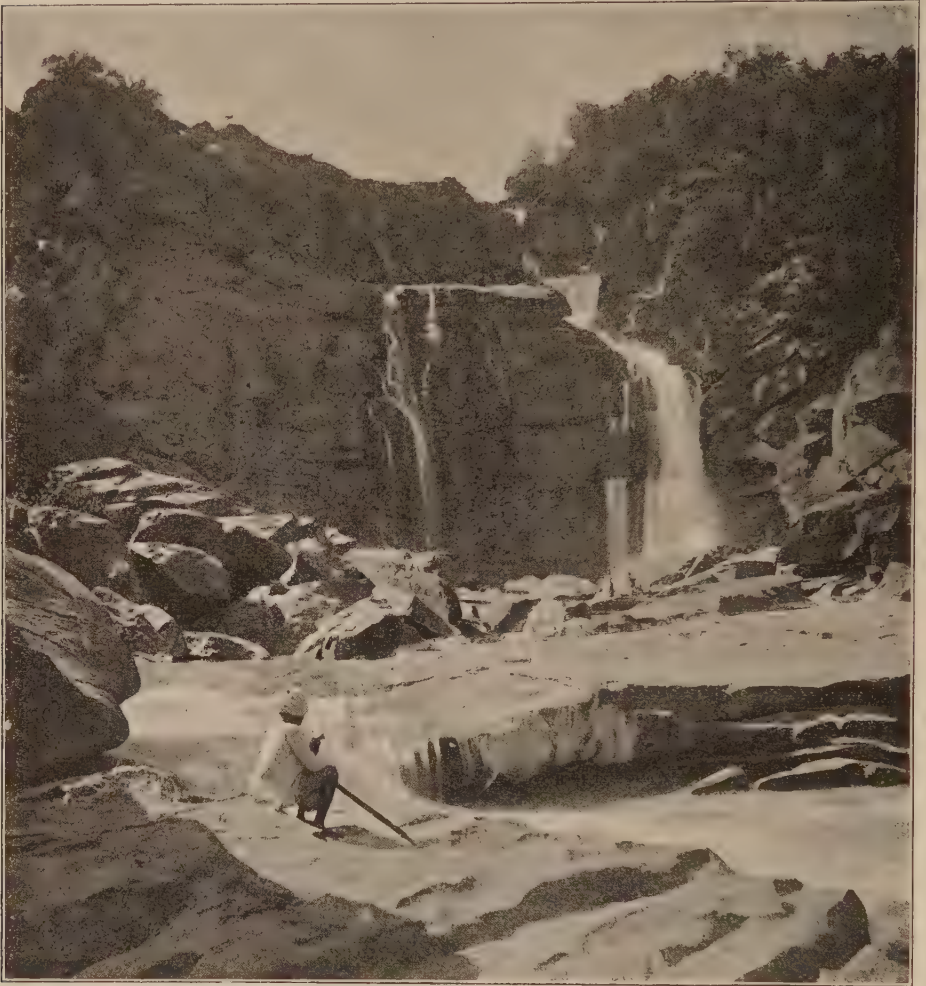
Schon bei der Aufnahme in die Christenheit war es eine der Bedingungen, daß man dem Genuß des Illi, des berausenden Reisbranntweins, völlig entsagen mußte.

¹⁾ Über den religiös-sittlichen Zustand der heidenchristlichen Gemeinden bestehen auch bei den Missionsfreunden vielfach verkehrte Anschauungen. Solche mit Umsicht und unparteiischer Verteilung von Licht und Schatten geschriebene Schilderungen von durchaus sachkundiger Hand sind deshalb besonders wertvoll. Der Aufsatz schließt sich an die im Jahrgang 1895 unseres Blattes S. 145, 169 und 226 veröffentlichten an. D. H.

Es ist das allerdings eine Forderung gesetzlicher Art, deren Aufrechterhaltung um so mehr Not macht, als die jesuitische Gegenmission in diesem Punkte sehr nachsichtig ist, die sich aber dadurch rechtfertigt, daß Anfänger im Christentum leichter die Kraft finden, diesem ihrem schlimmsten Feinde

ganz zu entzagen als eine heilsame Mäßigkeit zu üben. Die Folgen dieser Bestimmung sind denn auch durchaus günstige und werden von der Mehrzahl der Gemeindeglieder mit Freuden anerkannt.

Ähnlich verhält es sich mit dem Zopfe, den die Männer beim Übertritt abschneiden,



Eine Landschaft in Tschota Nagpur.

und mit den Schmucksachen, welche beide Geschlechter ablegen müssen. Auch darüber hat die Kols-Mission von Katholiken und Evangelischen Vorwürfe hören müssen. In der That hindert weder ein Zopf noch ein Nasen-, Zehen- oder Arm-Ring am Seligwerden. Es kommt aber in Betracht, daß die manchmal mehrere Pfund schweren

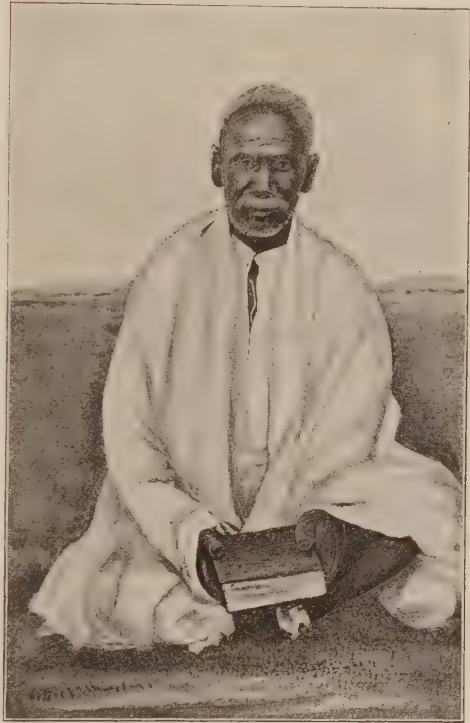
messingenen Ringe nicht bloß bei der Arbeit sehr belästigen, sondern auch die Bedeutung von Amuletten haben, der mit Ruhdang pomadisierte Zopf aber der Sitz vieler Unreinlichkeit zu sein pflegt. Jedenfalls unterscheiden sich die Christen mit wohlgekämmten und gescheitelten Haaren und ohne den massenhaften Schmuck höchst vor-

teilhaft von den Heiden, und das hat auch einen Wert.

Die Hauptsache ist, daß die christlichen Kols unter den erziehenden Einfluß des göttlichen Wortes gekommen sind. Und an diesem Worte Gottes hängen sie mit großer Liebe. Sonntags und an vielen Orten, wo Kirchen oder Kapellen sind, auch wochentags sieht man große Scharen ins Gotteshaus wandern. Wohnen sie von der Kirche entfernt, so scheuen sie keinen Weg, keine Versäumnis der Arbeit und keine Gefahr der Wildnis, sich die geistliche Stärkung zu holen, deren sie bedürfen. Hier und da thun sich auch Christen zusammen, um auf der Veranda eines Hauses oder unter einem schattigen Baume die Bibel zu lesen oder sich vorlesen zu lassen und das Gelesene dann zu besprechen. Dabei ist die äußere Heilighaltung des Sonntags eine sehr gute, ja derjenigen bei uns gegenüber eine „goldene“. An Unterlassung der Kindertaufe ist nicht zu denken, und auch eine Versäumnis der Trauung kommt kaum vor. Damit sind die Gemeindeglieder wenigstens in den Boden christlicher Ordnung eingepflanzt, in dem sie wurzeln und wachsen können.

Die Frömmigkeit der Kols charakterisiert sich als ein kindlich-zuversichtliches Vertrauen auf den Heiland. Daß der prabhu Jisu massih (der Herr Jesus-Christ) mächtiger ist als alle Bongas, ist ihre feste Überzeugung. Zu ihm wenden sie sich daher bei all ihren Nöten im Gebet und rufen auch ihre Christenbrüder, daß sie mit und für sie beten. Dabei knien sie nieder und reden nicht in hohen Worten, sondern klagen dem Herrn ganz einfältig ihre Trübsal, erinnern ihn an seine Verheißungen und bitten um seine Hilfe. Das mit Betonung gesprochene Amen zeigt, mit welcher Gewißheit sie die Erhörung erwarten. Es kommt vor, daß Christen ganze Nächte hindurch für einen kranken Genossen beten. Selbst Missionare haben sich, wenn sie kranke Angehörige zum Arzt bringen wollten, durch diese ihre Gebetszuversicht, die sich übrigens auch auf die Kinder erstreckt, beschämen lassen müssen. Und ihre Gebete finden Erhörung. Dafür giebt es zahlreiche und unverdächtige Zeugnisse. Solch ein Beter ist z. B. der Älteste Boas in Kherkai im Bezirk der Station Gohnerpur, ein früherer Gözenpriester.

Da er viele Kranke gesund gebetet, wird seine Fürbitte vielfach gesucht. Er erklärt sich die Thatsache, daß unter den Kols jetzt nicht mehr so schnelle Gebeterhörun-gen geschehen wie früher, sehr ein-sichtsvoll damit, daß der Herr damals im Lande noch unbekannt gewesen sei und seine Macht habe offenbaren wollen, was jetzt, da sein Reich sich ausgebreitet habe, nicht mehr so nötig sei. Ganz entsprechend hat er beobachtet, daß, wenn ein Heide krank sei und Christ werden wolle,



Ältester Paulus von Kurlum.

die Gebete über ihn stets Erhörung fänden, bei Christen aber nicht immer.

Eine andere Lichtseite am Leben der Kols-Christen ist ihr Eifer in der Verkündigung des Evangeliums. Das ist eine der Ursachen, daß sich das Evangelium so rasch ausgebreitet hat. Ist ein Kol einmal von Christus ergriffen, so ruht er nicht, bis auch seine Familienglieder und Dorfgenossen sich dem Herrn zuwenden. Einzelne haben schon ohne Amt und Beruf weite Wanderungen als Evangelisten gemacht. So geschieht es, daß Taufbewerber

aus Gegenden kommen, welche der Fuß eines Missionars nie betreten hat.

Wir geben hier das Bild eines Mannes, der sich nach dieser Seite hin besonders ausgezeichnet hat. Er hieß Rukua und bekam später den Taufnamen Paulus. Einst hatte er in der Fremde von einem Missionar gehört, daß Jesus auch vom Tode erretten könne. Das fast vergessene Wort fiel ihm auf der Heimreise in sein Vaterland wieder ein, als er nebst seinem Weibe von Räubern überfallen wurde. In seiner Not rief er den unbekannten Jesus um Hilfe an, und als die Räuber darauf hin ihre Tigeräxte sinken ließen, da stand es dem Rukua felsenfest, daß Jesus ein Helfer vom Tode sei. In seinem Heimatdorf Kurmul im Bezirk der Station Govindpur angelangt, hatte er nun nichts Geringeres zu thun, als Christen aufzusuchen, um durch dieselben Näheres über Jesus zu erfahren. So kam er nach Ranschi zu den Missionaren. Der Unterricht, welchen er dort empfing, ging wohl nicht tief, aber der Glaube an Jesus wurde doch fester in seinem Herzen. Alle vierzehn Tage wanderte er den sechzehn Stunden weiten Weg nach Ranschi zum Gottesdienste, und was er da hörte, das verkündigte er seinen Dorfgenoßen. Anfangs hatte er freilich einen schweren Stand und von seinen Verwandten und selbst seiner Frau viel zu leiden. Seiner Ausdauer gelang es jedoch, mit der Zeit einige seiner Angehörigen und Bekannten auf den Christenweg zu führen, so daß sie sich in Kurmul sogar eine Kapelle bauten und in derselben sonntäglich beteten. Das erweckte bei seinem Grundherrschaft die Besorgnis, Rukua werde noch die ganze Gegend christlich machen, und veranlaßte ihn, denselben erst mit Versprechungen zu locken und, da diese nichts fruchteten, mit allerlei Verfolgungen gegen ihn vorzugehen. Nun begann für den armen Mann eine ganze Kette von Leiden. Er wurde seines Besitztums beraubt, mußte sich im Walde verstecken, wurde wie ein Wild geheßt, gefangen, gemißhandelt und endlich als tot in den Fluß geworfen. Auch nachdem er auf wunderbare Weise aus den Fluten gerettet war, hörten die Schläge und Gefängnisstrafen nicht auf, wurden vielmehr auch auf seine Angehörigen, die jetzt sämtlich

zu ihm hielten, und auf die übrigen Christen in Kurmul ausgedehnt. Aber das alles machte den Mann nicht müde und matt. Endlich, nachdem er nach fünf-wöchentlichem Unterricht mit Weib und Kind in Ranschi getauft war, legten sich die Missionare für ihn bei der englischen Obrigkeit ins Mittel, und nun bekam der arme, geplagte Mann Ruhe. Hatte er aber schon vorher seinen Vandsleuten das Wort von Christo zu bringen gesucht, so wurde er jetzt darin erst recht eifrig. Er ging von Dorf zu Dorf, suchte 10—15 Stunden im Umkreise die durch die Verfolgung versprengten Christen auf, predigte selbst wütenden Menschen ohne jede Todesfurcht das Evangelium und erreichte es, daß bald an Stelle der kleinen zerstörten Kapelle in Kurmul eine neue 500 Menschen fassende gebaut werden mußte. Verdienterweise wurde er zum Ältesten der Gemeinde erhoben, die bis auf 800 Seelen wuchs. Nach dem Urtheile eines Missionars hat Paulus mehrere tausend Heiden zum Christentum geführt. Im Jahre 1887 ist er gestorben, nachdem freilich, wie überhaupt bei den Kols, sein sehr mit den nationalen Hoffnungen zusammenfallender Besehrungseifer etwas ermattet war. Doch sei ihm unvergessen, was er besonders in seinen jüngeren Jahren so eifrig und uneigennützig für das Reich Gottes gethan hat.

Schon aus diesem Beispiele ist zu ersehen, wie leidensfreudig auch die christlichen Kols sind. Raum je hat sich ein Kols-Christ durch Verfolgungen seitens der Hindu vom Glauben abwendig machen lassen. Sie ertragen selbst das Äußerste. Es scheint allerdings dabei auch etwas natürliche Hartnäckigkeit und besonders der nationale Gegensatz gegen die Hindu mit im Spiele zu sein.

Den natürlichen Leiden gegenüber sind sie nicht so widerstandskräftig. Doch zeigen sie auch hier viele Geduld, Ergebung und Ausdauer, was ihnen deswegen hoch anzurechnen ist, weil sie als Heiden die Übel nicht auf ihren guten Gott, sondern auf die bösen Geister zurückzuführen gewohnt waren. Danach ist die Äußerung eines Kranken zu würdigen: es sei zwar sehr schwer zu glauben, daß Leiden eine Gnade von Gott sei, aber er glaube es doch. Am kräftigsten hält sie die Aussicht auf die himmlische Seligkeit aufrecht. Ein Christ,

der trotz großer Sichts-Schmerzen noch in die Kapelle zu kommen pflegte, sagte auf die Ermahnung zur Geduld: „So schwer kann es doch nicht werden, daß es mit den Freuden, die meiner warten, verglichen werden könnte.“ Die ihnen schon vom Heidentum her eignende Hoffnung auf einen seligen Zustand nach dem Tode ist durch das Christentum zu einer äußerst festen geworden. Darum ist besonders ihr Sterben oft sehr erbaulich. Den Bekenntnissen, die sie dabei ablegen, fühlt man es ab, daß sie mehr, als ein bloßes Nach-

sprechen, daß sie tief im Herzen empfunden sind. Sie richten dabei eindringliche Ermahnungen an die Hinterbleibenden, dem Herrn treu zu bleiben. So sprach ein Sterbender: „Weinet nicht um mich, sondern freuet euch, denn ich gehe zum Herrn; alle Namen könnt ihr vergessen, aber einen vergesst nicht, den Namen Jesus.“ Mit Vorliebe beten und singen sie vor dem Sterben Kirchenlieder, wie „Jesus, meine Zuversicht“, „Laßt mich gehn“ und ähnliche. Gerade bei ihrem Abschied aus diesem Leben tritt es recht



Älteste der Gemeinde Rohardagga.

zu Tage, welche beseligende Macht das Evangelium für viele ist, von denen man es gar nicht glaubte.

Mit dem religiösen vollzieht sich nun — freilich langsamer — auch ein sittlicher Umschwung im Volke. Die Ansichten über Recht und Unrecht klären sich durch den Einfluß des göttlichen Wortes, das Gewissen wird geschärft, der Wille gestärkt. Das zeigt sich deutlich im ehelichen Leben. Die Vielweiberei wird als Sünde erkannt. War es früher sehr gebräuchlich, daß wegen der geringsten Kleinigkeiten Männer ihre

Frauen und noch öfter Frauen ihre Männer verließen, so ist z. B. im Jahre 1893 jenes nur in 20, dieses nur in 29 Fällen vorgekommen, während die Zahl der Familien doch 7237 war. Die Stellung der Frau läßt zwar noch viel zu wünschen übrig, ist aber doch eine ungleich würdigere als bei den Heiden. Unzuchtssünden sind entschieden im Abnehmen. Grobe Verbrechen, welche mit Gefängnis hätten bestraft werden müssen, kamen in dem genannten Jahre gar nicht vor. Nur wegen Landstreitigkeiten hatten neun Personen Strafe zu

verbüßen gehabt. Gewiß bei 40 000 Gemeindegliedern ein äußerst günstiges Verhältnis. In den Gemeinden herrscht viel Friedfertigkeit und Versöhnlichkeit. Ohne sich mit seinem Bruder versöhnt zu haben, kommt wohl keiner zum heiligen Abendmahl. Als ein Mann, der den Groll gegen seinen grundherrlichen Bedrucker gar nicht lassen wollte, von seinem Missionar gefragt wurde, was er aber thun würde, wenn der Heiland ihn im Himmel an der einen und seinen Feind an der anderen Hand faßte, da gab er die Antwort: ja dann würde auch ich ihm vergeben.



Nathanael Tuju.

Und wie gewaltig regt sich oft die Stimme des Gewissens! Ein Christ hielt sich für unwürdig das heilige Abendmahl zu empfangen, weil er sein Herz dem Herrn durch einen Prozeß entfremdet habe. Leute, welche Illi (Branntwein) getrunken oder am Sonntage gearbeitet haben, bitten um öffentliche Absolution im Gottesdienste. Mit derselben Bitte kam einmal ein sehr rechtschaffener Mann, weil ihm unterwegs plötzlich alle seine Sünden vor den Augen gestanden hätten und eine innere Stimme ihm zugerufen habe: „Das sind deine Sünden, thue Buße, sonst kommst du in die Hölle.“ Ein anderer hatte im Traume seine beiden Kleidungsstücke beschmutzt gesehen und das auf Taufe und heiliges Abendmahl gedeutet, die er durch eine

Sünde wider das sechste Gebot entweiht habe. Und solche Bekenntnisse finden öffentlich vor versammelter Gemeinde statt, die dann, während der Bußfertige vor dem Altar kniet, für denselben Fürbitte thut!

Überhaupt haben die christlichen Kols ein sehr lebendiges Gemeinde-Bewußtsein. Das kommt mit daher, daß die Christengemeinden bei ihnen nicht aus willkürlich zusammengewürfelten Leuten bestehen, sondern nichts anderes sind als die christianisierten alten Volksgemeinden. Daher auch die Autorität der Ältesten, die im Anschluß an die alte Dorf-Verfassung eingesetzt sind. Allerdings haben Älteste ihre Stellung in früheren Zeiten zuweilen gemißbraucht, und auch jetzt sind nicht alle Ältesten zuverlässig. Wie aber gerade den Ältesten zum guten Teil die große Verbreitung des Christentums zu verdanken ist, so ruht auf ihnen auch die Zukunft der Kirche unter den Kols als einer Volkskirche. Gar manche unter ihnen zeichnen sich durch persönliches Glaubensleben, große Treue im Amte und regen Eifer für das Reich Gottes höchst vorteilhaft aus. Im allgemeinen halten auch die Gemeinden darauf, daß nur die tüchtigsten Christen zu diesem Amte gewählt werden, und geben ohne Menschenfurcht ihr Urteil über die Vorgeschlagenen ab.

Es bedeutet einen großen Erfolg, daß in der Kols-Mission bereits 22 eingeborne Geistliche angestellt sind. An Volkstümlichkeit stehen sie allerdings den Ältesten nach, doch ist ihre Wirksamkeit von außerordentlichem Einflusse. Wieviel näher können sie doch ihren Volksgenossen treten als europäische Missionare. Und das muß man sagen: Sie richten ihr Amt mit Treue, Geschick und Eifer aus.

Wir werden noch auf ihren Bildungsstand zu sprechen kommen, darum hier nur das Bild eines von ihnen. Es ist der 1894 verstorbene Nathanael Tuju. Er war nicht so gebildet wie seine späteren Amtsgenossen, da er sich aber bereits als Katechist durch großen Eifer ausgezeichnet hatte und durchaus treu erfunden war, so wurde er nach kurzer Vorbereitung als erster Kols-Geistlicher ordiniert und mit dem Pfarramt in Piring in Singbhum betraut, in welchem er sich bis zu seinem Ende wohl bewährt hat. Mit unermüdlichem Fleiße

arbeitete er in seiner 400 Seelen großen Gemeinde, so daß sich dieselbe beständig mehrte und zuletzt 1896 auf 63 Dörfer zerstreute Christen zählte. Seine Dörfer besuchte er Haus für Haus monatlich drei bis viermal. Zu den Kranken, um die er sich sehr sorgte, und denen er auch wohl besseres Essen aus seinem eignen Hause sandte, pflegte er zu sagen: „Bruder, was der Herr auch thun möge, das ist gut für uns, wir wollen beten und alles in seine

Hände befehlen.“ Und dann betete er und blieb wohl die ganze Nacht bei ihnen. Mit Angefochtenen, die aus Furcht vor den Bongas wieder opfern wollten, machte er es ähnlich. Dabei hatte er eine sinnige Art. Einst saß er, betrübt über die Hineigung mehrerer Gemeindeglieder zu den Jesuiten, am Wege, als eins derselben vorüberging und ihn nach der Ursache seiner Traurigkeit fragte. „Ich weidete meine Schafe auf guter Weide,“ war die Ant-



Shadschans jugende Christen.

wort, „da kam ein Dieb und hat sie mir entführt; hier im Dorfe leben sie.“ Sein Missionar urteilt über ihn: „Was ich gesehen und gehört habe, giebt mir die Berechtigung zu sagen, daß er der apostolischen Anforderung an einen Geistlichen, 1. Tim. 3, entspricht.“ Nathanael gehörte zu den verhältnismäßig wenigen unter den Kols, welche durch ein Sündengefühl zum Glauben geführt worden sind. So war er denn auch ein persönlich frommer

Mensch. In Lebensgefahren hat er sich wiederholt mutig und gottvertrauend erwiesen, bei häuslicher Not still und ergeben. In letztere geriet er durch Viehsterben und Mißernten. Er bezog nämlich kein bares Gehalt, sondern hatte — es war bei ihm der erste derartige Versuch — ein Stück Land als Pfarrdotations. Ein besonderes Verdienst um die gesamte Mission hat er sich dadurch erworben, daß er als der erste christliche Pieder nach

Volksmelodien, sogenannte Bhadschans, dichtete und zu deren Begleitung auch nationale Musikinstrumente, die einsaitige Ekara, die Trommel und dergl. verwandte. Die Lieder bedurften allerdings der Überarbeitung seines Missionars — damals Dr. Nottrott —, wenn aber in den Gesang der Kols ein ganz anderer Zug hineingekommen, so ist das dem Nathanael Tuju zu verdanken. Jetzt werden Bhadschans im ganzen Missionsgebiete gesungen, und ein Zeichen, wie glücklich der Gedanke ihrer Abfassung und Einführung war, liegt darin, daß man sie auch in Flur und Wald singen hört, wo die für Kols wenig ohrenfälligen deutschen Gesänge bis dahin nicht erschallten. Auch in den Kultus sind diese volkstümlichen Gesänge eingeführt, und solche Freude hatte Nathanael selbst an dieser seiner Schöpfung, daß er mit seiner Gemeinde oft ganze Nächte, z. B. die Weihnacht, singend und spielend zusammenblieb.

Soll die christliche Kirche unter den Kols, wie es doch durchaus nötig ist, von ihrer deutschen Mutterkirche unabhängig werden, so muß sie sich auch in finanzieller Hinsicht selbst erhalten. Dazu müssen die Gemeindeglieder allerdings noch mehr erzogen werden. Das, was sie jetzt schon geben, ist indessen mit Rücksicht auf ihre Armut und die Unsicherheit ihres Besitzes nicht unbedeutend. Im Jahre 1893 betrug die Summe der Kollekten, Gebühren und Gemeindesteuern, welches Geld zum Bau von Kapellen und Schulen, zur teilweisen Befoldung eingeborner Helfer, zum Unterhalt von deren Witwen und zur Bestreitung von gottesdienstlichen Bedürfnissen verwendet wird, 4 675 Rup. Eingerechnet sind dabei 361 Rup. Prabhu prit („Liebesgabe für den Herrn“), ein auf den Dreschtemmen eingesamelter Beitrag zur Befoldung der eingebornen Geistlichen, und dann 200 Rup., welche die Katechisten freiwillig für Barwe, also für die Mission unter den römischen Namenchristen aufgebracht hatten. Freiwillige Gaben werden auch bei dem jährlichen Erntefeste gespendet, und diese Sitte ist durch die Kols selbst eingeführt. Als sie Christen wurden, meinten sie, der Herr Jesus solle es nicht schlechter haben als früher ihre Bongas, denen sie nach vollbrachter Ernte geopfert hätten. So sieht man denn die christlichen Kols am jähr-

lichen Erntefeste, die Missionare und die Schulkinder voran, unter Glockengeläut und Gesang in die Kirchen ziehen und dort am Altarplatze ihre Gaben in Natur oder in Geld niederlegen. Auch an anderen freiwilligen Gaben zum Bau von Kapellen, Schulen u. s. w. fehlt es nicht.

Wir haben bisher wesentlich lichte Züge aus dem Leben der jungen Kols-Christenheit angeführt. Die Wahrhaftigkeit erfordert aber zu sagen, daß denselben auch recht viele dunkle gegenüberstehen. Man wird sich darüber nicht allzusehr entsetzen, wenn man bedenkt, wie es bei unserm Volke aussieht, das doch seit vielen Jahrhunderten unter dem Einflusse des Christentums steht. Das Heidentum ist die Religion des natürlichen Menschen, die mit jedem Kinde neu geboren wird, und daher eine Macht, welche sich nicht im Handumdrehen besiegen läßt. Selbst auf schon ältere Christen unter den Kols übt es noch seine Anziehungskraft aus, viel mehr auf die Anfänger im Glauben. Es sind deshalb vorzugsweise Taufbewerber, die, zumal wenn sie ihr weltliches Begehren durch das Christentum nicht befriedigt fühlen, nach der Ungebundenheit und Lust des heidnischen Lebens wieder zurückverlangen. Im Jahre 1893 belief sich deren Zahl auf 511, während bereits Getaufte nicht abfielen.

Ganz gleiche Beweggründe liegen den Übertritten zur römischen Kirche zu Grunde. Hier kommt aber noch die Hoffnung auf größere Hilfe in den Landstreitigkeiten und die Aussicht auf Geldunterstützungen dazu. Nach dem letzten Zensus waren es 241.

Aber nicht bloß über Abfälle hat die Mission zu klagen, sondern auch über ein in den Gemeinden nachwirkendes Heidentum. Das Nationalaster der Trunksucht hält noch gar manche in seinen Banden. Vor vier Jahren zählte man 353 Säufer und 2251 Gelegenheitstrinker. Bei etlichen ist der Christenglaube noch so wenig gefestigt, daß sie in Not und Krankheit bei dem alten Bonga-Opfer Hilfe suchen. Auch Zauberei-Sünden hängen ihnen an, und hie und da führt man entstandenes Unheil noch auf Hexen zurück, die nach heidnischer Weise ermittelt und verfolgt werden. Magische Vorstellungen von dem Gebet, das dann gedankenlos geplappert wird, hängen damit zusammen. Nicht

durchweg wird die christliche Ordnung der Ehe respektiert. Es fehlt nicht an Zug, Trug und Gewaltthat. Dazu klagen die Missionare über Mangel an sittlichem Ernst, über die Ungebundenheit der Jugend, über Unwissenheit, besonders beim weiblichen Geschlecht, über Stumpfsheit und Gleichgültigkeit und über was für Sünden sonst noch.

Selbstverständlich giebt es zwischen den geförderten Christen und denen, welche noch mit einem Fuße im Heidentume stehen, mancherlei Zwischenstufen, wie denn auch ein Unterschied je nach den Volksstämmen

(die Uraos zeigen sich viel zuverlässiger als die Mundaris) beobachtet worden ist. Auch kommen im sittlich-religiösen Leben nach der Zeit der ersten Liebe Zeiten der Ermattung, bis dann wieder größere Vertiefung und Festigkeit eintritt.

Was thut nun die Mission gegen die schlimmen Elemente in den Gemeinden? Sie übt, wenn seelsorgerliche Vermahnungen fruchtlos sind, eine ernste Kirchenzucht.

Da aber ist's wieder ein Zeichen von dem gesunden Sinn der Gemeinden und von der Macht, die das Christentum ausübt, daß durchaus nicht alle Gemäßregelten



Katechisten vor dem Hause abgefallener Gemeindeglieder.

der Mission den Rücken kehren, sondern daß die meisten die Zucht heilsam auf sich wirken lassen. So konnten nach der letzten Statistik von den 44, welche in den großen, ganz aus der Gemeinde ausschließenden Bann gethan waren, 27 wieder aufgenommen werden, weil sie Buße gethan und sich gebessert hatten. In Beziehung auf den kleinen Bann, der bloß vom heiligen Abendmahl ausschließt, war das Verhältnis erklärlicherweise ungünstiger, von 161 konnten bloß 64 wieder zugelassen werden. Bleiben sie doch bei diesem noch Christen. Es macht aber immerhin auf

die Gemeinden einen tiefen Eindruck, wenn selbst angesehene Leute, wie frühere Älteste, an der Kirchenthür sitzen müssen, ja sich unaufgefordert diesen Platz suchen. Die Gemeinden halten übrigens diese Zucht für etwas so durchaus Notwendiges, daß sie dieselbe mit großem Eifer selbst ausüben.

Schließlich sei noch darauf hingewiesen, daß auch Bildung und Kultur, worin ja leider manche moderne Missionsfreunde die beste Missionsfrucht sehen, auf dem Ackerfelde der Kols-Mission reichlich wachsen.

Schon durch die Beschäftigung mit einer so geistigen Sache, wie das Evan-

gelium ist, werden die Leute intelligenter. Ihr Gesichtskreis erweitert sich, ihre Gedanken erheben sich über das rein Materielle, sie werden zum Nachdenken veranlaßt. Man hat beobachtet, daß die Gesichtszüge der christlichen Kols den stumpfsinnigen Ausdruck verlieren, der ihnen früher eigen war, so daß sie schon dadurch von Heiden unterschieden werden können. Am meisten wird Bildung aber durch den Unterricht verbreitet. Was will es doch sagen, wenn bereits vor zehn Jahren gegen 500 Christen der Goknerschen und englischen Mission in irgend welchem kirchlichen und staatlichen Amte angestellt waren und ein monatliches Gehalt von 8500 Rup. bezogen, und wenn diese Zahl sich gegenwärtig wenigstens verdoppelt haben dürfte! Und das alles durch die Mission! Welche Fülle von Wissen nehmen die Jünglinge der verschiedenen Schulen mit ins Leben hinein und verbreiten sie unter ihrem Volke! Welchen gewaltigen Fortschritt bezeichnet es, wenn so viele Kinder — und auch Erwachsene —, deren Väter oder Großväter noch in tiefster Unwissenheit lebten, nun Lesen und Schreiben, auch etwas Rechnen und wenigstens das Allgemeinste aus Weltgeschichte und Geographie gelernt haben! Dazu die vielen Bücher jetzt in einem Volke, das noch vor 50 Jahren weder eine Geschichte noch eine Litteratur, sondern nur Volkslieder und Volksfagen besaß.

Obenan in der Bildung stehen die eingebornen Geistlichen. Man wird erstaunt sein zu hören, daß dieselben das Neue Testament sogar in der griechischen Sprache lesen lernen, während das leider nicht einmal alle Missionare, wenigstens nicht alle englischen, können. Wenn einmal eine wirklich gute Übersetzung des Neuen Testaments geliefert werden soll, was doch schlechterdings nötig ist, wer anders kann sie dann liefern, als ein Eingebornener, der des Griechischen mächtig ist?¹⁾ Dazu ist diese Kenntnis sehr heilsam gegenüber der jesuitischen Gegenmission, wie sie auch Leuten, denen die englische und deutsche theologische Litteratur verschlossen ist, eine gesunde Fortbildung ermöglicht.

¹⁾ Nachträglich erfahre ich, daß die Evangelien kürzlich durch einen eingebornen Kandidaten aus dem Urtext musterhaft in das Urao übersetzt sind.

Eine andere Frage ist die, ob die Kols überhaupt einen so raschen Fortschritt in der Bildung physisch und moralisch vertragen können. Indessen diese Befürchtung ist unbegründet. Sie sind ebenso geistig begabt als körperlich kräftig, und daß die Herren nicht hochmütig werden, nun, dafür muß allerdings die Aufsicht der Missionare sorgen. Bis jetzt haben sich die eingebornen Geistlichen auch durchaus als bescheidene Leute gezeigt. Sie ordnen sich den Missionaren willig unter, haben sogar vor ihnen vielleicht noch eine zu große Scheu. In ein vertraulicheres Verhältnis zu seinem Missionar ist unfres Wissens bis jetzt nur einer von ihnen getreten, der eingeborne Pastor von Kauschi, Hanud Dato Lakra. Seine Begabung und Frische machen ihn zu dem besten Prediger unter den Eingeborenen. Seine Ansprachen sind oft geradezu zündend. Dabei ist er nicht bloß seiner Muttersprache, des Urao, sondern auch des Hindi und Mundari völlig mächtig. Sein gewecktes Wesen hat auch für Europäer etwas Anregendes. In seinem Amte ist er sehr gewissenhaft, eifrig und tüchtig. Er sowohl wie seine Frau Vori, welche als Bibelfrau thätig ist, können sich auch in europäischer Gesellschaft sehr wohl bewegen.¹⁾

Von den übrigen seien noch Patras Kantei erwähnt, dem die Kols eine Lebensbeschreibung Dr. Luthers verdanken, und Kuschalmay, der nebst seinem Katechisten Nirmal den Mut hatte, in Barwe den Kampf mit den Jesuiten aufzunehmen und daselbst die erste evangelische Gemeinde zu gründen.

Mit der wachsenden Bildung hängt nun auch ein Fortschreiten der materiellen Kultur zusammen. Wohl trägt auch der christliche Kol noch seine nationale Kleidung, sitzt mit hochgezogenen Beinen auf der bloßen Erde, ist mit den bloßen Fingern, geht noch barfuß oder höchstens in Schuhen, pflügt seinen Acker mit dem hölzernen Pfluge, an dessen Stange Zebus oder Büffel mit den Hörnern angebunden sind, fährt seinen Reis auf dem zweiräderigen Karren heim und läßt ihn auf hartgestampfter Tenne durch seine Ochsen austreten. Im Rahmen dieser väterlichen Gewohnheit ist seine Lebenshaltung aber

¹⁾ Leider hat Hanud Dato in letzter Zeit den Missionaren schweren Kummer gemacht. D. H.

doch eine weit günstigere geworden als bei den Heiden. Der Wohlstand der Kols hat sich entschieden gehoben. Manch einer, der früher nur mit schwachen Zebus auf den Acker zog, hat jetzt starke Büffel, und wer sich bloß der Büffel bediente, wohl schon Pferde. An Stelle der strohbedeckten Lehmhütten finden sich schon manche massive Wohnhäuser mit Ziegeldach, und in den Häusern selbst herrscht ganz andere Ordnung und Reinlichkeit als vordem. Das alles ist dem Christentum zu verdanken. Das hat die kostspieligen Bonga-Opfer ab-

geschafft, ist den wüsten Saufgelagen entgegengetreten und hat die Leute an Fleiß, Ordnung und Sparsamkeit gewöhnt. Insofern ist also die Hoffnung der Kols, das Christentum werde ihnen Hilfe in ihren socialen Nöten bringen, in der That in Erfüllung gegangen.

Das ist der Stand des geistlichen Ackerfeldes unter den Kols. Vieles wird unser Auge erquickt haben, noch mehr aber können wir uns freuen in Hoffnung. Noch ist die Ernte nicht da, die Saat steht noch im Wachsen. Giebt Gott der Herr weiter



Eingeborene Geistliche.

Gnade, so wird nach wieder 50 Jahren die Kols-Mission ein ganz anderes Bild darbieten als gegenwärtig. Wie viel Samenkörner sind über die Grenzen der Gemeinden hinaus in die Herzen der Heiden gefallen; sie werden dann ausgegangen sein. Die jetzt noch schwachen Halme werden erstarkt, das, was jetzt noch wächst oder blüht, zum Fruchttragen gekommen, gar manche Frucht, die wir in der Gegenwart bloß als Ansatz sehen, gereift sein. Und noch mehr! Die Kols sind kein absterbendes Volk wie die Urbewohner

Australiens und manche Stämme Afrikas, sie sind ein starkes, lebenskräftiges Volk dem noch eine Zukunft beschieden ist. Dazu ist ihr Land durch sein Klima vor dem Unheil europäischer Kolonisation gesichert. Bleiben die Kols, wie wir nicht zweifeln, ein Ackerfeld Gottes, so ist Großes von ihnen zu erwarten. Wir hoffen nichts Geringeres, als daß sie in der Hand Gottes mit der Zeit eins der Werkzeuge werden, durch welche es die große Wüste des indischen Heidentums in ein fruchtbares Gefilde verwandeln wird.

Missionsinspektor D. Ed. Krahenstein.

Von Pastor Krahenstein in Stülpe.

Am 5. Oktober vorigen Jahres gegen 4 Uhr nachmittags bewegte sich ein langer Leichenzug unter den Klängen der Posaunen aus dem Berliner Missionshause zum nahe gelegenen Kirchhofe am Königsthor. Man brachte den Leib eines Mannes zur letzten Ruhe, der während seines Lebens nie viel Aufsehen erregt, sondern in der Stille treulich gearbeitet hatte an der Stelle, dahin Gott ihn gestellt. Die seinem Sarge

nachfolgten, waren fast ausschließlich solche Leute, die mit dem heiligen Werke der Mission in lebendiger Gemeinschaft verbunden waren. Denn der Entschlafene, dem die letzten Ehren zu teil wurden, war der Inspektor der Berliner Missionsgesellschaft, D. Krahenstein, der in diesem Amte fast 39 Jahre lang dem Erbherrn der Heiden gedient hatte. Mit ihm ist die lebendige Ueberlieferung des Hauses aus der Zeit



Schloßkirche zu Quedlinburg.

des unvergeßlichen Wallmann zu Grabe getragen. Fast alle gegenwärtig im Dienste der Berliner Mission (I) stehenden Missionare sind seine Schüler gewesen, und er hat dadurch einen stillen, aber tiefgreifenden Einfluß auf die Missionsarbeit in Süd- und Ost-Afrika und China geübt, dessen Segensspuren noch lange erkennbar bleiben werden.

In der alten Harzstadt Quedlinburg wurde Eduard Krahenstein am 29. Oktober 1823 geboren. Sein Vaterhaus, die Schloßmühle, liegt am Fuße des auf einer Sandsteinklippe aufragenden Schlosses mit der Schloßkirche, in der die Grabstätten König Heinrichs I. und seiner Gemahlin Mathilde

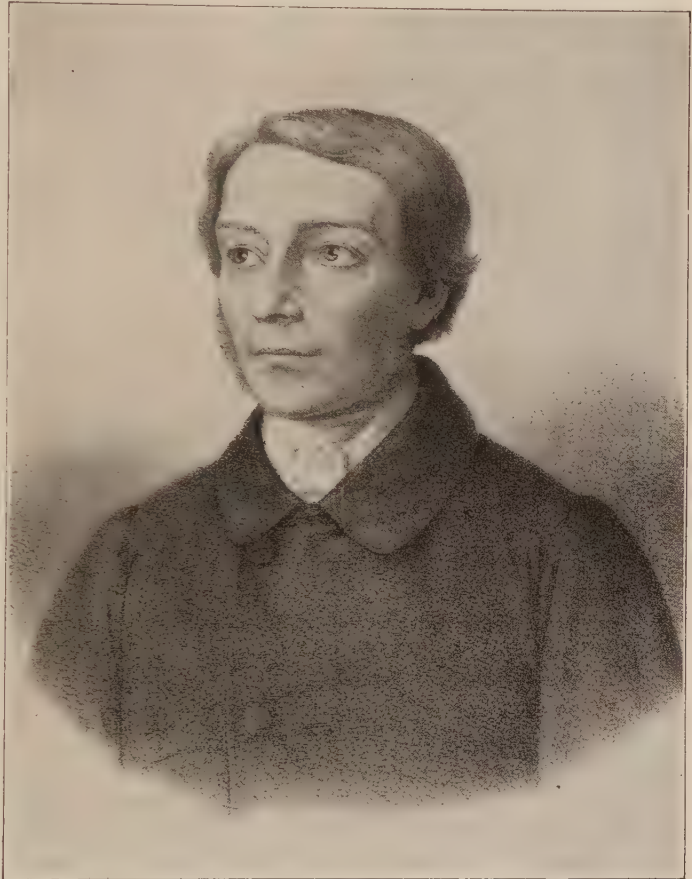
sich befinden. Nachdem er das dortige Gymnasium bis zu den oberen Klassen besucht hatte, trat die Wahl eines Berufs an ihn heran. Wegen seiner zarten Gesundheit sollte er anfangs Gärtner werden, doch fügte Gott es so, daß dieser Plan wie der spätere, die Laufbahn eines Postbeamten zu wählen, durch äußere Umstände verhindert wurden. So siegte endlich der Herzenswunsch des Knaben, dem geistlichen Amte sich widmen zu dürfen. Die bis dahin nicht betriebenen Studien des Griechischen und Hebräischen wurden privatim nachgeholt, und mit einem vorzüglichen Abgangszeugnis versehen, bezog Krahenstein im Jahre 1842 die Universität Halle.

Erfreute ihn zuerst besonders die Möglichkeit, hier den Rationalismus, in dem er aufgewachsen war, völliger und gelehrter kennen zu lernen, so verlor er doch bald den Geschmack daran und wurde durch Tholuck und Müller der gläubigen Theologie gewonnen. Hauptsächlich scheint der erstere einen tiefen, nachhaltigen Einfluß auf sein inneres Leben geübt zu haben.

Die Vorlesungen des alten Gesenius konnte er nur noch ein halbes Jahr genießen, doch genügte dies, um ihm eine nie versiegende Liebe zu der Sprache des Alten Testaments einzulößen und das Verständnis für den Bau und den Zusammenhang der Sprachen in ihm zu wecken. Nach „sehr gut“ bestandem 1. Examen wurde er 1846 in Goethen Hauslehrer, machte von dort aus mit demselben Zeugnis sein 2. Examen und ging dann auf eine ihm von Tholuck angebotene Hauslehrerstelle in Riggisberg bei Bern, wo er bis zum März 1851 blieb. In gleicher Thätigkeit brachte er die folgende Zeit im Hause der bekannten Philipp und Marie von Nathusius in Neinstedt zu, bis er im Dezember 1851 als Diaconus an der Schloßkirche seiner Vaterstadt ordiniert wurde.

Für seine Amtsthätigkeit fand er einen wohl vorbereiteten Boden. Hier in Quedlinburg hatte bis zum Jahre 1848 Wallmann gewirkt und, wenn auch zuerst unter Spott und Anfeindung, nach und nach einen größeren Kreis von entschieden gläubigen Leuten um sich gesammelt. Seine von großem Segen begleiteten wöchentlichen Bibelstunden setzte Krakenstein fort, denn der in diesen Kreisen unter den Stillen im

Land herrschende Geist war jetzt einzig sein Lebenselement geworden. Allein seine Wirksamkeit im eigentlichen Predigtamt, die er mit großer Treue und Hingebung ausübte, und deren Segensfrüchte auch nicht ausblieben, sollte nicht lange dauern. Wallmann, der im Jahre 1857 aus dem Barmer Missionshause zum Leiter der Berliner Missionsgesellschaft berufen war,



Inspektor Wallmann.

erkannte bald, daß ihm allein die Arbeit zu viel sei. Als einen geeigneten Mitarbeiter hatte er Krakenstein ins Auge gefaßt, von dem er wußte, daß er mit ihm in gleichem Sinn und Geiste wirken würde. Seine Anfrage verursachte einen schweren Kampf, denn Krakenstein fühlte sich in seinem Amte wohl. Endlich siegte die Liebe zur Mission und die hohe Verehrung für Wallmann in dem Diaconus, der nun

am 13. Februar 1858 als Missionsinspektor in Berlin einzog. Freilich hatte er sich nicht verhehlt, daß er kein beschauliches Leben werden führen können. Wallmann hatte ihm nach der Darlegung der von ihm zu leistenden Arbeit geschrieben: „Das vorläufig fest und die Hauptsache. Wären wir erst in Prag und gäbe der Herr Zeit, Kraft und Lust, so würde sich noch das Eine oder Andere dazu finden.“ Darin lag die Aussicht auf sehr viel Mehrarbeit. Wallmann war ein Mann, der sich im Dienste seines Herrn verzehrte, der keine Schonung seiner selbst kannte, wo es die Sache des Reiches Gottes galt, und der auch von andern viel, sehr viel verlangte. Aber darinnen waren sie ja beide einig: vor anstrengender, aufreibender Arbeit für das Reich Gottes schreckten sie nicht zurück.

Die nun folgende Zeit fleißiger Wirksamkeit in herzlicher Einmütigkeit, ergänzt durch die innige Freundschaft, die auch beide Familien miteinander verband, dauerte leider nicht lange. Schon im Sommer 1863 mußte Wallmann nach schwerer Krankheit die Arbeit seines Lebens aufgeben und ging im April 1865 in Quedlinburg, wohin er sich zurückgezogen hatte, heim. Mit dem bereits im Frühjahr 1863 in das Missionshaus eingetretenen Inspektor Plath hatte nun Krahenstein die Leitung des Werkes fast zwei Jahre lang zu führen. Er wurde von dem neuen Mitarbeiter nach Kräften unterstützt, und die beiden traten einander schon damals recht nahe. Dies Verhältnis erlitt auch keine Störung, als 1865 der neue Missionsdirektor Wangemann die Zügel der Missionsleitung in die Hand nahm. Noch zweimal, während der Bistationsreisen Wangemanns in Süd-Afrika hat er dann in der Heimat die Verwaltung der Berliner Mission zum größten Teil übernehmen müssen.

Seine Stelle als erster Inspektor hat er zeit seines Lebens beibehalten, obgleich ihm die Leitung des Missionswerkes beide Male angeboten ist, als das Amt des Direktors frei wurde. Er war aber mit dem Wirkungskreise, den ihm sein Amt anwies, so vertraut und verwachsen, daß es ihm sehr schwer geworden wäre, denselben aufzugeben und die äußere Vertretung der Mission, welche mit dem Direktorposten verknüpft ist, zu übernehmen. Es kam dazu, daß die stille, verborgene Ar-

beit, die er zu leisten hatte, seinem innersten Wesen entsprach. Sie bestand hauptsächlich in dem Unterricht der Zöglinge in der Auslegung der heiligen Schrift sowie dem dafür grundlegenden Unterricht im Lateinischen, Griechischen und Hebräischen und in der Missionsgeschichte. In diesen Gebieten hat er — gänzlich unabhängig und ungehindert — bis an sein Ende mit Herzenslust unterrichtet, sie nach der langen Zeit der Behandlung beherrscht wie kaum ein zweiter und so die in fast 4 Dezennien ausgesandten Zöglinge in den wichtigsten Stücken in einer fast einzigen Weise einheitlich ausbilden helfen. Seine sprachliche Begabung befähigte ihn dazu, auch den künftigen Missionaren den Bau der Sprachen zu erschließen, und hat sicherlich vielen die Erlernung der Heiden Sprachen erleichtert. Wie überall, so suchte er auch hier seinen Schülern etwaige Schwierigkeiten durch Beispiele zu verdeutlichen. Das sprachliche und Missionsinteresse gemeinsam veranlaßten ihn dazu, noch in vorgerücktem Alter Dänisch und Schwedisch zu lernen, um die Berichte der dortigen Missionsgesellschaften lesen zu können. Seine Unterrichtsweise, besonders bei der Bibelauslegung war die, daß in gemeinsamer Arbeit von Lehrer und Schülern die Ergebnisse gewonnen wurden, die er dann am Schlusse der Stunde zusammenfassend kurz diktierte. Mit größtem Interesse verfolgte er bei den monatlichen „Repetitionen“ im Missionshause die Weise des Unterrichtens auch der übrigen Kollegen und freute sich herzlich eines jeden Erfolges, übte aber niemals irgend welche verletzende Kritik, wenn sie überhaupt geübt werden mußte; am liebsten schwieg er.

Im Unterricht selbst genügte ein Blick von ihm, um den Unaufmerksamen zu recht zu weisen; selten kam ein hartes Wort den Zöglingen gegenüber von seinen Lippen, niemand unter ihnen hat ihn je aufgeregt gesehen. Dagegen mußte er bei jeder Gelegenheit ihnen die Arbeit zur Gewissenssache zu machen und wiederholte oft die Mahnung: „Brüder, seid im Kleinen treu!“ Bei dieser Art der gemeinsamen Thätigkeit in den Unterrichtsstunden, die immer wieder auch durch einen feinen Humor in erheiternder Weise unterbrochen und belebt wurden, war es nur natürlich, daß die Zöglinge zu diesem ihrem



D. Kropf, D. Krauß, D. Wengemann, D. Wendland, D. Wernke.

Das Berliner Missionsseminar im Jahre 1887.

Lehrer auch in wichtigeren Angelegenheiten kamen. Er war ihr eigentlicher Seelsorger, dessen stille Studierstube mancher mit schwerem Herzen betrat, keiner ohne Trost, Rat und Ermahnung verließ. Auch sonst erkundigte er sich stets teilnehmend nach den Familienverhältnissen der einzelnen, besonders auf dem täglichen Spaziergange von einer halben Stunde nach dem Mittagessen, auf dem ihn stets einer der Zöglinge begleitete. Diese seine Stellung als der vertraute Seelsorger erklärt es auch, daß er mit allen Berliner Missionaren, bei denen er als „die Mutter der Missionare“ bekannt war, in privatem Briefwechsel geblieben ist. Außer dem Unterricht der Zöglinge hatte er abwechselnd mit den Kollegen wochenweise die Abendandachten mit der Hausgemeinde und die monatliche Missionsstunde zu halten. In der lebenswürdigsten Weise trat er dabei für etwa verhinderte Kollegen ein. An den Reisen zu Missionsfesten war er in den letzten Jahren wegen seines Alters nicht mehr hervorragend beteiligt.

Da die Missionsberichte von dem Direktor, der Missionsfreund und das Hosanna vom zweiten Inspektor geschrieben wurden, so hatte er keine unmittelbare Veranlassung, sich schriftstellerisch zu bethätigen. Im Gegenteil zeigte er früher eine Abneigung gegen das Bücherschreiben, so daß er öfter aussprach: „Seinetwegen möchten alle Bücher verbrennen, nur nicht die Bibel und das hebräische Lexikon.“ Dennoch hat der so lange in bescheidener Zurückhaltung und Verborgenheit lebende Mann später eine litterarische Thätigkeit entfaltet, welche dem Siebzigjährigen die höchste Ehre zu teil werden ließ, den Doctor theologiae. Diese Auszeichnung seitens der theologischen Fakultät Greifswald erfreute ihn um so mehr, als sie unter dem Dekanate seines ehemaligen Schülers, des Professors Martin von Nathusius, erfolgte. Diese Umwandlung ist nur durch äußere Einflüsse zu erklären. Sein erstes Buch, die „kurze Geschichte der Berliner Mission in Süd-Afrika,“ entstand aus einem Bericht über die Thätigkeit der Berliner Gesellschaft, erstattet beim Jahresfeste, auf das Drängen des damaligen Gen.-Sup. und Oberhofpredigers D. Hoffmann. Seitdem hat dies Werk die 4. Auflage erlebt und ist bis zum Jahre 1892 fortgeführt. Zu weiterer littera-

rischer Thätigkeit wurde er von seinem Kollegen, Missionsinspektor Petri, veranlaßt, um auch für weitere Kreise eine Probe von der langjährigen und gesegneten Weise seiner Auslegung der heiligen Schrift zu geben. Es hielt sehr schwer ihn dazu zu bewegen, aber schließlich fand er selbst große Freude an der für seine exegetische Arbeit gleichsam abschließenden Veröffentlichung. Die im Jahre 1874 zum 50 jährigen Jubiläum der Gesellschaft erschienene Festschrift: „Christliches und Antichristliches, eine Probe eschatologischer Palmen-Prophetie. (Ps. 42—51)“ und die im Jahre 1878 in 1. Auflage herausgegebene Auslegung der Offenbarung St. Johannis gestatten einen klaren Einblick in die einfache und leicht verständliche, aber anderseits tiefgehende Art, wie er die Erklärung der heiligen Schrift betrieb. Man darf wohl ohne Übertreibung sagen: er lebte im Worte Gottes, so daß das exegetische Kränzchen, in dem er seit Anfang der sechziger Jahre mit einigen befreundeten Geistlichen alle 14 Tage zusammen kam, ihm stets eine Erholung und Herzensfreude bot. Erwähnt seien hier noch die Schriften: „Zeitfolge der Christianisierung der Völker nach Andeutungen der biblischen Weissagung“ (1884) und sein Anteil an der Sammlung: „Blicke in die Zukunft des Menschengeschlechts nach dem prophetischen Wort der heiligen Schrift.“ (1887.) Ehe er ein Manuskript zur Veröffentlichung absandte, bat er stets in bescheidenster Weise um Durchsicht und offene Kritik und blieb auch später bei aller erfahrenen Ehrung stets derselbe bescheidene und lebenswürdige Mann. Er mußte aber jemand zur Seite haben, von dem er sich gern beraten und bestimmen lassen konnte, wenn seine verborgenen, mannigfach schönen Gaben an den Tag kommen sollten. Auch in den äußerlichen Dingen dieses Lebens wie in äußerlichen Missionsfachen war er vielfach unerfahren und ließ sich gern leiten. Dabei hatte er, wo es sich um das Wesentliche handelte, doch seine eigene, wohlüberlegte Meinung, die er, wenn es nötig war, freilich in so gewinnender, lebenswürdiger Weise vorbrachte, daß niemals irgend welche dauernde Mißhelligkeiten entstehen konnten.

Daß er, als die Räumlichkeiten im alten Missionshause nicht mehr ausreichten,

durch sein ernstliches Zureden den Direktor Wangemann zum ersten entscheidenden Schritte bewog, der zum Bau des neuen Missionshauses führte, ist in der Lebensbeschreibung desselben in diesem Blatte erwähnt. So lange das alte Haus noch bewohnt wurde, hatte er die Mitbuchung der täglich eingehenden Gelder freiwillig übernommen. Diese große Mehrarbeit erhielt ihn im Zusammenhange mit der Missionsgemeinde, und nur mit großem Schmerze gab er sie bei der Neuordnung der Missionsverwaltung im neuen Hause in andre Hände.

Auch im Komitee hat er dieselbe bescheidene, aber einflussreiche Stellung eingenommen. In früheren Jahren führte er stets das Protokoll, wozu ihn seine langjährige Personal- und Sachkenntnis befähigte. Er sprach im allgemeinen selten, meist nur in wichtigen Dingen und — wenn aufgefordert. Weil er in der That die lebendige Tradition der Berliner Missionsgesellschaft bildete und ein Vertrauensmann der ausgesandten Missionare war, so wurde auf sein Wort viel Wert gelegt. Es geschah nicht selten, daß nach längerer Diskussion einer der Herren Juristen im Komitee den Antrag stellte, noch das Urtheil des Inspektors Krakenstein zu hören, welches dann auch meist klar und kurz erfolgte. Ramen Meinungsverschiedenheiten einmal vielleicht sogar scharf zum Ausdruck, so blieb er immer still, trug auch nicht nach und kam stets wieder zuvor in alter Liebe und Freundlichkeit.

Ja, er wurde je länger desto mehr ein rechtes Friedenskind, ein Mensch, mit dem es nicht möglich war in Feindschaft zu geraten. Damit ging Hand in Hand die große Bescheidenheit, die ihm eigen war. Wie er die Ehre, die ihm durch Verleihung eines Ordens zu teil wurde, auffaßte, zeigen die Worte, die er darüber an seinen treuen, früheren Mitarbeiter Petri schrieb: „Gott der Herr

wolle es für die liebe Missionsache gesegnet sein lassen.“

Für Ostern dieses Jahres wollte er, durch das zunehmende Schwinden seiner Körperkräfte veranlaßt, seinen Abschied aus der Missionsarbeit beantragen. Der Herr aber hat ihn aus der Arbeit und doch wieder an einem Abschlusse derselben,



Miff.-Sup. Grünher. Miff.-Insp. Merensky.
Miff.-Insp. Wendland. Miff.-Dir. Genfschen. Miff.-Insp. Krakenstein.
Der Missionsvorstand von Berlin I.

unmittelbar nach Beendigung eines Unterrichtskurses am Abend des 30. September 1896 plötzlich hinweggerückt. Er darf schauen, was er geglaubt hat. Der Herr unser Gott aber bereite uns so zu, daß wir einen ebenso unerwarteten Heimgang nicht zu fürchten brauchen, sondern allzeit betend seufzen: „Gia, wärn wir da!“

Vom großen Missionsfelde.

Eine Hundertjahrfeier der Judenmission
folgt dem hundertsten Geburtstage des ersten evangelischen deutschen Kaisers fast auf dem Fuße.

1. Am 27. März 1797 wurde einer Familie Becker zu Berleburg im westfälischen Kreise Wittgenstein ein Sohn geboren, welcher bei seiner Taufe am 2. April die Namen Ferdinand und Wilhelm erhielt.¹⁾ Beckers Vater betrieb neben dem Ackerbau und dem Schuhmacherhandwerk das Landfuhrwesen. Als Fuhrmann kam er im Sommer 1800 nach Münden. Hier erkrankte und starb er, erst 35 Jahre alt. Ein Begleiter brachte Pferd und Wagen nach Berleburg zurück.

Die Witwe und die sechs Waisen mußten durch viele Trübsale hindurchgehen. Aber der Gott, auf den Frau Christiane Florentine Becker ihr ganzes Vertrauen setzte, ließ sie und ihre Kinder nie zu Schanden werden.

Unter der frommen Erziehung der vorzüglichen Frau lernte Ferdinand Wilhelm, der jüngste von den drei Söhnen, frühe seinen Heiland kennen und lieben. Bald erwachte in seinem Innern der Wunsch: „Ach, daß ich einmal ein Prediger werden könnte!“ Aber zunächst hatte es nicht den Anschein, als ob der begabte Knabe dies Ziel je erreichen würde. Die Armut, in der er aufwuchs, nötigte ihn auf die Erfüllung seines Herzenswunsches zu verzichten.

Nach der Konfirmation trat er in die Werkstatt eines Kunsttischlers ein. Dieser überzeugte sich jedoch allmählich, daß der Knabe bei ihm nicht am rechten Platze war. Der Lehrling zeigte einen wahren Heißhunger nach geistiger Nahrung und hatte in seinen Mußestunden immer irgend ein Buch in der Hand. „Das giebt keinen Schreiner,“ sagte der verständige Meister zu Frau Christiane Florentine. Im Jahre 1813, als Deutschland das Franzosenjoch abschüttelte, durfte sich Fer-

dinand Wilhelm einem Berufe widmen, der seinen Anlagen mehr zu entsprechen schien: er wurde Kaufmann.

In Laasphe, unterhalb des Schlosses Wittgenstein, verbrachte er seine Lehrzeit. 1816 fand er eine Anstellung in einem Elberfelder Handlungskaufe. In der Stadt an der Wupper machte er die Bekanntschaft des Pfarrers Karl August Döring und wurde von diesem Gottesmanne mächtig und heilsam angeregt. Die Liebe zu Jesu, dem Heiland, erfüllte fortan sein Herz mit himmlischer Klarheit, aber auch aufs neue mit dem Verlangen, andere zu dem höchsten Gesandten Gottes führen zu dürfen. Und jetzt kam die Zeit, wo der Trieb, der schon im Herzen des Kindes lag, befriedigt werden konnte.

Pastor Döring empfahl den jungen Kaufmann, seinen geistlichen Sohn, der 1799 entstandenen Elberfelder Missionsgesellschaft. Die letztere sandte ihn zu Pastor Jänicke in Berlin, dem Gründer und Leiter der ersten evangelischen Missionschule, mit einem herrlichen Geleitschreiben, in welchem dem Missionskandidaten Anweisungen und Verheißungen mitgegeben wurden, von denen die Missionsgesellschaft gewiß wußte, daß der hohe Aussteller sie nie mit Protest abweisen noch unerfüllt lassen würde. Um sich für den Missionsdienst abzuwöhnen, wanderte Becker, dessen Mutter dem neuen Berufswechsel zugestimmt hatte, zu Fuß nach Berlin, wozu er 16 Tage gebraucht.

In Berlin begann er sofort mit großem Eifer philologische und theologische Studien unter Jänickes Leitung. Auf sprachlichem Gebiet war er teilweise ein Schüler des damaligen Berliner Privatdozenten Tholuck. Auch medizinische Kenntnisse erwarb er sich. Seine Absicht, zu den Heiden als Heilsbote zu gehen, gab er auf, als ihn die Londoner Judenmissionsgesellschaft durch den britischen Gesandten am preussischen Hofe, Sir George Rose, auffordern ließ, in ihre Dienste zu treten. Er sah hierin Gottes Willen und ordnete sich demselben unter.

Im Frühjahr 1820 siedelte er nach England über, um seine allgemeine Ausbildung zu vollenden und sich noch insbesondere für die Missionsarbeit unter dem

¹⁾ Eine ausführliche Darstellung seiner Lebensgeschichte und Auszüge aus seinem schriftlichen Nachlaß findet man in dem zu Berlin (SW. Oranienstraße 105) erschienenen Buche: „Ferd. Wilh. Becker. Eine Heldengestalt in der Judenmission des 19. Jahrhunderts.“ 80 Bfg.

Volk Israel vorzubereiten. Nachdem er eine Zeitlang in Cambridge und Dakingham studiert hatte, besuchte er das Judenmissionsseminar zu Stansted, dessen erster Schüler der späterhin berühmt gewordene Dr. Alexander M. Gaul gewesen war. Im Herbst 1821 wurde Becker dem letzteren nach Polen nachgesandt.

2. Vom Dezember 1821 an missionierte der auf so merkwürdige Weise für den Dienst am Evangelium Erzogene mehr als 33 Jahre hauptsächlich unter den polnischen Juden. Polen war sein Palästina, welches er von Dan bis nach Bersaba, zum Teil unter großen Entbehrungen und Gefahren, durchwanderte. Zuerst war er mit M. Gaul allein. Später kamen noch weitere Mitarbeiter, von denen einige, wie die Missionare Hoff, Wendt, Reichardt ebenfalls aus Jänickes Missionschule hervorgegangen waren.

In Warschau wurde Becker von dem Generalsenior der ev.-reformierten Kirche Polens zum Prediger ordiniert und bevollmächtigt, an den durchs Land hin zerstreuten Reformierten Seelsorge zu üben und bei ihnen geistliche Amtshandlungen zu vollziehen, so daß er nicht nur als Judenmissionar, sondern auch als Evangelist und Arbeiter der Innern Mission thätig sein konnte.

In Gemeinschaft mit seinen Amtsbrüdern richtete er in Warschau einen regelmäßigen Missionsgottesdienst ein. Ferner wurden ein Arbeitshaus für Taufbewerber und zwei Schulen für jüdische Kinder eröffnet. Im Arbeitshause, dessen Vorsteher Becker eine Zeitlang war, fanden im Lauf der Jahre mehr als hundert Proselyten eine christliche Erziehung und die Anleitung zur Erlernung der Buchdruckerei und Buchbinderei. Viele tausend hebräische Bibeln, polnische Neue Testamente und Traktate wurden hier gedruckt. Die Zahl der in 33 Jahren von der Mission verbreiteten Alten und Neuen Testamente betrug 40—50 000.

Die schönsten Früchte erwuchsen aus dem ausgestreuten Samen. Eine gewaltige Bewegung erfaßte die jüdische Bevölkerung

Polens. Manche wurden in der Stille Kinder des Neuen Bundes. 1854 zählte man 361 Übergetretene. Viele von den letzteren hatten mit ihren Angehörigen und andern früheren Glaubensgenossen heiße Kämpfe zu bestehen, um ihrer christlichen Überzeugung folgen zu können. Eins der schönsten Siegel, welches Beckers Missionsamt erhielt, war der Übertritt des greisen Rabbi Abraham Schwarzenberg.

Im Dezember 1854 mußte die von



Missionar Ferd. Wilhelm Becker.

Gott reich gesegnete Arbeit auf Befehl des Zaren Nikolaus I., der damals mit den Engländern Krieg führte, abgebrochen werden. Becker, der seit 1830 als Missionssuperintendent die Oberleitung des ganzen Werkes in Händen hatte, wurde mit seinen Amtsgenossen aus Rußland verbannt. Der Freibrief Alexanders I., der ihn 1822 aus russischer Gefangenschaft befreit hatte, und andere Erlaubnissscheine der Behörden wurden zurückgefordert.

Am 8. Februar 1855 verließ der ausgewiesene Prediger mit den Seinigen Warschau. Beim Abschied sah er, daß seine Liebesfaat eine Liebesernte getragen hatte. Protestanten und Katholiken trauerten über seinen Fortgang. Auch von den Juden wurde seine Verbannung beklagt. Manche unter ihnen verehrten ihn als einen Zaddik, einen Gerechten. Mit besonderer Betrübniß sahen viele Proselyten in ihm ihren geistlichen Vater scheiden.

In Hamburg brachte Becker noch acht Jahre im Missionsdienst zu. Mit großer Treue ging er auch hier und auf Missionsreisen, die er in benachbarte Teile Deutschlands unternahm, den Kindern Israel nach, um sie zum Licht der Wahrheit zu führen.

In Einzelgesprächen und öffentlichen Reden zeigte er unverdrossen den Ernstgesinnten und den Gleichgiltigen, welche letztere ihm in Deutschland in größerer Anzahl als in Polen entgegentraten, den in Jesu erschienenen Messias. Meisterhaft verstand er es, von den alltäglichen Dingen zu den ewigen überzuleiten.

Am 24. Januar 1863 durfte der fleißige Arbeiter nach schweren Leidenstagen zur himmlischen Ruhe eingehen. Das letzte Wort, welches man von ihm hörte, war: „Jesus“. Der Sohn Gottes war sein Ein und Alles, sein Leitstern, seine Lebenskraft. Mit Recht durfte man daher Röm. 14, 8 und Phil. 1, 21 auf seinen Grabstein schreiben. B.

Vermischtes.

Jüge aus dem Leben junger Heiden-Christen. Samuel Newell ist ein schlichter Katechist auf der Außenstation Wodje im Gebiet der norddeutschen Mission im Erythraeum. Er hat seinen Missionsdienst seit Jahren treulich ausgerichtet. Ja er hat von seinem kleinen Gehalt noch soviel gespart, daß er vor einigen Jahren der Mission die für seine Verhältnisse sehr große Summe von 200 M. opfern konnte. Kürzlich schickte er wieder an seinen Missionar einen Brief des Inhalts: „Gestatte mir zu sagen, daß mein und meines Weibes Geld etwas Zins getragen hat, welchen wir zur Unterstützung des Werkes Gottes beitragen wollen. Die Jungens bringen 10 L. (200 M.). Wir grüßen Dich und unsere Herrin herzlich

Dein ergebener

S. Newell.“

Der Missionar hatte ihn gefragt, ob er denn nicht einen Zehrpennig für das Alter zurücklegen wolle; darauf gab er die einsältig gläubige Antwort: „Der Gott des Alters wird dann auch noch leben, wenn ich alt bin.“ Nordd. M.-Bl.

Von einem andern biederem Schwarzen, gleichfalls einem eingeborenen Lehrer, erzählen die Berl. Miss.-Berichte. Sein Name ist Simon Seekuh. Frä. Kühne, die Berliner Missionslehrerin in Bethanien, giebt ihm ein gutes Zeugnis. „Er ist ein treuer Mann, der von Herzen ein Missionar ist, und der keine andere Sehnsucht

kennt als dem Herrn Seelen zuzuführen. Es ist seine ganze Lust und Freude, für seinen Herrn, den er gefunden, zu arbeiten und sein Wort zu verbreiten. Selten habe ich einen Menschen gesehen, auf dessen offenem Gesicht so deutlich geschrieben steht, daß er ein Kind Gottes ist.“ Dieser Seekuh schrieb an die Berliner Missionare: „Meine Lehrer! Von Herzen bitte ich Euch, daß Ihr meine Worte hören wollt. Vor längerer Zeit sagtet Ihr mir, daß ich zu den vielen Völkern würde gehen müssen, die jenseits des Kafferflusses wohnen, um sie zu Gott zu sammeln. Und ich bin auch von hier aus schon selber hingegangen und habe mit Augen gesehen, wie viele Leute dort fern vom Herrn sind, und ich freute mich, daß ich gehen und sie sammeln sollte. Aber, aber, meine Lehrer, die Zeit ist vergangen und ich bin noch hier. . . . Ich bitte euch, meine Väter, helft mir und laßt mich mit Freuden ziehen. Sehet, meine Lehrer, wir müssen dort die Leute suchen, wo sie noch fern von Gott sind, darum sendet mich, bitte!, bald dahin.“

Ist das nicht ein schöner Missionsfimmel und Eifer um das Evangelium, der aus solchen Worten spricht?

Dazu noch ein Beispiel von Bekenner-treue bis in den Tod. Ratsumitona war ein schlichter Evangelist in Wonizonga auf Madagaskar; er fiel mit seinen 2 Söhnen in die Hände der Rebellen. Man bot

ihnen an, ihr Leben zu schonen, wenn sie Christum verleugnen wollten. Der Vater erklärte: „Nie werden wir Christum verleugnen, Ihr mögt thun, was Ihr wollt.“ Die Söhne fragten, ob nicht ein Lösegeld angenommen würde. Der Vater aber sagte: „Nein, wir wollen unser Leben nicht erkaufen und unsern Glauben nicht verkaufen. Jetzt ist keine Zeit mehr zu reden, sondern nur noch zu beten. Es ist Gottes Wille.“ Sie wurden alle drei getötet und verstümmelt. Chron.

Wie ein evangelischer Chinese seinen Glauben gegen einen römischen Pastor verteidigte. Eins der größten Hindernisse der evangelischen Mission ist die Konkurrenz, durch welche ihr die katholische Kirche fast auf allen Gebieten das Wasser abzugraben sucht. Die evangelischen Missionare möchten ihre Pflegebefohlenen in der Unbefangenheit und Einfalt des Glaubens erhalten; aber die römische Gegenmission drängt sie sehr wider ihren Willen in eine Kampfstellung hinein. Da ist es erfreulich zu lesen, wie sich evangelische Christen auf dem Missionsfelde ganz geschickt auch ohne besondere Schulbildung ihres Glaubens wehren. Der Chinese Han meng war von dem Baptisten-Missionar in Tai juan fu unterrichtet, getauft und zum Katechisten ausgebildet worden. Da machten sich eines Tages die Katholiken an ihn und sagten ihm, die evangelische Lehre von der Erlösung sei ungenügend, die Unwissenheit der protestantischen Lehrer müsse ihre Anhänger in das Verderben stürzen. Han gab zu, daß menschliche Lehrer irren könnten; aber dazu hätten sie ja das Wort Gottes, die untrügliche Richtschnur der rechten Lehre.

Gut, sagten sie, aber es giebt Punkte, die für das Heil wichtig sind und doch nicht in der Bibel stehen; nur der Kirchenkaiser (der Papst) kann uns darüber Auskunft geben; denn er kennt Gottes Gedanken.

Was sind das für Punkte?

J. B. das Fegefeuer.

Fegefeuer, was ist das?

Da siehst Du es ja, Deine Bibel

sagt Dir darüber nichts. Das ist ein Ort der Prüfung und der Qual, wo die Gläubigen ihre Sünden büßen, ehe sie in den Himmel kommen. Wer in die Hölle kommt, ist hoffnungslos; aber vom Fegefeuer aus gehen ohne Aufhören Gläubige in den Himmel, nachdem sie von ihren Sünden gereinigt sind.

Das kann nicht sein, unterbrach Han; denn Gott kann nicht heute so, morgen so geredet haben. Die Bibel sagt uns, das Blut Jesu Christi macht uns rein von aller Sünde. Gott mag auch außerhalb der Bibel geredet haben, ich weiß es nicht; aber er konnte unmöglich in der Bibel sagen, Christus habe alles gethan, und hernach, Christus habe nur einen Teil der Erlösung vollbracht. Bleiben Sie mir mit ihrem Fegefeuer weg, das kann ich nicht glauben.

Du bist noch sehr weit von der Wahrheit. Christus that zweifellos nicht alles. Seine Mutter, die heilige Jungfrau, die ihrem Sohne gleich ist, half auch mit.

Ei, was Sie sagen? Christus war Gottes Sohn und darum göttlich; Maria war nur ein Mensch wie wir.

Wie? Ihr Protestanten verehrt doch die heilige Mutter?

Gewiß nicht!

War sie nicht Jesu Mutter?

Ja.

Dann muß sie doch gleiche Ehre mit Jesus empfangen, denn Jesus konnte doch nicht größer sein als seine Mutter! (Nach chinesischer Anschauung ist der Nachkomme nicht größer als sein Vorfahre.)

Wirklich? Wie hieß doch Marias Mutter?

Das wissen wir nicht.

Wer war ihre Großmutter?

Das wissen wir auch nicht.

Aber Sie verehren sie gewiß?

Nein, das thun wir nicht.

Wie ist das möglich? Wenn Maria verehrt werden muß, weil sie Jesu Mutter ist, dann muß auch Marias Mutter verehrt werden, weil sie die Mutter der verehrten Maria ist; ebenso ihre Großmutter und ihre andern Vorfahren.

Bapt. Miss. Her.

Neueste Nachrichten.

Die Pest in Bombay ist leider noch in der Zunahme begriffen und hat sich nach den Städten Karatschi und Puna hin ausgedehnt. In Bombay allein kamen seit den letzten Tagen des Dezember an jedem Tage etwa 200 Todesfälle an Pest vor. In der ersten Woche dieses Jahres meldete der amtliche Bericht 1850 Todesfälle gegen 430 nach dem Durchschnitt der letzten fünf Jahre; das läßt darauf schließen, daß in dieser einen Woche 1420 Leute der Seuche zum Opfer gefallen sind. Das British Medical Journal, eines der ersten medizinischen Fachblätter Englands, schreibt: „Die Hungerstnot kann durch Wohlthätigkeit gemildert werden, aber keine sanitäre oder medizinische Kunst wird imstande sein, der Pest zu steuern. Die Sterblichkeitsziffer der Stadt Bombay ist grauenvoll: 200 von 1000, und es ist kein Anzeichen dafür vorhanden, daß die Krisis schon erreicht ist. In Wahrheit deutet alles nach anderer Richtung hin. Denn statt der Stabilität der Ziffern, die gewöhnlich eintritt, wenn eine Seuche ihren Höhepunkt erreicht hat, liefern die letzten zwei Wochen jähe Sprünge in die Höhe.“ Was irgend fliehen kann, verläßt Bombay. Es sollen schon gegen 350 000 Einwohner sich nach allen Seiten hin zerstreut haben. Was freilich werden soll, wenn diese Flüchtlinge die Keime der Krankheit überallhin verbreiten, wagt man nicht auszu-denken. Auch der Gesundheitszustand im englisch-indischen Heere soll vieles zu wünschen übrig lassen; fast die Hälfte der Truppen, gegen 24 000 Mann, sollen infolge von ansteckenden Hautkrankheiten dienstuntauglich sein.

Nach wie vor laufen im Barmer Missionshause erfreuliche Berichte aus China ein. Missionar Dietrich hat in Tungkun und Kangpui wieder 68 Heiden taufen können. Da er bei der Annahme der sich zum Taufunterricht Meldenden und bei der Erteilung desselben sehr vorsichtig und gründlich zu Werke gegangen ist, so darf man hoffen, daß die von ihm Getauften sich bewähren werden. Er selbst schreibt: „Unter den Neugetauften in Kangpui durfte ich manche erfreuliche und ermutigende Erfahrung machen. Als ich z. B. bei Besprechung des neuen Kapellenbaues hervorhob, daß es ihre Pflicht sei so viel als

möglich dabei zu helfen, waren alle gleich bereit. In den nächsten Tagen waren Männer, Frauen und Kinder an der Arbeit. Es war eine Lust zu sehen, mit welchem Eifer alle mithalfen. Sie haben versprochen alle Lasten Sand, Steine, Kalk und Holz unentgeltlich zu tragen. Dadurch wird der Bau bedeutend billiger. Zu dem bereits geschenkten Bauplatz haben sie auf ihre Kosten noch soviel hinzugekauft, daß später noch ein Wohnhaus für den Missionar neben der Kapelle errichtet werden kann. Der Herr wolle zu der dortigen Arbeit auch ferner seinen Segen geben.“

Eine erfreuliche Äußerung des Majors v. Wißmann über unsere Pflichten gegen unsere Kolonien werden die Missionsfreunde gern lesen: „Wir haben durch die Übernahme der Schutzherrschaft nicht nur Rechte auf das Land und seine Hilfsquellen erworben, sondern auch Pflichten gegen seine fast vier Millionen Einwohner übernommen, gegen eine Bevölkerung, die widerstandsfähiger und entwicklungsfähiger ist als die der meisten andern Kolonialgebiete. Wir möchten doch nicht wie die Kolonisatoren anderer Nationen auf den Gräbern untergegangener eingebornen Völkerschaften Pflanzungen zur Bereicherung einer immerhin kleinen Anzahl heimischer Kapitalisten entstehen sehen. Es ist und bleibt im Gegenteil unsere Pflicht, unsere geistige Überlegenheit zu benutzen, um den Neger auf die Kulturstufe zu stellen, die seiner ethischen Eigenart entspricht, und ihm die durch die Landesnatur bedingte Wirtschaftsform zu geben, damit wir ihn befähigen, sich wirtschaftlich, kulturell und intellektuell selbst zu heben und zu einem nützlichen Kulturelement zu werden.“

Deutsche Kol.-Zeitg.

In der deutsch-ostafrikanischen Mission ist man mit der Übersetzung des Katechismus in das Kisuahili beschäftigt. Große Schwierigkeiten erwachsen den Übersetzern durch das Fehlen mancher Begriffe, z. B. des Begriffes Keuschheit und Züchtigkeit; da ist es schwierig, die Erklärung des sechsten Gebotes richtig wieder zu geben, daß wir „keusch und züchtig leben in Worten und Werken.“ Ostaf. Miss.

Der Aruschaftamm am Meru-Berge westlich vom Kilimandscharo hat für die

Ermordung der beiden Leipziger Missionare Dvir und Segebrock durch eine Strafexpedition des Hauptmanns Johannes eine empfindliche Züchtigung erhalten, bei welcher einer der Mörder den Tod gefunden hat; ein anderer hatte sich rechtzeitig geflüchtet. Das Besitztum der ermordeten Missionare wurde zum großen Teile zurückgewonnen. Leipz. M.-Bl.

In Centralafrika sind bei dem vorjährigen Aufstand der Angoni gegen die Engländer leider viele eingeborne Christen von ihren eigenen Landsleuten ermordet; nur diejenigen, welche sich zu den Missionaren in die Keller geflüchtet hatten, blieben verschont.

In Indien werden von der zunehmenden Hungersnot auch die Gemeinden mehrerer deutscher Missionsgesellschaften, der Gohnerischen Kolsmision, der Breklumer Telugumission, der nordamerikanischen Tschamar-Mission und der Baseler Mission im westlichen Indien hart betroffen. Aus dem westlichen Indien wird geschrieben, daß heidnische Eltern aus Barmherzigkeit ihre Kinder — vergiften, um ihnen die Leiden des Hungertodes zu ersparen. Die genannten Gesellschaften, welche die Hungernden besonders durch Darbietung von Arbeit und Verdienst unterstützen wollen, bitten um Gaben zur Linderung der Not.

Aus Australien kommt der Brüdergemeinde die frohe Nachricht, daß auf ihrer Papuastation Mapoon auf der Vorkhalbinsel bei der Einweihung der neuen Kirche auch die Erstlinge aus diesem Papuastamme getauft werden konnten. Wir denken an

den Zustand, in dem sich diese Papuas bei Beginn der Missionsarbeit vor fünf Jahren befanden; an ihre tierische Roheit und Versunkenheit, an ihre heimtückische Mordgier und Menschenfresserei, an ihre Dieberei und Zuchtlosigkeit. Unglückspropheten erklärten damals diese Mission für gänzlich aussichtslos. Wie freuen sich da die Missionare dieser ersten Täuflinge!

Von einer gnädigen Bewahrung in schwerer Gefahr zu Wasser haben drei Neukirchener Missionare zu rühmen. Als jene furchtbaren Dezemberstürme, denen bekanntlich manches schöne Schiff zur Beute fiel, im Golf von Biskaya wütheten, befanden auch sie sich zu Schiff auf der Reise. Fünf Tage und fünf Nächte wurde ihr Schiff wie ein Spielball von den haushohen Wellen bald in die Höhe, bald in die Tiefe geschleudert; es krachte in allen seinen Fugen, die Kette, die das Steuerruder festhielt, riß fünfmal; der Kapitän hatte die Leitung des Schiffes fast gänzlich verloren; in den Kajüten rauschte das Wasser unter den Betten wie ein tobender Mühlbach. Endlich legte sich der Sturm und das Schiff war gerettet.

Missions- und Heidenbote.

Die Neuendettelsauer Mission hat durch den Tod ihres langjährigen Inspektors Joh. Deinzner einen schweren Verlust erlitten. Während seines Inspektorates (seit 1875) sind von Neuendettelsau etwa 100 Sendboten ausgegangen, die meisten freilich nicht zu den Heiden, sondern zu den evangelischen Deutschen in Nordamerika und Australien.

Vorwärts.

Vorwärts! Wimmer gilt's zu raffen
Bei dem Bau am Gottesreich!
Schaffe frei und ohne Hasten!
's fällt kein Baum beim ersten Streich!

Denke, wie der Herr dein Leben
Nach und nach emporgeführt,
Als des heil'gen Geistes Weben,
Wen dich schaffend, du gespürt.

Denke, du bist nur im Werden,
Nicht schon im Gewordensein!
Alles fügt auf dieser Erden
Sich in Gottes Regeln ein.

Wangerin i. P.

Will zu lang die Zeit dir währen,
Bis sein Reich vollendet ist?
Bis die Menschen sich verklären
In das Bild des Herren Christ?

Willst vorzeitig du ermatten,
Weil noch nicht das Ende winkt?
Scheinen dir zu tief die Schatten,
Draus ein schwaches Licht erst blinkt? —

Vorwärts! Beuge deine Kniee!
Bring' Hebel vor Gottes Thron!
An die freie Arbeit! — Siehe
Still zum Meister der Mission!

Herm. Triloff.

Bücherbesprechungen.

Hesse, Die Mission auf der Kangel. Calw und Stuttgart. Vereinsbuchhandl. 2. Aufl. geb. 3 M.

In den letzten Jahren sind durch die unablässigen Bemühungen D. Grundemann's die missionshomiletischen Fragen in den Vordergrund der Besprechung gerückt. Es sind viele Pastoren angeregt worden zu fragen und darüber nachzudenken, welche besonderen Anforderungen an eine Missionspredigt zu stellen seien. Das vorliegende Buch ist geeignet, weitgehende Ansprüche nach dieser Richtung hin zu befriedigen. Es ist eine wahre Schatzkammer für alles, was sich auf Missionspredigten, Berichte und dergl. bezieht. Es sollte in der Hand jedes Pastors fehlen, der sich praktisch mit der Pflege des Missionslebens beschäftigt. Das Buch tritt jetzt seinen zweiten Rundgang an. Die zweite Auflage ist aber so sehr vermehrt und so gründlich umgearbeitet, daß es fast ein ganz neues Werk ist. In dem ersten Abschnitt (S. 7—58) werden „missionshomiletische Winke und Wünsche“ besprochen; es sind Bausteine zu dem, was D. Grundemann eine Missionshomiletik nennt. Sodann werden in den folgenden Abschnitten (S. 58—281) in geradezu erstaunlicher Fülle teils sorgfältig ausgearbeitete Predigtdispositionen, teils Skizzen, teils Materialien-Sammlungen über bestimmte Themata gegeben. Hier ist eine unerschöpfliche Fundgrube missionarischen Wissens. Es sind die Erfahrungen mehrerer Jahrzehnte missionshomiletischer Arbeit aufgespeichert. Sehr wertvoll erscheint mir auch der letzte Abschnitt (S. 282—435), der ganz neu hinzugekommen ist. Er stellt nach übersichtlichen Gesichtspunkten verbürgte Geschichten aus dem Missionsleben daheim und draußen für den Handgebrauch viel beschäftigter Pastoren zusammen. Wir empfehlen das Buch den Pastoren als ein hervorragendes und durchaus für den praktischen Gebrauch berechnetes Werk.

Seibel, A., Sekretär der deutschen Kolonialgesellschaft, Geschichten und Lieder der Afrikaner. Verein der Bücherfreunde. Berlin, Verlag von Schall & Grund. Geh. 5 M., geb. 6 M.

Der Verfasser erörtert in der Einleitung die Gründe, warum man bisher so wenig geneigt war, den Schwarzen die Menschenrechte zuzuerkennen. An der Hand feinsinniger Beobachtungen weist er die Wesensgleichheit des Denk- und Gefühlsvermögens bei Negern und Weißen nach. Den Glanzpunkt des Buches bildet jedoch eine mehr als 300 Seiten umfassende Zusammenstellung von Proben aus der Volksliteratur der Afrikaner in formvollendeter, geschmackvoller Übersetzung. Die Sammlung zerfällt in vier große Teile, in denen Proben aus der Volksliteratur der semitischen Völker, der Hamiten, der Bantuneger und der Mischnegers des afrikanischen Kontinents gegeben werden. Zu den Gesängen sind zum Teil die Musiknoten beigegeben. Ein Teil der Poesie atmet höchsten dichterischen Schwung, der in der meisterhaften Nachbildung des Verfassers zu voller Geltung kommt.

Meincke, Gustav, Koloniales Jahrbuch. Beiträge und Mitteilungen aus dem Gebiete der Kolonial-

wissenschaft und Kolonialpraxis. 9. Jahrgang. Berlin, Deutscher Kolonial-Verlag. 6 M.

Wir wiesen schon gelegentlich auf diese Sammlung gediegener Aufsätze aus allen Zweigen des kolonialen Lebens hin. Das erste Heft des neunten Jahrgangs nimmt ein besonderes Interesse in Anspruch, weil an erster Stelle von den beiden entgegengesetzten Standpunkten aus die jetzt brennend gewordene Frage der ostafrikanischen Centralbahn besprochen wird. Besonders die Ausführungen des Grafen von Schweinitz verdienen eine sorgfältige Erwägung.

v. Bülow, F. J., Drei Jahre im Lande Hendrik Witboois. 2. Aufl. Berlin, Mittler & Sohn. Geh. 6 M., geb. 7,50 M.

Innerhalb Jahresfrist hat dies Buch die zweite Auflage erlebt, das ist für ein derartiges Werk die beste Empfehlung. Unser südwestafrikanisches Schutzgebiet ist und bleibt infolge seiner Landverhältnisse und des breiten Dünenraumes längs seiner Küste das Stiefkind unter unsern Kolonien. Und doch verdient es nach einer Richtung hin in besonderem Maße die Aufmerksamkeit weiterer Kreise. Es ist die einzige Kolonie, die sich für eine Auswanderung und dauernde Ansiedelung unserer Landsleute eignet. Premierlieutenant von Bülow ist weit im Lande herumgekommen, er hat scharf beobachtet und versteht es, gut zu erzählen. So kann man aus seinem Buche eine zutreffende Vorstellung von den Verhältnissen in Deutsch-Südwest-Afrika erhalten. Die Erzählung der Kämpfe unserer Schutztruppe mit Hendrik Witbooi, eine der interessantesten Episoden unserer Kolonialgeschichte, bildet den Kern des Buches.

Bolljahn, J., Japanisches Schulwesen. Verlag von A. Haack in Berlin. Broch. 1,50 M.

Eine besonders für Schulmänner interessante Studie über die Entwicklung des japanischen Schulwesens vom mythologischen Zeitalter bis in die Neuzeit. Japan hat in den letzten drei Jahrzehnten sein ganzes Schulwesen nach den neusten pädagogischen Anforderungen organisiert und die allgemeine Volksschule zur Unterlage des ganzen Schulwesens gemacht.

Kawerau, D. G., Warum fehlte der deutschen evangelischen Kirche des 16. und 17. Jahrhunderts das volle Verständnis für die Missionsgedanken der heiligen Schrift? Vortrag auf der schlesischen Missionskonferenz. Breslau, W. G. Korn. 50 Pf.

Eine auf sorgfältigen Studien beruhende, gediegene Monographie, welche Liebhabern der Kirchengeschichte zum Studium empfohlen wird.

Mirbt, D. Carl, Der deutsche Protestantismus und die Heidenmission des 19. Jahrhunderts. Gießen, Ricker'sche Buchhandl. 1,20 M.

Es ist ein sehr erfreuliches Zeichen, daß sich auch die akademischen Theologen dem wissenschaftlichen Studium der Mission zuwenden. Professor Mirbt giebt in dem vorliegenden Schriftchen auf 37 Seiten kurz eine Entwicklung des evangelischen Missionslebens und eine Übersicht über die wichtigsten Arbeitsgebiete; die letzten 16 Seiten enthalten gelehrte Anmerkungen.



Eingeborene Helfer in der Batamission.¹⁾

Von Missionar Joh. Warneck in Pansur-na-pitu auf Sumatra.

Es wird unter allen Kennern der Mission kein Streit darüber sein können, daß eine lebensfähige Mission Helfer, Mitarbeiter aus den Eingeborenen nötig hat. Sie können besser wie jeder Missionar auf die Eigenart ihres Volkes eingehen und diesem nachgehen; in ihnen lebt die Seele ihres Volkes, auch die Seele ihrer Sprache. Sie können ferner dem Missionar viele Arbeiten abnehmen, so daß er sich hauptsächlich der ihm zukommenden Oberleitung widmen kann. Durch sie tritt der Missionar, was sonst in volkreichen Gegenden unmöglich ist, dem Einzelnen nahe; durch sie wird das ganze Land bis in seine Winkel erfüllt mit dem Sauerteig des Evangeliums. Wir danken Gott, daß er uns in der Barmer Missionsarbeit unter

den Batas auf Sumatra brauchbare eingeborne Hilfskräfte hat gewinnen lassen, Männer, die keine Heilige sind, sondern Anfänger, welche aber durch Gottes Gnade Werkzeuge des Seelenhirten sind, von denen viel Segen ausgeht. Es wird, meine ich, lehrreich sein, diesen Segensspuren in der Arbeit eingeborner Gehilfen nachzugehen.

Eingeborene Helfer im weiteren Sinne des Wortes sind zunächst die Häuptlinge, die berufenen Führer des Volkes. Deren haben wir hier eine große Menge. Ihre Stellung zum Christentum ist freilich in den verschiedenen Landschaften eine verschiedene. In Angkola sind die meisten großen Häuptlinge Mohammedaner, allerdings nicht alle fanatisch. Im Gegenteil, bei den Kirchbauten auf den Stationen Bungabondar und Sipirok haben viele von ihnen bereitwillig mitgeholfen, wohl aus Gefälligkeit gegen den Missionar. Das hindert sie freilich nicht, den Christen allerlei Schwierigkeiten in den Weg zu

¹⁾ Die Batamission im centralen Sumatra ist das geeignetste Missionsfeld der Barmer Mission; der nachfolgende Aufsatz gewährt einen überaus lehrreichen Einblick in das innere Getriebe ihrer Arbeit. D. H.

legen und zu schaden, wo sie können. Gott sei Dank, geht es dort voran auch ohne Häuptlinge.

Anders in Silindung, dem Mittelpunkt unserer Mission. Da sind die Häuptlinge wirklich Mitarbeiter. Ihrem thatkräftigen Einschreiten ist es gelungen, die Sonntagsruhe allgemein durchzuführen; sie richten nach christlichen Grundsätzen; sie wachen über die Kirchlichkeit ihrer Unterthanen und führen selbst ein ehrbares Leben. Allen voran der Radja Pontas in Pea Radja, eine wirkliche Säule der Kirche. Dieser, anfangs Gegner der Missionare, wurde dann ein überzeugter Christ,

Tobasee liegt die Sache wieder anders. Dort sind zwar auch viele Häuptlinge christlich geworden; aber sie üben wenig segensreichen Einfluß aus. Mit wenigen Ausnahmen schaden sie mehr, als sie nützen, durch Bestechlichkeit, Spielsucht, Laune u. s. w. Doch stehen sie in christlicher Erziehung, und es ist zu hoffen, daß sie je länger je mehr Mitarbeiter werden. Es wird viel an ihnen gearbeitet.

Auch in den rein heidnischen Gebieten muß man sich der Mitarbeit und des Entgegenkommens der Häuptlinge erst verschern, ehe man dort Missionsarbeit beginnen kann. Sie sind ja Herren des

Landes; ohne ihre Erlaubnis kann weder Missionar noch Evangelist sich niederlassen. Und wenn sie auch oft nur äußerlich mit-helfen, den Platz für Schule und Kirche schenken, ihre Unterthanen zum Kirchbau antreiben, um Missionare bitten und dergleichen, so ist das schon wesentliche Mitarbeit, denn sie öffnet die Thür. Häuptlinge, die uns entschieden entgegenarbeiten, haben wir wohl nicht viele unter den Heiden; wenigstens wird ein solcher seinen Wider-



Posaunenchor von Sipirok (Sumatra).

welcher den Sauerteig der neuen Lehre in alle Verhältnisse seines Volkes hineintrug und durch sein Ansehen und Vorgehen den Sieg des Christentums in Silindung beschleunigte, ja bis Toba hinauf die Wege bahnte. Ein solcher Mann kann mehr ausrichten als viele Lehrer, ja Missionare, denn auf ihn sehen tausend Augen, und ihm folgt die Menge. Gut geführt ist der Bata lenksam und willig. Daß das Christentum so erstaunlich schnell unter den Batas Eingang gefunden (wir haben heute etwa 34 000 Christen), kommt nicht zum wenigsten auf Rechnung der Silindung-Häuptlinge. In den Landschaften am

stand nicht gar zu lange fortsetzen. Früher war es freilich anders; da dachte manch einer dieser Herrscher, wie es auf dem westlichen Samosir einer offen zu mir sagte: „Ich will verflucht sein, wenn ich lernen wollte; ich muß von Raub und Krieg leben.“ Jetzt hat sich's mit Gottes Hilfe so gewendet, daß auch die Häuptlinge, deren Macht und Einfluß man nicht unterschätzen darf, Mitarbeiter geworden sind.

Die Kerntruppe der eingeborenen Gehilfen bilden unsere Lehrer. Es sind deren zur Zeit 136. Von Anfang an hat es Gott gelingen lassen, brauchbare Kräfte zu finden. Sie erhalten ihre Aus-

bildung auf dem Seminar in Pansurnapitu. Aus kleinen Anfängen emporgewachsen, hat dieses Lehrerseminar zur Zeit 58 Zöglinge. Der Kursus dauert vier Jahre. Sie kommen mit Elementarschulbildung und müssen hier tüchtig arbeiten. Zwei europäische Missionare und ein inländischer Hilfslehrer erteilen den Unterricht. Hauptsache ist natürlich gründliches Bekanntmachen mit dem Worte Gottes und den dahin gehörigen Lehrfächern; außerdem wird gelehrt: Kirchengeschichte,

Pädagogik, Rechnen, Naturkunde, Geographie, Schönschreiben, Zeichnen und Musik. Auch finden homiletische und katechetische Übungen statt. Ich kann den Jünglingen nachrühmen, daß sie im allgemeinen gut lernen; besonders leicht ist ihnen gedächtnismäßiges Aneignen, während es viel schwieriger ist, ihrem Verständnis etwas nahe zu bringen. Die christliche Redeweise eignen sie sich leicht, nur zu leicht an; doch hoffen wir, daß der Geist Gottes an jedem Einzelnen arbeitet.



Seminaristen in Pansurnapitu (im Hintergrunde das Seminar).

Es herrscht ein reges Leben und Treiben am Seminar. Vormittags findet der Hauptunterricht statt; am Nachmittag wird besonders Musik getrieben, welche den Bata allgemein viel Freude macht. Verhältnismäßig leicht können wir vierstimmige Motetten einüben; auch im Harmonium-, Violin- und Posaunenspielen machen sie gute Fortschritte. Turnstunden und Gartenarbeit dienen der körperlichen Erholung. Auch sonst giebt's allerlei zu thun. Das Seminar ist nämlich sehr praktisch einge-

richtet: die Zöglinge müssen für Unterhalt, Kost, Kleidung, Gerätschaften selbst sorgen: sie müssen sich selbst abwechselnd ihre täglichen drei Mahlzeiten, die aus Reis bestehen, kochen; müssen ihre Stuben rein halten, Lampen putzen, ihre Kleider waschen, das Brennholz selbst holen, kurz, alle äußere Arbeit in der Anstalt verrichten, was nach jeder Seite ein Gewinn ist. Abends sind die Arbeitsstunden, in denen sie, je sechs auf einer hübschen Studierstube vereinigt, ihren Studien ob-

liegen. Natürlich wird der Tag begonnen und geschlossen mit gemeinsamer Andacht.

Der gesamte Unterricht ist für Batas zugeschnitten; nur die batasche Sprache wird gebraucht und nur das gelehrt, was ihnen nützlich ist. So gern die Schüler Deutsch oder Holländisch lernen möchten, so halten wir es doch für unzweckmäßig. Sie sollen auch in keiner Weise ihrem Volke entfremdet werden. In früheren Jahren hat man einmal einen begabten Jüngling nach Barmen zur Ausbildung ge-

schiekt. Doch hat er das nicht vertragen können. Dort hat er sich heimlich ohne jemandes Wissen mit einem Fabrikmädchen verlobt, ist sehr hochmütig geworden, hat sich viele Bedürfnisse angewöhnt, so daß er hier gar nicht mehr aus dem Schuldenmachen heraus kam, und ist schließlich ganz verkommen und mit einem Sündenbekenntnis auf den Lippen gestorben.

Am Schluß des vierjährigen Kurses findet ein Examen statt. Danach bekommt



Seminar in Panjurnapitu.

jeder eine Anstellung. Das Bedürfnis nach Lehrern ist in der Batamission so groß, daß kaum allen Wünschen entsprochen werden kann. Die Arbeit eines solchen Lehrers ist nun ziemlich vielseitig, besonders in den Filialgemeinden. In erster Linie muß er natürlich Schule halten. Da kein Schulzwang besteht, ist es oft schwer, die Schüler zusammen zu bekommen. Schon an der Menge der Schüler kann man die Tüchtigkeit des Schulmeisters ermessen. Der Lehrplan entspricht etwa dem einer deut-

schen Volksschule; aber in zwei Dingen sind unsere Schüler ihren deutschen Kameraden wohl in den meisten Fällen voraus: einmal in Kenntnis der biblischen Geschichte und dann im Singen. Es ist erstaunlich, wie schnell diese oft noch winzig kleinen Kerlchen zwei- und dreistimmig singen lernen; und zwar kann man die Stimmen beliebig vertauschen, denn jeder lernt jede Stimme. Freilich ganz schön klingt das nicht immer für unsere klassisch gebildeten Ohren, denn viele von diesen

kleinen Künstlern singen in Fisteltönen und schweben so über dem Diskant; alle aber singen entsetzlich laut, „het geheele lichaam“ (sie heulen zusammen), meinte ein holländischer Schulinspektor, daß man dachte: „het gebeurte iets“ (es ereignete sich etwas Schreckliches). Dennoch Achtung vor dem Singen; es ist die Lockspeise, womit man die Jungen zur Schule zieht. — Die meisten Lehrer unterrichten recht brav, viele unter sehr ursprünglichen Verhältnissen, in windigen Holzbaracken oder gar wie auf Samosir unter einem Strohdach, ohne alle schützenden Wände. Seit

unsre Schulen von der Regierung Unterstützung bekommen, ist ihre Ausstattung eine gute; früher war es damit sehr dürftig bestellt. Täglich währt der Unterricht fünf Stunden. Sonntags findet in sämtlichen Kirchen Sonntagschule statt, die auch reichlich mit Gesängen bedacht ist.

Damit ist aber die Arbeit eines Lehrers noch nicht erschöpft. In den Filialgemeinden muß er auch predigen, wenn nicht der Missionar zum Gottesdienst kommt. Darum finden schon auf dem Seminar Predigtübungen statt. Fließend reden kann jeder Bata, aber eine gute



Sonntagschule der Knaben in Balige.

Predigt halten kann freilich nicht jeder Lehrer; es mag oft genug ärmlich sein, wenn niemand die Aufsicht führt. Aber eins haben sie vor uns voraus: sie kennen ihre Leute bis ins Innerste hinein und können darum so sprechen, daß auch die beschränkteste alte Frau sie verstehen kann, was wir von unsern Predigten nicht immer bezeugen können. Ferner müssen sie die Kranken besuchen, den Taufbewerbern und Konfirmanden vorbereitenden Unterricht geben (auf den Filialen), den Trägen nachgehen, die Gestorbenen begraben, die Heiden aufsuchen und herbeizubringen sich mühen und dergl. Ein gewissenhafter Lehrer wird nicht viel

Zeit für sich und sein Gärtchen übrig haben. Man begreift, daß, wenn ein solcher Mann eifrig seiner Arbeit nachgeht und vor allen Dingen fleißig betet, er in großem Segen stehen und seinem Missionar eine wesentliche Hülfe sein kann. Fleißige Lehrer giebt's, Gott sei Dank, nicht wenige. Früh laufen sie in den Dörfern herum, ihre Schüler zusammenzutrommeln; sobald dann die Schule aus ist, geht's wieder in die Dörfer zum Predigen, und oft sitzen sie ganze Nächte hindurch bei Kranken. Einem jungen Lehrer wurde sogar seine Frau gram darüber, daß er so wenig zu Hause war und fleißig seiner Gemeindegarbeit nachging.

Dafür sind sie beim Volke auch angesehen. Sie sind ein neuer Stand geworden, in den einzutreten jedem begehrenswert erscheint. Auch halten sie erfreulich untereinander zusammen. Sie haben unter sich eine Witwen- und Waisenkasse gegründet. Jährlich einmal versammeln sich alle Lehrer zu einer Konferenz, die mit biblischen Ansprachen, Vorträgen, Rechnungsablegungen ganz wie eine deutsche Lehrerkonferenz verläuft und ihnen allen unterschieden zur Förderung dient. Solche, die früher als Lehrer angestellt sind, ohne Examen gemacht zu haben, als es noch sehr wenige Lehrer gab, wollen sie nicht gelten lassen, ein Zeichen beginnenden Standesbewußtseins. Im Thale Silindung kommen sämtliche Lehrer monatlich einmal abwechselnd bei den hiesigen Missionaren zusammen, um sich noch weiter bilden zu lassen. Der Ortslehrer ist dann zugleich Gastgeber. Wie viel den Gemeinden daran liegt, einen Lehrer zu bekommen, kann man aus ihrer Bereitwilligkeit, für seinen Unterhalt zu sorgen, sehen. Die betreffende Gemeinde muß einen Platz für Schule und Lehrerwohnung schenken; muß dem Lehrer eine Wohnung bauen, die wenigstens zwei Zimmer hat, Gartenland muß aber auch dabei sein. Ferner muß sie für eine Schule oder Kirche sorgen; in kleineren Gemeinden dient oft die Kirche zugleich als Schullokal. Und endlich, wenn's irgend möglich ist, muß die Gemeinde auch für sein Gehalt aufkommen. Das läßt sich freilich nicht überall erreichen, viele Gemeinden sind klein und arm. Aber weitaus die meisten Gemeinden bringen das Lehrergehalt allein auf, zum Teil durch die Steuer an Reis, die jedes Mitglied jährlich entrichten muß, zum Teil durch Sammlung eines Kapitals.

Seit einer Reihe von Jahren haben wir aber auch eingeborene Pastoren, pandita Batak. Auch deren Ausbildung beruht auf sehr gesunden Grundsätzen. Wer nämlich von den älteren Lehrern sich als tüchtig und treu bewährt hat, wird durch die Jahresynode zum Panditakursus bestimmt. Das sind alle paar Jahre nur einige Wenige. Bis heute haben wir 20 Pastoren. Diese Kandidaten müssen dann mit Weib und Kindern noch einmal zu einem etwa anderthalbjährigen Kursus aufs Seminar. Jede Familie bezieht ein kleines Häuschen; für ihren Unterhalt sorgt so

lange die Missionsgesellschaft. Nun müssen sie noch einmal tüchtig lernen und studieren: Bibelfunde, Homiletik, Katechetik, Seelsorge, Kirchengeschichte, Pastoraltheologie, kurz alles, was sie als Pastoren haben und wissen müssen. Am Schluß des Kurses folgt dann die feierliche Ordination. Sie werden in größeren Gemeinden angestellt, die für einen Missionar nicht groß oder wichtig genug sind. Dort warten sie in verhältnismäßiger Selbständigkeit ihres Pfarramtes. Ihre Obliegenheiten sind ganz die eines Pfarrers, nur daß noch die Sorge für die in ihrem Sprengel wohnenden Heiden ihnen obliegt. Da man von ihnen mehr erwartet als von Lehrern, werden sie oft an einsamere und schwierigere Posten gestellt, und sie sind sich ihrer Verantwortung wohl bewußt.

Es darf als ein Vorzug bezeichnet werden, daß auch diese Pandita trotz ihrer höheren Ausbildung sich durchaus als Batak fühlen und nicht mehr sein wollen. Darin liegt ihre Stärke, und darum sind sie beim Volke, soviel ich gesehen habe, durchaus angesehen. Allerdings haben sie an den Missionaren ja immer ihren Rückhalt. In Toba werden sie vielfach Tuhan (Herr) genannt, womit man sonst nur Europäer ehrt. Dabei leben sie in sehr einfachen Verhältnissen. Wenn wir z. B. den Pandita Johannes in dem einsamen Muara am Tobasee besuchen, so finden wir ihn in einem Hause, das sich kaum von einem Lehrerrhause oder dem eines kleinen Häuptlings unterscheidet: zwei Stuben, eine kleine Veranda, unter dem Haus ein Ziegenstall, daneben eine kleine Küche und ein Pferdestall, rings herum ein netter Garten mit Pisang und süßen Kartoffeln — das ist die ganze Einrichtung, mit der eines bescheidenen Europäers oder eines reichen Häuptlings nicht zu vergleichen. Bei seinem knappen Gehalt hat er Mühe, mit seinen zehn Kindern auszukommen. Nebenverdienst ist ihm natürlich außer der Bearbeitung seiner Reisfelder nicht gestattet. Auch die Pastorenfrauen sind echte Batakfrauen, fast möchte man sagen: zu echt. Denn wenn auch unter ihnen brave, fromme Frauen sind, so läßt ihr Äußeres, Reinlichkeit, Kinderzucht u. s. w. doch noch viel zu wünschen übrig. Auch sie werden übrigens, wenn sie ihren Männern ans Seminar folgen, in allerlei

guten Kenntnissen und Fertigkeiten unterwiesen. Doch kann man nicht sagen, daß ihr äußeres Wesen immer vorbildlich sei. Auch dieser Stand steht noch innerhalb der Erziehung und wird sich immer mehr heben.

Aber was leisten unsere Pandita? Nun, auch sie sind verschiedenartig. Es giebt trägere, die des Sporns bedürfen: es giebt aber — und das sind, Gott sei Dank, die meisten unter ihnen — recht wackere, ruhige, kindlich gläubige und darum in großem Segen stehende Batapastoren. Da ist z. B.

ein Pandita Markus in Angkola, welcher unter den schwierigsten Verhältnissen ganz allein in der weiten, mohammedanischen Padang Bolak die Arbeit begonnen hat. Kühn und unermüdllich hat er das weite Gebiet durchzogen, hat die feindlich gesinnten Mohammedaner aufgesucht, mit ihnen disputiert, obgleich wenig Aussicht auf Erfolg war. Gott hat denn auch seine Treue reichlich gelohnt. Er hat ihrer viele gewonnen und es dahin gebracht, daß, nachdem er den Boden etwas vorbereitet,



Missionar Johannsen mit eingebornen Predigern.

ein Missionar sich dort niederlassen konnte, woran früher kein Gedanke war. Auch andern wäre Lob zu spenden, wie z. B. dem treuen Alexander, welcher, in einer Fiebergegend im Batang-Toruthale stationiert, aushielt, auch nachdem ihm zwei Kinder am Fieber gestorben, das dritte krank und er selbst und seine Frau zum Gerippe abgemagert waren. Ja, es sind treue Männer, die ihr Leben einsetzen für ihre Volksgenossen. Sie haben es wahrlich nicht leicht: Obgleich sie in Ansehen stehen,

fehlt ihnen doch die Autorität eines Missionars; besonders in heidnischen Gebieten müssen sie sich durch Liebe und Takt erst ihre Stellung schaffen. Arbeit haben sie reichlich, und dabei ist ihr Einkommen knapp. Aber sie stehen alle fröhlich und getrost auf ihren Posten. — Auch sie haben jährlich eine gemeinsame Konferenz, zusammen mit unserer Jahressynode, bei welcher es recht gediegen zugeht. Einer von ihnen hält ein biblisches oder praktisches Referat, dann beraten sie und rei-

chen schließlich ihr Protokoll mit ihren Wünschen und Beschlüssen der Konferenz der Missionare ein. Unter diesen Referaten sind oft recht tüchtige Arbeiten gewesen. Auch sie haben ihre Witwen- und Waisenkasse, die von einem unter ihnen verwaltet wird.

Außer diesen besoldeten und vorgebildeten Gehilfen haben wir endlich noch eine Schar Älteste, die mit vollem Rechte Helfer an der Arbeit genannt werden dürfen. Das Institut der Ältesten hat binnen kurzer Zeit in unsern Batagemeinden feste Wurzel gefaßt und sich als praktisch und fruchtbar erwiesen. In jeder Gemeinde werden je nach Bedürfnis und entsprechend den vorhandenen Kräften 5—20 Männer von gutem Wandel und einiger Erkenntnis ausgewählt. Nach längerer

so wenig wie daheim in der Christenheit, aber treue und eifrige giebt es nicht wenige. Wir müssen mit ihnen Geduld haben, so gut wie unsere Vorgesetzten mit uns Geduld haben müssen. Jedenfalls sind die Ältesten das Elitekorps unserer Christen. Unter ihnen sind gläubige Väter und geschickte Evangelisten. Die Ältesten von Balige z. B. zeichneten sich durch den Eifer aus, mit dem sie, selbst kaum aus dem Heidentum herausgerissen, in nähere und fernere heidnische Landschaften das Evangelium trugen, nicht selten mit eigener Gefahr. Die Ältesten in Silindung mögen wohl, weil länger unter dem Worte stehend, tiefer gegründet und reifer in der Erkenntnis sein. Darin mangelt's naturgemäß noch in dem ja erst kürzlich gewonnenen Toba.



Ältester Jakobus und zwei Lehrer.

Probezeit werden sie feierlich in ihr Ältestenamt eingeführt. Sie sollen durch Wandel und Wort unter den ihnen zugeteilten Christen guten Einfluß ausüben, den Säumigen nachgehen, die Kranken fleißig besuchen und mit ihnen beten, auf Schulbesuch der Kinder dringen, die Christen Sonntags früh zum Kirchgang zusammenrufen, abends so viel thunlich mit ihren Dorfgemeinden Andacht halten (was freilich nicht allzuoft geschieht) und in jeder Weise an der Hebung und Förderung der christlichen Gemeinde mitarbeiten. Auch sind sie verpflichtet, die Bibelstunden in der Woche zu besuchen und regelmäßig am heiligen Abendmahl teilzunehmen. Sie sollen das öffentliche christliche Gewissen repräsentieren.

Das Institut ist gut, wird man sagen; aber giebt es denn genug derartige Männer? Nun ganz musterhafte Älteste giebt es hier

Auch dieser Stand wächst von Jahr zu Jahr mehr in seine Aufgabe hinein. Was wäre der Missionar in den Gemeinden von zwei-, drei- und fünftausend Christen inmitten Tausender, ja Zehntausender von Heiden ohne seine allezeit dienstbereiten Ältesten! Sie unterrichten ihn über alles, was vorgeht unter Christen und Heiden; sie beschließen mit ihm über etwa auszuübende Kirchenzucht, besuchen mit ihm die Dörfer; sie sorgen für Eintreibung der Kirchensteuer; sie sind Hörrohr und Sprachrohr des Missionars; denn durch seine Ältesten kann dieser bis in die kleinsten Winkel

seiner Diözese hineinreichen.

Leider kommt auch im Kreise der Ältesten mancher Sündenfall vor; selbst Rückfälle ins Heidentum sind schon da gewesen, wobei Gott je und je mit augenfälligen Gerichten eingegriffen hat. Aber das ist selten. Lauheit und zeitweises Vergessen der Pflichten ist bei ihnen freilich nicht ganz selten. Das liegt im batakischen Charakter: zu Zeiten nicht ermüdender Eifer, dann wiederum längeres oder kürzeres Erlahmen. Darum hat man auch für die Ältesten in Silindung sowohl als in Toba monatliche Zusammenkünfte, Gebetsstunden, eingerichtet. Diese haben viel Segen im Gefolge. Es wird erst von einem Missionar gepredigt, dann gebetet, und endlich werden schwebende Fragen besprochen, Anregungen gegeben und nach Mitteln und Wegen gesucht, wie man die

gemeinsame Arbeit fruchtbar gestalten kann. An diesen Zusammenkünften nehmen auch viele Häuptlinge teil. Auf der allgemeinen Jahreskonferenz, welche alljährlich stattfindet, wird auch eine große, zweitägige Konferenz mit den Ältesten und Häuptlingen abgehalten. Es würde gewiß allen Missionsfreunden eine reine Freude sein, dieser Versammlung beizuwohnen. Am Montag beginnen die Verhandlungen, am Sonntag vorher wird großes Missionsfest gefeiert. Am Freitag und Sonnabend strömen die Teilnehmer zu Tausenden herbei;

in den gesamten Batalanden ist keine Kirche groß genug, diese Menschenmenge aufzunehmen. Das Herz geht einem auf, wenn man sie so haufenweise herbeiziehen sieht. Die betreffende Gemeinde, bei welcher die Konferenz stattfindet, läßt es sich nicht nehmen, sämtliche Festgäste zu bewirten. Da muß mancher Büffel und manches Schwein sein Leben lassen, und Reis wird in Unmengen vertilgt. Am Sonntag früh rufen die Kirchenglocken die Festversammlung in zwei oder drei Kirchen zusammen. Eine Missionsfestpredigt führt ihnen Gottes



Die Station Pansurnapitu am Fuße des Martenbergeß.

Wohlthaten vor Augen und ermahnt sie, auch ihrerseits zur weiteren Ausbreitung des Evangeliums mit beizutragen. Solch volle Kirche wie an diesem Tage sieht man sonst nicht leicht; wir waren manchmal besorgt, daß die Emporen brechen möchten. Nachmittags ist Nachfeier, wenn möglich im Freien. Da wird von Missionaren und bataschen Pastoren aus der Mission in andern Ländern erzählt und manch gutes, kurzes Wort gesprochen. Danach zerstreut sich alles in die Festquartiere. Montags beginnen die Beratungen. Aus jeder Gemeinde, womöglich sogar von jedem Filial

(wir haben jetzt 22 Hauptstationen und 109 Filiale) muß ein Ältester ganz kurzen Bericht erstatten, wobei es mancherlei zu klagen und viel zu denken giebt. Mit Aufforderung zur Fürbitte schließen diese oft etwas gleichförmigen Berichte. Außerdem hat der Ephorus gewöhnlich eine Liste frommer Wünsche mitgebracht, oder es werden bestimmte Punkte, Mängel, verwinkelte Schwierigkeiten der Gemeindepraxis besprochen und einem jeden seine Pflichten vorgehalten. Das sind für die Teilnehmer zwei anstrengende Tage; die Kirche ist fortwährend gedrängt voll, und ganz leise

geht es in einer so zahlreichen Versammlung natürlich auch nicht zu, besonders wenn einmal die Meinungen auseinander gehen. Das ist die batasche Festwoche. Jeder Tag wird mit einer Predigt eingeleitet und natürlich mit Gesang und Gebet beschlossen.

Die Ältesten thun ihre Arbeit ohne Lohn. In Silindung entbindet sie die holländische Regierung vom Fronddienst, den sonst jeder Bata leisten muß. In Toba ist das aber nicht der Fall. Auch die Ältesten sind beim Volke wohl angesehen

und beliebt, was um so höher anzuschlagen ist, da viele von ihnen arme und geringe Leute sind. In Balige habe ich gesehen, daß die Ältesten unter sich schön zusammenhielten. Wenn einer z. B. sich ein neues Haus baute, dann lud er zur Einweihung seine Mitältesten ein, um mit ihnen zu beten und dann einen Festschmaus zu halten. Als ich von Balige nach Silindung versetzt wurde, thaten sich die Ältesten der einzelnen Bezirke zusammen, uns ein Abschiedsessen zu veranstalten, wobei es dann ganz nett und feierlich herging. Überhaupt



Missionar Pilgram mit den Ältesten von Balige.

habe ich an den meisten Ältesten dort viele Freude gehabt. Zu jeder Dienstleistung fand ich sie willig. Als das Kirchendach umgelegt werden mußte, thaten es die Ältesten freiwillig; wenn ich hinüber nach Samosir fuhr, ruderten sie mich ohne jede Entschädigung; sogar einen neuen Pferdestall haben sie mir aus eigenem Antriebe gebaut. Hier und da stehen manchmal die Häuptlinge mit den Ältesten auf gespanntem Fuße, wenn diese ihnen etwa ein Unrecht vorgehalten haben oder überhaupt in Ansehen beim Volke stehen. Dann regt

sich wohl mal der Neid der Häuptlinge. Doch im großen und ganzen arbeiten beide friedlich zusammen. Wenn ein Ältester strachelt, dann ist freilich das Argernis um so größer; und wo ein Ältester einschläft, da schläft seine ganze Herde mit ihm. Unsere Ältesten sind zugleich auch eine Schar von Betern, die für ihre Volksgenossen im Gebet vor Gottes Thron eintreten, und nach dieser Seite hin liegt wohl der meiste Segen, der von ihnen ausgeht.

Zu erwähnen sind als eingeborne Hel-

fer noch einige Bibelsolportreure und Evangelisten, welche aber zugleich ein Ältestenamt bekleiden. Erstere stehen im Dienst der Britischen Bibelgesellschaft und müssen größere oder kleinere Reisen durchs Land hin machen, um Testamente und Evangelien zu verkaufen. Letztere sind etwas geförderte Älteste, welche an Sonn- und Wochentagen kleinere Filiale bedienen und heidnische Landschaften predigend durchziehen, aber nur für Pionierarbeit tauglich sind. Dazu sind sie indes recht geschickt. Ihr einfältiger Glaube ist ihre beste Ausrüstung.

Wohl dem Missionar, welcher treue Lehrer, fromme Älteste und vielleicht auch

einen geförderten Pandita zur Seite hat! Er hat viel Hilfe, Ermunterung, Trost und Stärkung an ihnen. Freilich muß er sie ununterbrochen weiter erziehen, man möchte fast sagen: gängeln; denn auch unsere geförderten Christen gleichen Kindern. Wo diese Erziehung zeitweise aussetzt — wo z. B. ein Missionarsposten einmal unbesezt ist — macht sich der Mangel gleich empfindlich bemerkbar. Von Selbständigkeit sind auch diese Männer noch weit entfernt; sie sind eben nur Gehilfen. Gott sei gedankt, der sie unserer Mission gegeben. Er mehre ihre Zahl und vertiefe ihren Glauben, zum Segen für ihr Volk!

Aus dem religiösen Leben der Chinesen.¹⁾

Von Missionar Genähr.

In Europa würde der geschickteste Physiker, Chemiker oder Schwarzkünstler vor der Aufgabe, die Geister in der andern Welt mit Wohnung, Kleidung, Zehrgeld, Essen, Trinken, Dienern und Pferden zu versehen, zurückschrecken. In China ist das anders. Da giebt es in großen Städten Läden, in denen man Bestellungen übernimmt für die Bewohner der andern Welt. Da sieht man Häuser, Kleider, Möbel, Wagen, Pferde, Tragsessel und Träger sorgfältig aus Papier angefertigt und bereit, sich jeden Augenblick abschicken zu lassen. Zu jeder Tageszeit kann man Vornehmen und Geringen auf dem Wege nach den Gräbern begegnen, wo diese Gegenstände verbrannt werden und verwandelt bei den Angehörigen in der andern Welt ankommen.

Der Chineser traut den Taopriestern zu, daß sie unumschränkte Macht haben auch über die bösen Geister, sie durchzuprügeln, zu enthaupten oder mit Enthauptung und Gefangennehmung zu bedrohen. Es ist in China nichts Ungewöhnliches zu sehen, wie diese Priester papierne Schiffe voll Dämonen packen, sie unsichtbaren Soldaten übergeben, um sie in die Ver-

bannung zu schicken; oder wie sie mit einem rostigen Schwerte wütend durch die Luft streichen, um Häuser, Schiffe oder Wege von bösen Geistern, welche daselbst ihr Wesen treiben, zu reinigen; oder wie sie bei Nacht, in phantastische Kostüme gehüllt, wie Rasende herumtanzten, ihre Beschwörungsformeln herunterleiern, um Unglück abzuwenden oder Krankheiten zu heilen.

Zu bei der großen Herbst-Seelenmesse, Ta tsiu genannt, bei welcher außer den Taopriestern auch Buddha-Priester amtieren, findet am Abend des dritten Tages beim Schlußakt des Festes die feierliche Verbrennung des Teufels selber statt! Unter den vielen Repräsentanten guter und böser Geister, die man da in einem aus Bambus und Palmblättern errichteten Gebäude sehen kann, erregt eine in einer besondern Nische aufgestellte Figur von 12—16 Fuß Höhe vor allem die Aufmerksamkeit. Die grimme Gestalt, aus Bambus und Papier bestehend, ist der König der Teufel. Nach Mitternacht wird er von den Priestern hinaus und auf die Straße getragen. Vor ihm brennen Hunderte von Lichtern; neben ihm liegen Haufen von Opfergegenständen, auch Reis und Branntwein zur Erquickung der hungernden Geister. Nachdem ein Priester den König der Teufel angerebet und ihm befohlen hat, alle Gegenstände sorgfältig und unparteiisch an die dürstigen Geister zu verteilen, damit das Volk nicht

¹⁾ Wir teilen in Obigem einige Abschnitte aus einem Vortrage mit, den Missionar Genähr in Bonn gehalten hat. Dieselben werfen ein überaus bezeichnendes Licht auf die verworrenen religiösen Anschauungen und die wunderlichen gottesdienstlichen Gebräuche der Chinesen. D. H.

länger durch ihr Klagen und Stöhnen beunruhigt werde, läßt er ihn samt den Opfergegenständen verbrennen. Während die Priester Menschen und Tiere, welche man in die andere Welt gefandt hat, bis auf die letzten (Bambus-)Knochen sorgfältig dem Feuer überliefern, ist der verjagte Teufel beschäftigt, den versammelten Geistern die Gaben auszuteilen, welche ihnen die barmherzige Liebe der Gläubigen bereitet hat!

So sehr ist der Taoismus in China zum Gözendienst und krassesten Aberglauben ausgeartet! Ja die moralische Verkommenheit der Tao-Priester ist so groß, daß sie dem Volk bei der Ausübung der religiösen Gebräuche nicht einmal Achtung vor den Götzen beizubringen suchen. Folgende Geschichte möge als Beleg dienen. Beim Betreten einer chinesischen Stadt oder eines Dorfes fällt einem gleich ein zur Linken befindliches Tempelchen auf, in welchem sich ein Göze, in Gestalt eines kleinen, meist härtigen, Mannes befindet. Das ist Fo ti Wong, in welchem man die Lokal-Gottheit verehrt. Eines Tages ging ein Bauer zum Viehmarkt, seine Kuh samt dem Kälbchen nach sich führend. Bei der Lokal-Gottheit angelangt, verrichtete er ein kurzes Gebet des Inhaltes: „Fo ti Wong, wenn du mir heute zu einem guten Geschäft verhilfst, sollst du zum Dank dafür das Kälbchen haben.“ Am Abend kehrte er zurück, ohne seine Kuh verkauft zu haben. Als er wieder an dem Gözen vorüberging, gedachte er seines Gelübdes und sagte: „Nun, Fo ti Wong, du hast mich heute im Stich gelassen und mir zu keinem guten Geschäft verholfen. Ich will aber nicht so niederträchtig sein wie du, du sollst trotzdem mein Kälbchen haben.“ Mit diesen Worten band er den Strick des Kalbes um den Hals des Gözen und führte die Kuh weg. Es dauerte aber nicht lange, da hatte das Kalb den Gözen von seinem Sitz heruntergerissen und war seiner Mutter nachgerannt. Der Mann wandte sich um und sagte: „Nun, Fo ti Wong, du scheinst mein Kälbchen nicht zu wollen? Wenn du's nicht willst, so will ich's wieder an mich nehmen.“ Den Gözen von seiner Schlinge befreiend, fügte er noch die Worte hinzu: „So, Fo ti Wong, du kannst nun wieder an deinen Platz zurückkehren, ich will nach Hause gehen.“

Ich fragte einmal einen Tao-Priester: „Warum treibst du eigentlich diesen Hokus-pokus und betest zu Götzen? Was hat denn das alles mit dem System des Lao tse zu schaffen?“ „Ich weiß wohl,“ gab er mir zur Antwort, „daß das alles Neuerungen sind, die schlecht zu der Lehre des Lao tse, so wie sie uns überliefert ist, stimmen. Ja ich halte unser Thun und Treiben selber für Schwindel. Nichtsdestoweniger bleibe ich dabei, weil doch niemand der Wahrheit auf den Grund kommen kann. Das Volk sieht und hört den Lärm und hat doch vielleicht $\frac{2}{10}$ Nutzen davon; andere sehen hinter dem Gözen einen Geist, den sie verehren, und es fällt für sie vielleicht $\frac{5}{10}$ Nutzen ab. Wir Priester wissen etwas von dem Tao selber und schlagen $\frac{8}{10}$ Gutes dabei heraus; es ist aber niemand, der den ganzen Nutzen erschöpfen könnte.“ Anstatt nun die Wahrheit zu lehren, so weit er sie erkannte, gab er also zu, daß er im Grunde ein Betrüger sei und dem leichtgläubigen Volke Dinge vorspiegele, an die er selbst nicht mehr glaubte. —

Der moralische Einfluß der Buddhisten-Priester und Mönche auf das Volk ist gleich Null. Nur als Zitanisten bei Zeichenfeierlichkeiten und durch Ausmalung der Strafen, welche die Menschen nach dem Tode in der Hölle zu erleiden haben, üben sie einen Einfluß auf das Volk aus. Wenn an den stillen, heiteren Abenden, welche im südlichen China so bezaubernd schön sind, die Weiber und jungen Leute sich unter den großen Banianen-Bäumen versammeln, dann ist nicht selten der Gegenstand ihrer Unterhaltung: die Qualen der Hölle. Wenn sie dann einander geängstigt haben, daß ihnen die Haare zu Berge stehen, so kehren sie gewöhnlich in ihre Wohnungen zurück und halten eine Art Seelenmesse für die verstorbenen Angehörigen oder holen einen Priester, der dies Seelenamt verwaltet und Pässe für die Seelen der Abgeschiedenen ausstellt. Ein solcher Paß, mit welchem der Priester einer Seele aus dem Hades hilft, lautet wie folgt:

„Ich, N. N., bevollmächtigter Beamter, Beförderer und Leiter der Angelegenheiten der Toten der Provinz Kwang sung 2c. 2c.

Wir beklagen auf's tiefste den Tod der Frau Tschan, welche im 12. Jahre Tau kwongs, am 10. Tage des 1. Monats,

in der Stunde Tsz geboren und im 6. Jahre Hienfongs, am 3. Tage des 4. Monats, in der Stunde Man, im 25. Jahre ihres Alters gestorben ist. Wir sind sehr bekümmert wegen ihrer Seele, welche diese Welt plötzlich verlassen hat und in die dunkeln Regionen des Hades gegangen ist. Wenn dieselbe nicht bald befreit wird, so wird es ihr schwer werden, den Weg nach der bessern Welt zu finden. Wir bitten darum, daß sie aus dem Hades befreit und es ihr gestattet werde, in die Gefilde der Seligen einzugehen. Dieses alles hängt aber von deiner zärtlichen Barmherzigkeit, o ehrwürdiger König der Unterwelt, ab.

Wir haben darum heute einige Kollegen eingeladen, einen Altar errichtet und bringen jetzt dem Könige des Hades unsere Opfer dar, damit er die Seele aus der Unterwelt erlöse. Wir haben die ganze Nacht Räucherwerk vor den 10 Königen des Hades verbrannt. Wir sind tief bekümmert um die Hingefiedene, und indem wir uns vor dir niederwerfen, bitten wir dich, o ehrwürdiger König des Hades, um einen Erlass zur Befreiung der Frau Tschan, weil sie ohne denselben den Hades nicht verlassen und sich nach dem Himmel begeben kann. Wenn sie durch das Thor des Hades und durch die dunkeln Regionen der Toten geht, so möge es niemandem erlaubt sein, sie wegen der Sünden ihres vergangenen Lebens zu beunruhigen. Sollte es jemand wagen, ihr in den Weg zu treten, so komme du, o König der Unterwelt, ihr zu Hilfe, damit sie den Ort der Seligen sicher erreiche. Der Paß muß aber der Frau Tschan selbst überreicht werden, weil sie desselben auf dem Wege nach dem Himmel bedarf.

Wir werfen uns vor dir, ehrwürdiger

König, nieder in den Staub und danken dir für den Paß für die Frau Tschan, mit dem sie sich nach den Wohnungen der Seligen begeben kann.“

Instruktion für die Frau Tschan:

„Sobald du den Paß erhältst, mußt du dich aufmachen nach dem Orte der Seligen, wo du große Glückseligkeit und Frieden zu erwarten hast. Gegeben im 6. Jahre Hienfongs, am 8. Tage des 4. Monats.“ — —

In einem der ersten Tempel Kantons finden sich bildliche Darstellungen der buddhistischen Hölle, die schaudererregend sind. Da sieht man abgeschiedene Geister, die zur Strafe für ihre Sünden durchgefäht, andere, die geröstet, und wieder andere, denen der Kopf gespalten wird. Wälder von Schwertern sind abgebildet, worin diejenigen gestürzt werden, welche sich ein Vergnügen daraus gemacht haben, andere mit ihren giftigen Reden zu verlegen, oder Verleumdungen ausgesagt und verbreitet haben. Mit dem Ausstechen der Augen und mit dem Abschneiden der Zungen werden diejenigen gestraft, welche fluchen und schwören und Uneinigkeiten unter Freunden anstiften. Aufgeschnitten werden diejenigen, deren Herzen wie Dolche und deren Zungen wie Speere gewesen sind. Wer Männer und Frauen geschlagen hat, wird gepeitscht oder mit der Keule geschlagen. Unterdrücker ihrer Untergebenen und die, welche Vögel und andere Tiere mit Steinen und Pfeilen verletzt haben, werden von Tigern und Schlangen gemartert. Geizhälse müssen als hungrige Teufel umherirren, und diejenigen, welche ihre Nebenmenschen verführt und zur Sünde verleitet haben, werden in einen Wald von Speeren geworfen.

Hagop Abouhadjian,

ein armenischer Märtyrer.¹⁾

Eine der Städte, welche während der armenischen Greuel am furchtbarsten heimgesucht sind, ist die vordem blühende und volkreiche Stadt Urfa im nördlichen Mesopotamien. Urfa, bekannter unter seinem

früheren Namen Edeffa, hatte durch all die Jahrhunderte mohammedanischer Bedrückung doch immerhin noch eine ansehnliche christliche Bevölkerung von 25 000 Seelen hindurchgerettet, welche verschiedenen

¹⁾ Solchen, die mehr über den edlen Märtyrer evangelischen Glaubens zu lesen wünschen, werde warm empfohlen die im Verlag der Kaiserz-

werther Diakonissen-Anstalt erschienene Broschüre „Hagop Abouhadjian, Märtyrer, und die evangelische Gemeinde von Urfa.“

christlichen Bekenntnissen angehören. Auch eine in hoher Blüte stehende armenisch-evangelische Gemeinde hatte daselbst ihren Sitz. Von deren jetzt mit der Märtyrerkrone gekröntem Gründer und langjährigen, treuen Pastor Hagop Stepanian Abouhadjatian sollen diese Zeilen erzählen.

Hagop wurde am 15. Sept. 1838 in Urfa geboren. Eine schwere Kindheit war dem Knaben, der, eben zwei Jahre alt,



Pastor Hagop Stepanian Abouhadjatian.

des Vaters beraubt wurde, beschieden. Damit er so bald als möglich sein Brot selbst verdienen könne, wurde er schon mit dem siebenten Jahre von seinem Oheim bei einem Weber in die Lehre gethan. Der rege Geist des Knaben verlangte aber nach besserer Nahrung. Darum besuchte er, nachdem er ausgelernt hatte, aus eignem Antriebe noch die höhere Schule seiner Vaterstadt, seine Zeit zwischen dem Handwerk und den Studien sorgsam einteilend.

Sein Ideal war von früh auf, ein heiliger Mann zu werden; um dies zu erreichen, wollte er mit dem zwanzigsten Jahre ins Kloster gehen und Mönch werden.

Während der Jugendjahre Hagops kamen, von der amerikanischen Mission in dem benachbarten Mintab gesandt, mehrere Evangelisten nach Urfa, um auch in der dortigen altarmenischen Gemeinde neues, evangelisches Leben zu wecken. Trotz

äußersten Widerstrebens des Bischofs und der Priester entstand eine frische, evangelische Bewegung in der Stadt, von welcher auch unser Jüngling fast wider seinen Willen ergriffen wurde. Er war zunächst zu dem Evangelisten gegangen, um mit ihm zu disputieren und ihn zu widerlegen. Aber bald mußte er vor dessen Schriftgründen verstummen und die Erfahrung eines Paulus machen: wir vermögen nichts wider die Wahrheit. Nach längerem, schweren Seelenkampfe, der mit der Unterwerfung unter die erkannte Wahrheit endete, legte er von seinem evangelischen Glauben öffentlich Zeugnis ab. Der Bannstrahl des armenischen Bischofs und die Ausstoßung aus seiner Familie war die Folge dieses mutigen Schrittes. Da wandte sich denn der Jüngling nach Mintab, wo er auf der amerikanischen Missionsstation noch weiter ausgebildet wurde. Mehrere Jahre hat Abouhadjatian darauf im Dienste der Mission als

Evangelist und Lehrer in Mintab, Antiochien und Konstantinopel gearbeitet.

Aber diese Ausbildung genügte seinem wissensdurstigen Geiste noch nicht; ihn verlangte danach tiefer in die Fülle der Weisheit und Erkenntnis Gottes eingeführt zu werden. Generalsuperintendent D. Hoffmann in Berlin bot ihm dazu die Hand. So kam Abouhadjatian nach Deutschland. Hier, in Deutschland, fand er seine zweite, seine geistige Heimat, und als solche hat

er es bis zuletzt geliebt. Sieben Jahre brachte er in Deutschland zu, die ersten drei davon im Rauhen Hause unter der Leitung des seligen Dr. Wichern, die letzten vier im Baseler Missionshause. Was ihm dieser Aufenthalt gewesen ist, lassen wir ihn am besten selbst erzählen: „das streng deutsche Anstaltsleben, die ernste Zucht des täglichen Wandels, das anhaltende, gründliche Studium, das tief innige Familienleben in den christlichen Kreisen, die mächtig denkenden, tief eingreifenden Persönlichkeiten der deutschen und schweizerischen Nation, ihre heldenmütigen Kämpfe gegen das Widergöttliche und ihre unermüdlige, wiederbelebende Thätigkeit in der Kirche Christi sowohl als auch in der Heidenwelt, der warme Hauch des Gebets so vieler Brüder und Schwestern: dies alles hat so viele Jahre lang keinen geringen Einfluß auf meine Persönlichkeit ausgeübt. Mit Thränen und Dank erinnere ich mich an die großen Wohlthäter meines Lebens und ihre vielen erwiesenen Wohlthaten. Ich kann nur betend sagen: der Herr vergelte es reichlich!“ In der That hat diese langjährige, innigste Berührung mit echter deutscher Frömmigkeit, wie sie im Rauhen Hause und im Baseler Missionshause pulsiert, Abouhajattian unverwischlich ihren Stempel aufgedrückt. Seine Frömmigkeit war deutsch-evangelischer Art: warm und innig, dabei aber nüchtern und tiefgründig. Und dieselben Merkmale trägt auch das Werk, das er hernach zu stiften berufen war.

Nach elfjähriger Abwesenheit kehrte

Abouhajattian 1869 in seine Vaterstadt Urfa zurück, um daselbst das lautere Evangelium zu verkündigen. Seine erste Sorge war es dort, die noch aus früheren Tagen vorhandenen, versprengten Evangelischen um sich zu sammeln. Aber auch altarmenische Christen stellten sich bald zahlreich



Innere der evangelischen Kirche zu Urfa.

zu den Bibelstunden ein, die er abends, besonders Sonntags, in seinem Hause abzuhalten pflegte. Die Räumlichkeiten wurden bald zu eng für die Menge der Heilsbegierigen, die nach einem frischen Trunk aus diesem Quell lebendigen Wassers begehrt. Besonderen Segen legte Gott auf die kleine evangelische Schule, welche

Abouhajian aus herzlichem Mitleid mit der armen, unwissenden Jugend gleich im Anfang eröffnete. Als bei der ersten öffentlichen Schulprüfung die Kleinen so schön die biblischen Geschichten erzählen konnten, traten den Zuhörenden Thränen der Freude in die Augen; solch ein Lob

Schritt zur Gründung einer selbständigen armenisch-evangelischen Gemeinde thun. Die Zahl der Gemeindeglieder — anfangs ca. 350 — wuchs im Lauf der folgenden Jahre und betrug 1895 nicht weniger als 1500 Mitglieder. Da wurde natürlich der erste gottesdienstliche Raum, einem dunklen Stalle ähn-

licher als einer Kirche, bald zu eng; man mußte ans Bauen denken. Aber woher das Geld nehmen? Die Gemeindeglieder waren durchweg arme Leute. Daß sie jährlich für ihren Pastor, vier Lehrer und Kirchendiener 2000 M. aufbrachten, war etwas Großes. Mehr konnten sie nicht leisten. In dieser Not wandte sich Abouhajian persönlich auf einer längeren Reise an die Freunde in Deutschland und der Schweiz. Er that keine Fehlbite; 25 000 M. Viebesgaben ermöglichten den Bau einer evangelischen Kirche, einer der schönsten in der asiatischen Türkei; der Pastor mußte bei ihrem Bau selbst den Baumeister spielen. Noch sechszehn Jahre hat der treue Zeuge an dieser Kirche mit reichem Segen wirken dürfen.

Dann kam die Zeit, wo der Glaube der Gemeinde auf die schwerste Probe gestellt wurde. Das Jahr 1895 brach

herein und mit ihm jene unsäglichsten Leiden der armenischen Christenheit. In Urfa wurde ein Streit zwischen einem armenischen Gläubiger und seinem böswilligen mohammedanischen Schuldner, der beiden das Leben kostete, für den mohammedanischen Pöbel das Signal zu einem allgemeinen Blutbade, dem am 28. und 29.



Abouhajians sechs Kinder.

Gottes aus dem Munde der Unmündigen, hieß es, habe man seit vielen Jahrhunderten in Urfa nicht gehört. Die Schule kam schnell in gute Aufnahme und diente dazu, auch „die Herzen der Väter zu bekehren zu den Kindern.“ Die Zahl der Evangelischen mehrte sich.

So konnten sie 1871 den wichtigen

Oktober mehrere hundert Armenier zum Opfer fielen. Darnach mußten die Armenier zwei volle Monate in ihrem Quartier, in welches sie sich zurückgezogen hatten, alle Schrecken einer feindlichen Belagerung aushalten. Zu ihrem Schutz war ihnen türkisches Militär in die Häuser gelegt. Von diesen angeblichen Beschützern wurden die bedauernswerten Bewohner Tag für Tag bis aufs Blut gepeinigt und mit dem Tode bedroht, so daß viele, schließlich müde geworden, ihr Heil im Übertritt zum Islam suchten. Von der evangelischen Ge-

meinde hat, so viel bekannt geworden, nicht einer seinen Glauben verleugnet.

In diesen Schreckenstagen bewies sich Abouhajian so recht als ein treuer Hirt seiner Herde. Wo er den Seinen dienen konnte, achtete er keine Gefahr. Wiederholt erschien er, während die meisten Armenier sich nicht einmal auf der Straße sehen zu lassen wagten, vor der türkischen Obrigkeit, um Schutz für seine Gemeindeglieder wie für die übrigen Christen zu erbitten.

Alle diese Drangsale waren aber erst



Armenische Waisenkinder aus Ufa.

das Vorspiel zu dem, was sich am 28. und 29. Dez. 1895 zutragen sollte. Man hatte listigerweise von den Armeniern alle Waffen herausgelockt, man erklärte, daß Ruhe und Ordnung wieder hergestellt seien, und forderte, daß die Armenier nun auch ihre Geschäfte in der Stadt wieder aufnehmen sollten. Da brach ohne jede, auch nur die geringste Veranlassung am 28. Dez. der Sturm gegen die unglückliche christliche Bevölkerung los. Zur Mittagsstunde stürzten sich auf ein gegebenes Zeichen Pöbel und Militär, Reguläre wie Milizen über das wehrlose Christenquartier, und

ein Morden begann, welches die Feder sich sträubt zu beschreiben. Seinen Höhepunkt erreichte es, als die große altarmenische Kirche, in welche sich 2000—3000 Menschen geflüchtet hatten — 1800 von ihnen hatten noch einmal das heil. Abendmahl genommen —, von den Mohammedanern erbrochen und um die Sache kurz zu machen, in Brand gesteckt wurde. All die Tausende, zum großen Teil Frauen und Kinder, fanden in den Flammen einen qualvollen Tod. Noch nach Monaten war der Aufenthalt in der Kirche wegen des entsetzlichen Geruches unerträglich. Ins-

gesamt haben bei diesem Blutbad 9000 bis 10 000 Schlachtopfer das Leben lassen müssen. Die evangelische Gemeinde verlor 700 Glieder, unter ihnen ihren Hirten Hagop Abouhajatian.

Er war zur Zeit des Ausbruchs des Gemekels auf einem amtlichen Besuch begriffen, schnell kehrte er zurück, um seine sechs Kinder in Sicherheit zu bringen. In Eile ging's über die flachen Dächer zu einer befreundeten Familie, wo schon gegen 50 Personen versammelt waren. Die Feinde drangen auch dort ein und begannen einen Mann nach dem andern herauszuziehen und grausam zu ermorden. Da erblickten sie den Pastor, der ihnen wegen seines unerschrockenen Auftretens schon längst ein Dorn im Auge war. Höhnisch forderten sie ihn auf, ihnen eine Predigt zu halten. Er bat, daß man ihn um seiner sechs mitterlosen Kinder willen schonen möchte. Seine Frau war ein halbes Jahr zuvor gestorben. Die Bitte wurde mit Hohnlachen abgeschlagen. Da ging er selbst freiwillig hinaus seinen Feinden entgegen. Eine Kugel streckte ihn nieder. Als die Türken sich ein wenig von der Stelle entfernt hatten, eilte seine älteste Tochter Neonega herzu, sie fand den Vater im Sterben. Er flüsterte ihr noch zu: „Fürchtet euch nicht, Gott wird für euch sorgen, und ich gehe zu meinem teuern Erlöser.“ Damit schloß er die Augen zum

ewigen Schlummer, tiefer Friede lag auf seinem Angesichte.

Gott hat die armen Waisen nicht vergessen. Vor den Händen der begehrliehen Türken, die so manches Christenmädchen auf Nimmerwiedersehen in ihren Harems verschwinden ließen, fand die schon erwachsene älteste Tochter mit ihren Geschwistern bei einer amerikanischen Missionslehrerin Schutz, bis die Stadt wieder ruhiger geworden war. Jetzt sorgt die schon siebzehnjährige, verständige Neonega als treues Hausmütterlein für ihre kleineren Geschwister, wobei sie durch freundliche Liebesgaben aus Deutschland unterstützt wird; eine württembergische Gemeinde sandte ihr als erste Hilfe 100 M. Für den ältesten Sohn Armanock hat sich ein Wohlthäter gefunden, der seine Erziehung und spätere Ausbildung zum Geistlichen bestreiten will. Zwei Töchter haben die Kaiserswerther Anstalten übernommen. Wir hoffen zuversichtlich, daß auch die andern Kinder des Märtyrers Pflegeeltern in der evangelischen Christenheit finden werden. Aber das Herz thut uns weh, wenn wir daran denken, daß allein in der Stadt Urfa außer den sechs Waisen Abouhajatians noch 12 000 Witwen und Waisen nach den furchtbaren Blutbädern unverorgt zurückgeblieben sind und Hilfe flehend ihre Hände zu uns ausstrecken.

Es kostet viel, ein Christ zu werden.

Von Missionar Lüge in Keti.

Ghali in dem Dorfe Kerehada ist eine Verwandte unseres Hilfskatechisten Jesaja Konga und hatte ihm wiederholt ihren Wunsch, Christin zu werden, ausgedrückt. Sie kam Mitte Mai zu ihm und wurde im Hause des Katechisten Jesaja Schanta, dessen Frau Jesaja Kongas Tochter ist, untergebracht.

Es wurde ihr von ihrem Vater und den übrigen Verwandten hart zugesetzt, und man mußte sie beständig unter Augen haben, um sie zu schützen. Unversehens konnten dieselben abends ins Haus hineinstürzen oder ihr in der Nähe des Hauses auflauern und sie fortschleppen. Wiederholt war sie angegriffen worden und den sie fortschlep-

penden Händen entslüpft oder durch zu Hilfe eilende Christen befreit worden.

Einmal war sie, im Holzsammeln begriffen, von Badagaweibern ihres Dorfes bemerkt worden. Eine Verwandte kam auf sie zu, zog sie an den Haaren zu Boden und stampfte so mit den Füßen auf ihr herum, daß die andern Badagaweiber um ihr Leben fürchteten und aus Mitleid jene grausame Frau wegzogen. Eine 14tägige Krankheit war die Folge der Mißhandlung.

Ein andermal wurde sie von ihren Verwandten fortgeschleppt. Ihr Vater nahm sie nach Utafamad zu einem Beamten, um Klage gegen die Missionare und Katechisten anhängig zu machen, weil man sie mit

Gewalt zur Christin machen wolle. Ob schon sie ganz allein stand und von ihrem Vater vorher mit Drohungen über die zu gebenden Antworten instruiert worden war, sagte sie doch ganz entschieden, daß sie aus eigenem Willen Christin werden wolle und niemand sie zwingen oder ihr irgend welche Gewalt angethan habe. Da sie sich so entschieden äußerte und 18 Jahre alt ist, sagte der Beamte zu ihrem Vater, daß er nichts für ihn thun könne. Der Vater nahm sie wieder mit heim und sperrte sie ein; da sie aber nichts aß, ließ er sie frei und sie kam nun wieder zu den Christen.

Etwa 2—3 Monate war sie im Taufunterricht gestanden und bereits einige Wochen von ihren Verwandten unbehelligt gelassen worden, als eines Sonntag Abends ihr Vater Botschaft sandte, er sei schwer krank und werde sterben und möchte sie vorher sehen. Wir stellten ihr vor, daß das wahrscheinlich eine List sei; aber sie meinte, sie wolle auf diese Botschaft hin doch gehen und ihren Vater sehen. Richtig hatte der Vater sich verstellt und sofort

bei ihrem Herannahen sie gepackt und mit Hilfe anderer festgehalten. Nun ging eine schwere Zeit für sie an. Sie wurde in ein kleines Zimmerchen eingesperrt, nur morgens und abends hie und da ein wenig unter Aufsicht herausgelassen, und in diesem Zustand mehrere Monate lang drangsaliert. Die Folge davon war, daß ihr die Glieder anschwellen.

Zur Zeit der Ernte jedoch, im Dezember, wo es viele Arbeit gab, ließen sie sie los, um zu helfen, und da entwich sie und kam wieder nach Ketu, etwa eine Woche vor Weihnachten. Sie bat, man möchte sie nach Kotageri in die Mädchenanstalt schicken, da ihr Vater sie töten werde, wenn er sie noch einmal in die Hände bekomme. So wurde sie in der folgenden Nacht unter guter Bedeckung in die Anstalt nach Kotageri gebracht. Ihre Leute kamen auch wirklich und suchten sie, und etliche gingen sogar nach Kotageri, wagten sich aber nicht ins Missionshaus. Möge der Herr sie zu einer recht entschiedenen Christin machen!

Basler Jahresbericht.

Vermischtes.

Unterschied zwischen Mohammedanismus und Christentum. — Mit sichtlichem Wohlbehagen sagte ein Mohammedaner zu einem Missionar in Indien: „O, Padri Sahib, Ihr werdet einst im Feuer der Hölle brennen, und dieser Anblick soll dann mein Herz mit großem Entzücken erfüllen.“ — „Wirklich?“ antwortete der Missionar, „dann laßt Euch sagen, sollte ich einmal sehen, daß Euch das kleinste Leid widerfähre, so würde es mich selbst schmerzen. Seht, das ist der Unterschied zwischen Christentum und Mohammedanismus. Ihr freuet Euch über des andern Unglück, während der Christ darüber Mitleid empfindet.“ (Proc. 1896.)

Der Rückgang des Mahdismus. Es wird unsern Lesern bekannt sein, daß sich seit elf Jahren am oberen Nil eine fanatische mohammedanische Herrschaft entwickelt hat, an deren Spitze der Mahdi steht. Der Fall Chartums und die Ermordung des edlen Generals Gordon haben die Aufmerksamkeit der ganzen civilisierten Welt auf diese unheimliche Bewegung gerichtet. Von der Westgrenze Abessinien bis an

den Tschad-See hatte der Mahdi mit den Horden seiner Dermische sein Wüstenreich ausgebreitet. Bald bedrohte er die Südgrenze Ägyptens, bald die italienischen Besitzungen am Roten Meere, bald die belgischen Niederlassungen am oberen Kongo. Er war der einzige mohammedanische Gebieter in Afrika, mit dem man rechnen mußte und der dem Christentum einen unübersteiglichen Damm entgegenstellte. Jetzt mehrten sich die Nachrichten, daß seine Macht im Niedergang begriffen sei. Der bekannte Streicher Slatin Pascha, der kürzlich der Gefangenschaft des Mahdi entronnen ist, stellt den Zusammenbruch der Mahdisten-Herrschaft in nahe Aussicht. Briefe aus Uganda vom März 1896 bestätigen diese Ansicht. Zur Zeit des Abgangs dieser Briefe dachte der Khalifa, der jetzige Mahdi, nicht mehr an einen feindlichen Vorstoß gegen die Belgier im Kongostaat, die ihn am Oberlaufe des Nil angegriffen haben, sondern er beobachtete mit wachsender Beforgnis, wie sein Machtbereich von allen Seiten umstellt und bedroht wird, im Norden von Ägypten, im

Osten von Italien, im Südwesten durch das Vordringen der Belgier und im Südosten durch die Begründung der englischen Herrschaft in Uganda und Unioro. Mit dem Fall des Mahdi würde in Innerafrika ein Bollwerk beseitigt werden, welches seit elf Jahren die Hochebene des oberen Nilbeckens und alle zwischen dem oberen Nil und dem Kongo gelegenen Länder verschlossen gehalten hat.

Vom Koran zum Evangelium. Serule, ein junger Muganda,¹⁾ war lange Jahre hindurch Mohammedaner gewesen. Er hatte den Koran so eifrig gelesen, daß er ihn teilweise auswendig konnte. Mehrere seiner besten Freunde bekehrten sich zum Christentum, aber er blieb nach wie vor Mohammedaner. Im Laufe der Jahre jedoch fand er keine rechte Befriedigung im Islam, und merkwürdigerweise wurde er durch den Koran selbst zu Christo geführt. Er kam nämlich an eine Stelle im Koran, in welcher es heißt: Christus sei ein Prophet von Gott. Serule konnte sich diese Worte nicht erklären, ging zu den Wagandalehrern, die den Koran auslegten, und bat um Auskunft. Die Lehrer machten Ausflüchte und sagten, diese Stelle habe ursprünglich nicht im Koran gestanden, sondern sei durch die Christen hineingebracht worden. Mit Kopfschütteln vernahm Serule diese wenig befriedigende Erklärung; er fragte sich, wie es nur möglich sei, daß die Christen eine Stelle in Mohammeds Religionsbuch fälschen könnten. Er las seitdem den Koran mit doppelter Aufmerksamkeit. Da fand er wieder eine Stelle, wo es hieß, Christus werde wiederkommen und die Welt richten. Er ging noch einmal zu den Koranlehrern und bat sie um Auskunft. Sie wiederholten ihre erste Ausrede, daß auch diese Stelle gefälscht sei, und benutzten die Gelegenheit, die Christen in Serules Augen zu verleumden. Die Europäer und alle Christen seien böse Menschen; erst hätten sie Jesum Christum getötet, und jetzt beteten sie ihn an. Serules suchende Seele konnte sich mit diesen Ausreden nicht zufrieden geben. Er beschloß, die Christen selbst zu fragen und wandte sich an den ihm zunächst wohnenden christlichen Lehrer Noah.

¹⁾ Mu-ganda heißt der einzelne Bewohner von Uganda; Wa-ganda ist die Mehrzahl davon. Lu-ganda ist die Landessprache.

Dieser, ein lieber, treuer Mugandachrist erzählte dem Serule, wer dieser Christus sei, und was er für uns gethan habe. Sofort beschloß Serule bei dem Lehrer Unterricht zu nehmen, damit er in den christlichen Büchern selbst forschen könne. Er war schon ein Mann von 35 Jahren. In diesem Alter ist es nicht leicht, von vorn anzufangen und die Buchstaben zu lernen. Aber Serule sagte: „Habe ich die schweren arabischen Schriftzeichen gelernt, um den Koran zu lesen, so werde ich doch auch eure Buchstaben lernen können, um mich in eure Religionsbücher zu vertiefen.“ Bald hatte er solche Fortschritte gemacht, daß ihm Noah sein Neues Testament in der Ugandasprache borgen konnte. Er las es mit steigender Begeisterung und meldete sich bald zum Taufunterricht. Jetzt macht es ihm Freude, seinen mohammedanischen Waganda-Bekannten von Jesu zu erzählen; „denn,“ sagt er, „sie wissen ja nicht, was Jesus Christus für uns gethan hat, und wie viel höher er steht, als Mohammed.“

(Gleaner.)

Warum die evangelische Mission soviel Wert darauf legt, sobald als möglich die Bibel in die Landessprachen zu übersetzen und sie den Heidenchristen in die Hände zu legen. — Ein indischer Christ auf dem Baseler Missionsgebiete, der aber vom christlichen Glauben wieder abgefallen war, bekannte seinem ehemaligen Lehrer: „Die Baseler Missionare sind sehr schlau, sie sagen nicht nur wie die katholischen Priester, wie man leben soll, sondern sie geben jedem die Bibel in die Hand und machen, daß er lesen lernt, und damit legen sie die Verantwortlichkeit für seine Seele in seine eigne Hand. Daß ich nicht lebe, wie der Missionar predigt, quält mich nicht. Aber daß ich nicht lebe, wie die Bibel mir vorschreibt, das läßt mir keine Ruhe.“

(Heidenbote.)

Nicht fern vom Reich Gottes. Der methodistische Missionar Haigh in Maisur (in Südinien) erzählt, daß viele Hindus im Lande Maisur angefangen haben, in der Bibel zu lesen. Einer von ihnen wurde durch dieses Studium der Bibel veranlaßt, einen Missionar zu sich zu rufen. Dieser ging zu ihm und hörte von ihm folgende, in ihrer Einfalt rührende Geschichte: Dieser Mann hatte nie einen Missionar gesehen, oder einen christlichen Prediger gehört,

sondern nur die vier Evangelien aufmerksam durchgelesen. Bei dem wiederholten Durchlesen der Evangelien machte die Person Christi solchen Eindruck auf ihn, daß er zu dem Entschluß kam, diesen guten Mann als seinen „Guru“ (geistlichen Lehrmeister) zu erwählen. „Ist er mein Guru“, so sagte er sich selbst, „so muß ich ihm auch gehorchen. Was befiehlt er mir aber zu thun?“ Er las noch einmal das Evangelium Matthäi durch und fand da am Schlusse desselben, daß dieser Guru befohlen habe, daß jedermann sich taufen lasse im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. — Wie sollte er das verstehen? Er hatte nie eine christliche Kirche oder Taufe gesehen, aber er sann nun darüber nach, wie er selbst diesen Befehl nach seiner Weise ausführen könne. Endlich glaubte er's gefunden zu haben. So ging er täglich zum Teiche und tauchte dreimal unter mit zum Himmel gerichtetem Antlitz und sagte dabei die Worte: „Ich taufe mich im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes“, und dann kam er wieder heraus.

Ja mehr als das, er fand noch einen anderen Befehl, der ihm gebot, zum Gedächtnis an Christi Leiden und Sterben zu essen und zu trinken. Und obgleich er niemals in einer christlichen Kirche gewesen, so fing er nun an, täglich eine Handvoll Reis in den Mund zu nehmen, und indem er sie aß, sagte er die Worte: „Dies thue ich zum Gedächtnis Christi,“ und indem er ein wenig Wasser trank, sagte er: „Dies trinke ich, weil Christus für mich gestorben ist.“ (Leipz. Miss.-Bl.)

Christengruß auf Sumatra. Eine scherzhafte Geschichte erzählt Missionar Rüße aus der Mission auf Sumatra. Die Batas hatten sich dort die Grußformel „tabe tuan“ — guten Tag, Herr Missionar — angeeignet. Da hatte ihnen nun der eingeborne Gehilfe gesagt: „Wenn mehrere von euch dem Missionar begegnen, so müßt ihr nicht nach einander einzeln euern Gruß anbringen, damit ihn der Missionar nicht jedem einzelnen erwidern muß, das ermüdet ihn, sondern ihr müßt alle auf einmal grüßen. Am besten, ihr zählt: „eins, zwei, drei“ und auf „drei“ sagt ihr alle zugleich „tabe tuan.“ Was thaten die also Bekehrten? Als der Missionar ihnen das nächste Mal begeg-

nete, hörte er zu seiner Verwunderung folgenden Gruß: „sada, duo, tobu, tabe, tuan“ — eins, zwei, drei, guten Tag, Herr Missionar.“ (Rhein. M.-Ber.)

Kinderbestattung in China. In dem Jahrbüchlein der Brandenburger Missionskonferenz für 1897 erzählt D. Grundemann auf Grund von Berichten erfahrener Missionare von der Kinderbestattung in Peking, und diese Sitten lassen uns einen für unser christliches Empfinden tief verlegenden Blick in die Macht heidnischen Aberglaubens thun. Man kann durchaus nicht sagen, daß chinesische Eltern ihre Kinder, besonders die Knaben, weniger lieben als wir. Aber ein Kind, das stirbt, ist nach chinesischer Auffassung gar nicht ein richtiges Menschenkind gewesen, sondern ein Dämon. Jrgend ein böser Geist, der gelegentlich aus der Hölle herauskam, hat die Gelegenheit wahrgenommen, sich bei der Geburt des Kindes als dessen Seele einzunisten. Wenn das Kind stirbt, so hat den bösen Geist die wohlverdiente Strafe ereilt. Deshalb wird auch kein Kind unter zehn Jahren beerdigt. Ist es tot, so wird es in eine Matte gewickelt oder in ein roh geflochtenes Behältnis gelegt und irgend einem Armen übergeben, damit er es beiseite schaffe. Alle zwei oder drei Tage fährt ein Wagen durch die Stadt Peking, der den blumigen Namen „Vandschiff der Barmherzigkeit“ Su-ti-toz-hang — führt. Vorgepannt ist ein Ochse mit einer Klingel am Halse. Langsam kommt er daher. Alle andern Fuhrwerke müssen ihm ausweichen. Alle auf der Straße liegenden Kinderleichen werden aufgenommen, andere werden aus den Häusern herzugebracht. An gewissen Stellen wird halt gemacht. Wenn der Wagen voll ist oder seine Rundsahrt beendet hat, fährt er zu der vor der Stadt gelegenen „allgemeinen Bestattungsgrube.“ Da werden die Leichen einfach hineingeworfen. Das ist das traurige Ende der kleinen Lieblinge!

Ärztliche Mission in China. Selbst eine sonst der Mission so zweifelnd gegenüberstehende Zeitung wie die Vossische kann nicht umhin, die Verdienste der ärztlichen Mission in China anzuerkennen. Wir lesen (in Nr. 587 vom 15. Dezember 1896) folgende bemerkenswerte Notiz: Die evangelische Mission, — denn diese ist die Begründerin der sogenannten ärztlichen Mis-

sion — kann ganz zufrieden sein, auch von ihren Gegnern das Zeugnis ausgestellt zu bekommen, daß sie das beste Mittel anwende, um das Mißtrauen der Chinesen durch Wohlthaten zu überwinden. Die Feinde der Mission sollten ihr doch wenigstens danken lernen, daß sie mit so viel Selbstverleugnung den nach ihrer Meinung besten Schlüssel zum Herzen der Chinesen gebraucht! Was man auch sonst über die christliche Mission im Reiche der Mitte und ihre geringen Erfolge denken mag, so ist doch die überaus nützliche Wirksamkeit der Missionskrankenhäuser nicht zu bestreiten. Denn sie verbreiten viel Licht in der dicken Finsternis, die bei diesem unwissenden und abergläubischen Volke noch in vieler Beziehung herrscht. Kaum ein Chinese unter Tausenden oder vielleicht Zehntausenden hat die geringste Ahnung davon, wie es wirklich in seinem Körper aussieht. Anfangs hat ein neuerrichtetes Krankenhaus natürlich sehr viel Mißtrauen zu überwinden, besonders im Innern, fern von den Verkehrshäfen, wohin außer den Missionaren selten ein Ausländer kommt. Ist aber das Eis erst einmal gebrochen, dann wird der fremde Heilkünstler auch bald von vielen Seiten um Rat gefragt. So behandelte man, um nur ein Beispiel anzuführen, der „North China Daily News“ zufolge im Krankenhaus der Stadt Tschohsu in der Provinz Schantung im letzten Jahre rund 14 000 Personen und in den ersten neun Monaten dieses Jahres schon 15 000. Das sind doch recht erfreuliche Zahlen. Unlängst haben dort zwei einflußreiche Chinesen dem Krankenhause zum Dank für die Heilung von schwerem Leiden eine große Tafel verehrt. Darauf ist mit goldenen Schriftzeichen gesagt, die medizinische Wissenschaft des Auslandes sei der chinesischen Heilkunde überlegen. Die Überbringer der Tafel bemerkten jedoch dabei, nur sehr gelehrte Leute könnten dies aus den betreffenden Schriftzeichen herauslesen. Mit einfachen Worten hatte man es also doch nicht zu sagen gewagt, aus Furcht, damit bei fremdenfeindlichen Landsleuten vielleicht anzustoßen.

Die Hungersnot in Nordtransvaal scheint leider noch immer im Steigen begriffen. Von allen Seiten, besonders von den hart betroffenen Stationen der Berliner Mission laufen erschütternde Berichte ein.

„Hier bei uns herum,“ schreibt Missionar Beuster im Bovenende-Lande, „ist die Hungersnot groß, weiter nach Osten aber noch größer. Die meisten Farbigen haben kein Körnchen Mais mehr im Hause; sie essen nur Kraut des Feldes oder das Fleisch der an der Rinderpest gefallenen Tiere. Vor einigen Tagen starb hier ein altes Schwein, und sofort stellten sich hier so viel hungrige Bettler ein, daß das Schwein alsbald verzehrt wurde. Hatte ich den Leuten — auch Christen auf der Station — die aus Mangel an Futter verendeten Tiere zugeteilt, dann kamen nachher noch Nachzügler und baten um das Fell, welches sie dann kochten und verzehrten, und dies sind noch Leckerbissen. Auf dem Wege traf ich eine hungernde Familie und ich konnte mich überzeugen, daß auch die Kinder als Reisefrost nichts besaßen als ein Stückchen Fell, das sie benagten. Ich hatte ihnen Maisfamen gegeben, schön fortierten Samen, den sie ins Land stecken sollten. Aber da nahmen sie den Samen und rösteten denselben. Einer wurde dabei ertappt, aber die Folge zeigte, daß dies kein einzelner war, und daß ich hungrigen Leuten, die um Arbeit bitten, nicht wieder Saat in die Hände geben darf. Die Leute klagen auch, daß die hungrigen Hirtenjungen in ihre Gärten gehen und den neugesteckten Samen heraus-scharren und verzehren.“

Von den vielen traurigen Einzelzügen, die Missionar Beuster mitteilt, führen wir nur einige an. Sie machen einem das Herz bluten.

„Timotheus, ein Christ dieser Station, kam von der benachbarten Station Georgenholtz und erzählte von seinen Erlebnissen folgendes: „Ich fand einen Begleiter, einen mir wohl bekannten Mann Namens Mogidimi. Ich lief mit ihm eine Strecke, dann blieb er zurück, ich sah ihn dann nicht mehr. Da höre ich Frauen hinter mir rufen, hier ist ein Mann umgesunken am Wege. Ich gehe zurück und sehe Mogidimi, wie er auf dem Boden liegt. Ich fasse ihn an und versuche ihn aufzurichten, aber er ist tot, wirklich ganz tot. Ich rede mit den Frauen, die dort in der Nähe wohnen, und diese sagen mir, daß sie die Männer rufen wollten, damit sie den Mann, den sie auch kannten, begraben möchten.“

„Ich gehe weiter. Abseits vom Wege

sehe ich etwas Weißes schimmern. Das ist mir auffällig. Ich gehe dahin. Da sehe ich einen Mann zusammengekauert sitzen, er ist — tot. Bogen und Pfeile liegen neben ihm, er hat Fische erlegt und war im Begriff sie zu rösten und zu essen, aber er hat sichtlich nicht Feuer gehabt, oder er hatte nicht mehr die Kraft, die Fische zu rösten und zu essen; der Tod hat ihn hinweggerafft. Ich habe ihn umgelegt

und mit seiner Decke, welche neben ihm lag, zugedeckt und auf dem nächsten Kraal die Sache gemeldet.“

Nicht besser sieht es im Lande Motjatyts. Fast zwei Drittel des Volkes sollen dort dem Hungertode erlegen sein. Es ist fast zum Verzagen, schreibt Missionar Brandt von dort, und nur wer Gottes gewaltige Hand hierin erkennt, hat noch einen Halt.

Neueste Nachrichten.

Am 8. Febr. ist der Präses der Nord-deutschen Missionsgesellschaft, Pastor Dr. theol. Vietor nach einem arbeitsvollen, reichsegneten Leben heimgegangen. Er hat der Gesellschaft 50 Jahre lang, seit 1851, als Vorstandsmitglied seine Kraft gewidmet und sie durch manchen gefährlichen Sturm mit sicherer Hand hindurchgeleitet.

Der Hermannsburger Mission ist durch das Testament eines treuen Freundes, des Pastors Lindemann ein schönes Legat von 170 000 M. zugefallen; es soll nach dem Willen des Testators zur Inangriffnahme eines neuen Missionsgebietes verwandt werden. Man wird damit vielleicht eine Mission in Ostafrika beginnen.

Auf einem Indiendampfer fuhrn jüngst an 20 Missionsgeschwister. Die Offiziere und Steuerleute meinten spottend, wenn so viele Missionare an Bord wären, dann habe man immer viel Sturm zu erwarten. Ein englischer Missionar erwiderte schlagfertig: „Aber man hat auch die Hoffnung, daß Gott um seiner Arbeiter willen das Schiff nicht untergehen lassen wird.“

Herm. Miss.-Bl.

Die Baseler Mission an der Goldküste, in deren Arbeitsgebiet im J. 1896 durch Besetzung der Hauptstadt Kumase das Reich Asante hineingezogen werden konnte, erhält jetzt in Abetifi ein zweites Gehilfsseminar. Das ältere Seminar in Akropong reicht für die gesteigerten Bedürfnisse nicht mehr aus. Das neue Seminar soll hauptsächlich das Binnenland mit Lehrern versorgen.

In Ostafrika hat die neugegründete Sklavenfreistätte des evangelischen Afrika-vereins auf dem Rutindiberge den Verlust ihrer eben erst hinausgesandten Hausmutter, der Schwester Lina Dieckmann zu beklagen. —

Interessante Zahlen über die Indianerbevölkerung Nordamerikas bringt das Calver Missionsblatt. Danach ist es ein Irrtum, von einem Rückgang der Indianerrasse zu sprechen. Während 1825 die Indianer in den Vereinigten Staaten auf 130 000 Köpfe geschätzt wurden, hat man 1890 ihrer 250 000 gezählt. Sicher ist, daß die civilisierten Stämme sich vermehrt haben. Die Tscherokeesen z. B., die 1782 nur 3000 Seelen stark waren, zählen jetzt 25 000; die Tschoktas haben sich in demselben Zeitraum von 6000 auf 16 000, die Kriks von 3000 auf 14 000 Seelen vermehrt.

Hoch im Norden von Amerika auf der Halbinsel Alaska hat die Brüdergemeinde eine Mission, von welcher sie allerlei Erfreuliches berichtet. Auf Predigtreisen wurden die Missionare allenthalben freundlich aufgenommen; vielfach erbot man sich zur unentgeltlichen Errichtung von Bethäusern. Auf den älteren Stationen macht sich ein Zunehmen und Erstarken des christlichen Lebens und eine Abnahme der heidnischen Unsitten bemerkbar. Leider hat die Mission durch den Untergang ihres Frachtschiffes, welches den Verkehr mit den von den Straßen des Welthandels weit entlegenen Stationen vermittelte, einen schweren Verlust erlitten.

Im Himalaya sucht die Brüdergemeinde ihren kleinen tibetischen Gemeindlein, welche durchweg aus armen Leuten bestehen, durch Einführung neuer Betriebszweige z. B. der Weberei aufzuhelfen. Zur großen Freude der Christen hielt der erste Webstuhl seinen Einzug in die Gemeinde, mit Staunen sah man die Maschinerie in Thätigkeit. Mögen die Bemühungen der Mission zur socialen Hebung des Volkes von Erfolg gekrönt sein!

Die königliche Nigerkompagnie hat

den König von Nupé am mittleren Niger unterworfen und damit einen der wichtigsten Mittelpunkte des westafrikanischen Sklavenhandels unter englische Oberhoheit gebracht. Als im Jahre 1895 der englische Missionar Robinson die angrenzenden Haussa-Gebiete durchreiste, sandte er von dort einen erschütternden Bericht über die Verwüstungen, welche die Nupé-Könige und Sultane durch die Sklavenraubzüge verursachten.

Leider ist in China, im Gebiete der Stadt Futschan, schon wieder einmal eine Christenverfolgung ausgebrochen. Noch im Jahre 1894 hatte Missionar Wolfe dort ein Interesse für die christliche Wahrheit, einen Hunger nach christlicher Unterweisung gefunden, wie es ihm in den 33 Jahren seiner Thätigkeit in China nicht vorgekommen war. Gerade in demselben Distrikt haben jetzt 4000 Chinesen unter der Führung eines alten Christenfeindes zwei Christendörfer überfallen. Ihr Hausgerät, ihr Vieh und die gerade reisende Ernte wurden weggeschleppt und nicht ein Ferkel zurückgelassen. Der zuständige

Mandarin verweigerte den Christen seinen Schutz.

Soeben geht im Berliner Missionshaus die längst ersehnte Nachricht von Missionar Nauhaus in Nkombe ein, daß Weihnachten 1896 die drei Erstlinge aus dem Kondeland in Christi Tod getauft sind. Ihre Taufnamen sind: Tulinague („wir haben Jhu“), Lutenganio („Friede“) und Ipiana lituganile („die Gnade liebt uns“).

Am 18. Okt. 1896 ist in Mapoon in Nordaustralien ein neues Kirchlein eingeweiht und der Erstling Jimmy mit seinem Weib Sarah getauft worden. Auch der Täufling selbst hielt eine Ansprache. Der Brüdermissionar Hey schreibt, er habe sich dabei der Thränen fast nicht erwehren können, solchen Eindruck hätten die Worte des Neubekehrten auf ihn gemacht. „Ja, Gott hat unsern schwachen Glauben beschämt und unsere armelige Arbeit reichlich gesegnet. Die ergreifende Ansprache des Täuflings wurde auch von seinen Landsleuten mit gespannter Aufmerksamkeit angehört.“

Bücherbesprechungen.

Jahrbuch der sächsischen Missionskonferenz für das Jahr 1897. Leipzig, Ballmann. 1,50 M.

Wieder ein reichhaltiges Buch, aus dem man viel Belehrung schöpfen kann. Besonders verdienen die Studie Kleinpauls über die Apostelgeschichte als Missionsbuch, Pauls Rückblick über die für die Mission wichtigsten Ereignisse des Jahres 1896, der Artikel von Heydrich über die tamulischen Landprediger und von Hoffstätter über die Leipziger Mission in Ostafrika hervorgehoben zu werden. Das Buch ist in erster Linie für die Pfleger des Missionslebens im Königreich Sachsen bestimmt, wird aber auch sonst allerorten gute Dienste thun.

Burchardt, Missionsdirektor a. D., Die Mission der Brüdergemeine in Missionsstunden. Erstes Heft: Grönland und Alaska. Leipzig, Friedr. Jansa. 1,50 M.

Die Missionsarbeit der Brüdergemeine erfreut sich, wie der Verfasser mit Recht in dem Vorwort hervorhebt, in der evangelischen Kirche unsres Vaterlandes der wärmsten Teilnahme. Es ist deshalb sehr erwünscht, daß dieselbe einmal dem großen Kreise der Missionsfreunde im Zusammenhang vorgeführt werde. Der Verfasser hat dazu die Form von Missionsstunden gewählt, damit die einzelnen Abschnitte auch in privaten und öffentlichen Versammlungen gläubiger Christen benutzt werden können. Das vorliegende erste Heft enthält neun Missionsstunden über Grönland von Missionsdirektor Burchardt und vier über Alaska von dem als Missionschriftsteller rühmlichst be-

kannten Prediger H. G. Schneider. Wir möchten das gut geschriebene Buch warm empfehlen.

Kleinere Schriften.

Grundemann, D., Wan Ki-tong und Tsü Kiang. Dornen und Ähren Heft 12. Berlin, Verlag der Miss.-Buchh. 10 Pf.

Das Schriftchen ist ein Beispiel, wie heidnische Unsitte ohne alle Übertreibung und doch mit plastischer Anschaulichkeit dargestellt werden, und ihnen gegenüber die umbildende Macht der christlichen Sitte zur Geltung kommt. Die Ausführungen sind bis ins kleinste Detail korrekt und sorgfältig. Das Schriftchen wird zur Massenverbreitung warm empfohlen.

Folgende reich illustrierte Traktate aus den Arbeitsgebieten der Baseler Mission verdienen recht viel gelesen zu werden:

Tagesanbruch auf den Blauen Bergen oder Abraham Halea, der Erstling der Badaga. Von P. R. Neumann. 10 Pf.

Tschandukutti und Kirschuan, zwei Sucher der Wahrheit. 2. Aufl. 10 Pf.

Von Kuebi nach Kumase. Eine Reise ins Hinterland der Goldküste, ausgeführt von den Missionaren Karl Buck und David Huppenbauer. 3. Aufl. 30 Pf.

Altes und Neues aus China. Aus den Erinnerungen eines chinesischen Missionars. 2. Aufl. 15 Pf.

Frauenelend und Frauenmission in Indien. Von P. Gründler. 2. Aufl. 25 Pf.



Bischof French.

Von P. Paul Richter, Werleshausen.

Was für ein ausdrucksvoller Charakterkopf, den das Porträt auf Seite 129 zeigt! Die hohe Stirn kündet den umfassenden, tiefen Geist; die klaren, scharfen Augen leuchten von jugendlichem Feuer und heiligem Eifer; der scharfgeschnittene Mund verrät eine mächtige Thatkraft und eiserne Energie; die hageren Wangen mit den zahllosen Furchen darin erzählen von vielen Leiden und oft geübter Selbstverleugnung und Entbehrung. Und doch liegt über diesen strengen Zügen ein eigener Zauber, es spricht aus ihnen eine herzinnige Liebenswürdigkeit und tiefgegründete Freundlichkeit. Es ist Thomas Walpy French, der evangelische Bischof von Lahore, einer der bedeutendsten Missionare unserer Zeit. Einige Bilder aus seinem Leben wollen wir an unserm Auge vorüberziehen lassen.

In den Tagen des Sipahi-Aufstandes.

Es war im Jahre 1857. French stand als junger Mann in seiner ersten

missionarischen Wirksamkeit. Seine Missionsgesellschaft hatte ihm einen der schwierigsten, aber auch interessantesten Posten in Nordindien, in Agra, angewiesen. Agra war ehemals die glanzvolle Residenz der Großmogule gewesen, und dort und in den Nachbarstädten Sikandra und Fatihpur Sikri stehen bis heute noch eine ganze Reihe der prunkvollsten Denkmäler dieser größten Zeit in der Geschichte Indiens. Man muß diese glänzenden Denkmale der mohammedanischen Vergangenheit gesehen haben, um zu verstehen, mit welcher glühenden Begeisterung die Mohammedaner Nordindiens an den großen Überlieferungen ihrer Geschichte festhalten, und mit welcher fühlen Gleichgiltigkeit sie das Christentum ablehnen. Wir können unseren Lesern nur einige der schönsten Bauwerke im Bilde vorführen. Da ist zunächst der Tadsch, das feenhaft schön aus blendend weißem Marmor erbaute Mausoleum, welches Kaiser Schah Dschehan seiner Lieblingsgattin

Nur Dschehan („Licht der Welt“) errichten ließ — vielleicht das schönste Denkmal ganz Indiens. „In einem blütenprangenden Park,“ — so schildert es ein Augenzeuge, — „wo neben Cypressen und Platanen sich Rosen und Lilien in sprudelnden Becken spiegeln, steht ein herrlicher, hochgewölbter Eingangsbogen; das weiß marmorne Wunderwerk gegenüber. Den majestätischen Kuppelbau flankieren vier edel geformte Minarets; das mächtige Portal ist mit schwarzen arabischen Inschriften eingefast.“

Nicht allzu weit vom Tadsch liegt im Fort von Agra die Perl-Moschee, die der-

selbe Kaiser Schah Dschehan in seinem Alter baute, als ihn sein Sohn des Thrones und Reiches beraubt, in dem Fort wie in einem Gefängnis eingeschlossen hatte.

Fast ebenso glänzend sind die Bauten des größten Mogulkaisers Akbar in Fatihpur Sikri, wo sein weitverzweigter, vielgestaltiger Palast stand, in dem er am liebsten residierte. Man bekommt einen Eindruck von der Schönheit des architektonischen Aufbaus erst, wenn man seinen Standort vor dem zweiten Bilde nimmt; dasselbe hat in seinem Vordergrunde das Heiligtum des moham-



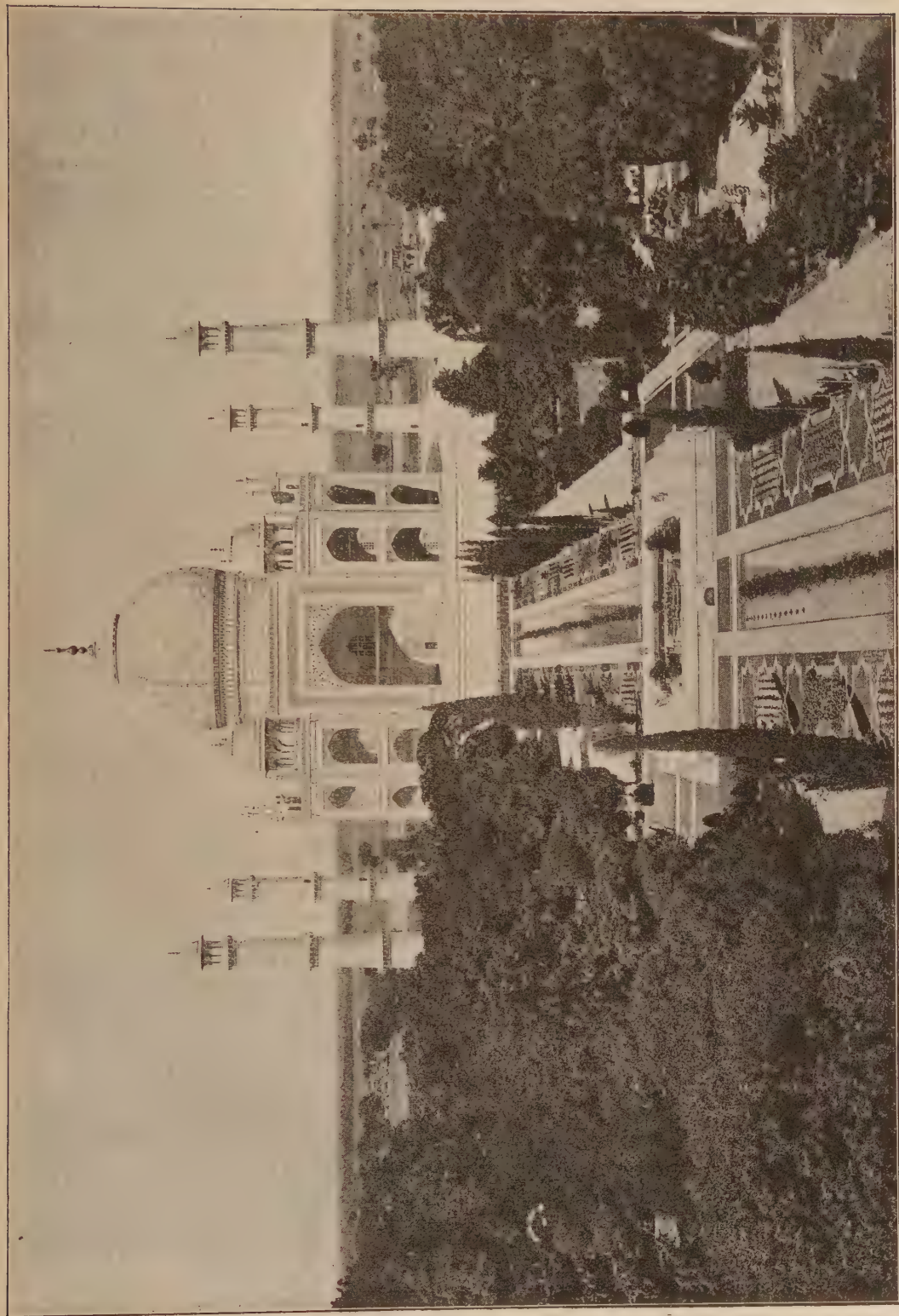
Die Perl-Moschee in Agra.

medanischen Heiligen Schalam; aber dahinter zieht sich die lange Front des Palastes mit den zahllosen kleinen Türmchen und dem hochragenden Kuppelbau hin. Uns Deutschen ist noch bekannter das vor den Thoren von Agra liegende Sikandra, wo Kaiser Akbar sein Mausoleum hat. Wir bringen davon nur eins der wunderbar schönen Eingangsportale, auch ein Meisterwerk arabisch-indischer Baukunst.

Auf Schritt und Tritt werden in dieser Umgebung die Mohammedaner an ihre alten, großen Kaiser, an Akbar, Schah

Dschehan und Aurangzeb, erinnert, und die Flamme ihres Fanatismus, des religiösen und des politischen zugleich, erhält durch diese Erinnerung an die große, alte Zeit immer neue Nahrung. Kein Wunder, daß der christlichen Mission die Arbeit gerade in den Nordwestprovinzen, und in Agra zumal, sehr schwer gemacht wird.

Die englische Kirchen-Missionsgesellschaft hatte in Agra einen der wichtigsten Mittelpunkt ihrer nordindischen Arbeit. Eine große Hungersnot in den Jahren 1837/38 hatte ihr 330 Waisen Kinder zugeführt, die Regierung hatte der Gesellschaft zu



Taj Mahal in Agra.

deren Versorgung ein berühmtes, altes mohammedanisches Bauwerk überlassen: das Mausoleum der Miriam Zamani, der christlichen Frau des mohammedanischen Kaisers Akbar. Dort richtete sie ein großartiges Waisenhaus ein. Auch unsern deutschen Missionsfreunden ist dieses Waisenhaus wohl bekannt; denn dort haben viele Arbeiterinnen des Berliner morgenländischen Frauenvereins ihren Wirkungskreis gefunden.

Durch diese Thätigkeit hatte man jedoch nur die untersten Schichten der Hindubevölkerung erreicht. Nun wollte die Mission den Versuch machen, auch den höheren Gesellschaftskreisen mit dem Evangelium nahe zu kommen. Man schlug dazu den Weg der Schule ein. Fast alle Hinduojünglinge haben den lebhaften Wunsch, später in Regierungsdienste zu treten. Dazu ist eine höhere, englische Bildung die unerläßliche Vorbedingung. Die Missionsgesellschaft hoffte nun, wenn sie in Agra ein christliches Kollege (sprich Kollidsch) zur Vorbereitung auf die Staatsexamina gründe, so würden viele junge Hindus der höheren Kasten sich zum Eintritt in dasselbe melden und auf diese Weise jahrelang unter christlichen Einfluß treten. French war dazu ausersehen, diese schwierige Arbeit einzuleiten; und das neugegründete Kollege — wir würden sagen, Gymnasium — erhielt den Namen St. Johns Kollege.

Er hatte zuerst mit vielen Hindernissen zu kämpfen. Es bestand in Agra bereits ein religionsloses Regierungskollege, mit welchem es in Wettbewerb zu treten galt. Das war keine leichte Sache, denn während das Regierungskollege über ein stattliches Lehrerkollegium verfügte, war French zeitweise der einzige europäische Lehrer inmitten lauter heidnischer Munschis oder Hindulehrer. Auch war der christliche Charakter des Kolleges sowie der Religionsunterricht in den Augen der Hindus zunächst durchaus kein Anziehungsmittel, sondern wurde nur als eine lästige Beigabe um der materiellen Vorteile willen mit in Kauf genommen. Trotzdem kam das Kollege, von wohlwollenden Freunden unterstützt, allmählich in Gang, die Schülerzahl hob sich bis auf 330. Die Seele des Ganzen war und blieb French; er hatte eine eigene Gabe, die Hinduojüng-

linge an sich zu ziehen, sie entsprang zum besten Teil aus der herzlichen Liebe, mit der er ihr wahres Wohl auf dem Herzen trug. Die Schüler hingen ihrerseits treulich an ihrem verehrten Lehrer und scharten sich um ihn, wenn er in Agras Straßen und Bazaren das Evangelium verkündete; obwohl meist noch Heiden, verteidigten sie ihren heidnischen Volksgenossen gegenüber ihres Lehrers Sache wie ihre eigene.

In den Tagen der Gefahr sollte dieses schöne, herzliche Zusammenleben des Lehrers mit seinen Schülern seine Bewährung finden.

Wie drückende Gewitterschwüle lag es über Nordindien, plötzlich zuckte der leuchtende Blitzstrahl nieder, ein verheerendes Unwetter brach los: der Sipahiaufstand von 1857—1858. Der Zündstoff zur Empörung hatte schon lange in der Luft gelegen, es bedurfte nur eines kleinen Anlasses, um ihn zur Explosion zu bringen. Am 10. Mai 1857 meuterten die eingeborenen Regimenter der Garnison von Mirat unweit Delhi; die Offiziere wurden verjagt oder ermordet. Dann ging's auf Delhi zu, wo sich dieselben Vorgänge wiederholten. Nun erhob sich eine Garnison nach der andern, um das Joch der englischen Herrschaft abzuschütteln. Furchtbare Greuelsenen spielten sich hier und dort ab. Das waren hange Tage für die Handvoll Engländer, die hin und her im Lande zerstreut wohnten.

Agra war als Sitz der Regierung in besonderer Gefahr. Näher und näher wälzte sich die Flutwelle heran. Eines Tages entstand in der Stadt das Gerücht, die Meuterer seien im Anzuge, sie drängten schon über die Brücke. Die Kunde rief eine unbeschreibliche Verwirrung hervor. Die Engländer griffen zu Säbeln und Revolvern und strömten von allen Seiten nach dem verabredeten Sammelplatz. Man rannte, als gälte es das Leben. Der Weg war mit Fußwerfen aller Art bedeckt, auf denen man wenigstens die wertvollste Habe zu retten gedachte. Außerhalb des Kolleges lauter Getümmel, Geschrei und wilde Flucht. Drinnen saß unterdessen ruhig der treffliche Mann, als ob ihn das alles nichts angehe. Unbekümmert fuhr er fort, den Hunderten von Hinduojünglingen die schlichten Lehren des Evangeliums zu erläutern.



Der Palast des Sultans Akbar in Fatehpur Sikri bei Agra.



Der Palast des Sultans Akbar mit dem Heiligtum Shalams.

Diese selbst wurden von seinem Seelenfrieden mitangefect, keine Unruhe ging durch ihre Reihen, aufmerksam hingen ihre Augen an seinen Lippen. So blieb er während des ganzen Aufstandes, nur 14 Tage mußte der Unterricht ausgesetzt werden.

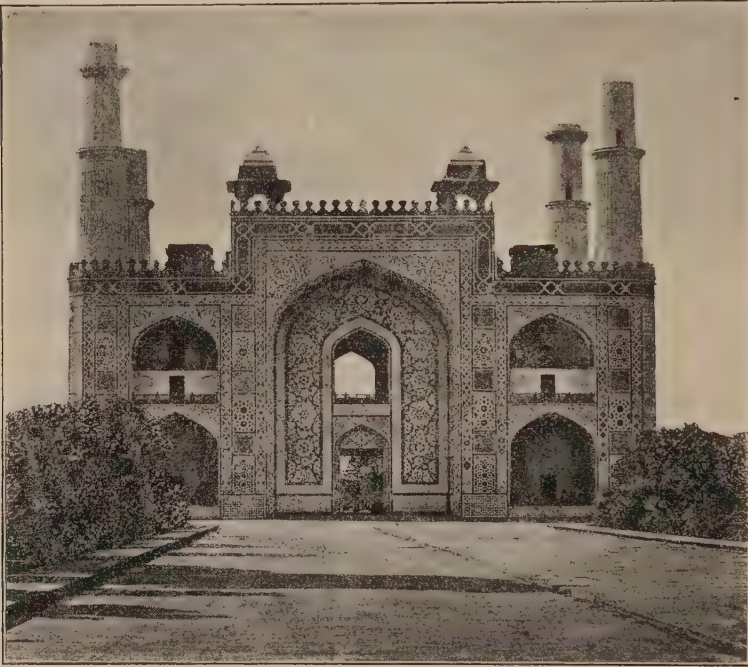
Da die große Stadt auf die Dauer von den Engländern nicht gehalten werden konnte, zog man sich in das starke Fort zurück. French war der letzte, der seinen Posten verließ. Als er endlich auch zum Fort seine Zuflucht nahm, ging er nicht allein, sondern mit den eingeborenen Christen

kehren. Freilich war es ein trostloses Bild, das sich da bot: was nicht niert- und nagelfest war, war geplündert; was nicht mitgeschleppt werden konnte, war zertrümmert. Mit wehmütiger Freude erfüllte es die Missionare wahrzunehmen, daß man mit ihrem Eigentum augenscheinlich schonungsvoller umgegangen war als mit dem andern.

Im Deradschat.

Aus der Großstadt Agra werden wir in die weltverlorne Einsamkeit versetzt. An der Westgrenze von Indien zwischen dem Indusfluß und der Kette des Solimangebirges zieht sich ein langer, öder Landstrich hin, das Deradschat.

Dort war Frenchs zweiter Missionsposten. Endlos, fast einer Wüstegleich, dehnt sich in ermüdender Einförmigkeit die Ebene aus. Kein Baum verstreut erquickenden Schatten. Das Wasser des nur selten fallenden Regens wird in Erdlöchern aufbewahrt, bis es schwarz und schädlich ist, erst sorgfältige Fil-



Eingangs-Portal zum Mausoleum des Kaisers Akbar.

zusammen, welchen er zuvor den Eintritt in das Fort erwirkt hatte. Als ihnen trotzdem der Thorcommandant den Eintritt verweigern wollte, erklärte French, dann wolle er auch für seine Person auf den Schutz des Forts verzichten und bei seinen Christen draußen bleiben. So wußte er es durchzusetzen, daß auch seine Pflegebefohlenen Einlaß fanden.

Zwei Schlachten wurden unter den Mauern des Forts geschlagen, die zweite brachte den Eingeschlossenen den lang ersehnten Entsatz. Man konnte die Enge wieder verlassen und in die Stadt zurück-

trierung macht es wieder genießbar. Nur die unmittelbare Nachbarschaft der Flüßchen bietet eine erfreuliche Abwechslung. Da grünen frische Wiesen am Ufer, da rauschen die Wipfel stattlicher Palmen und anderer Bäume, da stehen in ihrem Schatten die schwarzen Fellzelte der Afghanen, ihrer Bewohner. In den von Schilfsäunen umhegten Höfen rund um die Behausung spielen die Kinder mit ihren Müttern, alle anständig und nett gekleidet; die Frauen sind in lange, schwarze Mäntel gehüllt mit roten oder grauen Kleidern darunter. Äußere Schönheit ist

an ihnen wenig zu sehen, die Gestalt ist durch die bauschige Kleidung fast verhüllt. Sie sind furchtloser und ungezwungener als sonst Mohammedanerinnen. Die Männer sitzen unthätig in großen Gruppen im Kreise. Etliche haben recht wilde, leidenschaftliche Züge, andere schauen stolz und selbstbewußt drein.

Ein bescheidenes Gefährt kommt durch die Einsamkeit daher, die dünne Leinwand, die darüber gespannt ist, vermag gegen die glühenden Sonnenstrahlen nur dürftigen Schutz zu gewähren. Darin sitzt unser French. Er hat sich etwas verändert, — er trägt jetzt einen stattlichen Bart, den er sich den Afghanen zu

Liebe hat stehen lassen; denn bei ihnen wird die Weisheit eines Mannes nach der Länge seines Bartes berechnet; und French hat es sich auf seinem neuen Wirkungsfelde zum Grundsatz gemacht, den Afghanen ein Afghane zu werden.

Er ist auf einer Missionspredigtreise durch das spärlich bevölkerte Land begriffen und benutzt die langen, einsamen Fahrten zu eindringenden theologischen und wissenschaftlichen Studien. Was beschäftigt alles seinen rastlosen Geist! Neuere englische und deutsche Theologie, die alten ehrwürdigen Kirchenväter, die klassischen Werke der Hindus, die Schriften der Koran-gelehrten, für alles hat er Interesse und



Das Waisenhaus der Kirchenmission in Sikandra.

Verständnis. Kein Wunder, daß die Bücher die Hälfte seines bescheidenen Gepäcks ausmachen.

Nicht eben zu seiner Freude muß er auf allen Fahrten einen unbequemen Gesellschaftler mitnehmen. Die Afghanen der Grenze sind zu übel als freches Raubgefinde! berichtigt, als daß die englische Regierung den Missionar allein in dieser Gegend reisen ließe. Sie hat ihm einen Polizisten beigegeben, der ihn auf Schritt und Tritt begleitet. French kam sich ordentlich wie ein Gefangener vor; aber alle seine Gesuche, von dem lästigen Begleiter befreit zu werden, waren vergeblich.

Er hätte des obrigkeitlichen Schutzes

bald entraten können, denn die Afghanen hatten es in kurzem herausgeföhlt, daß dieser Mann als ihr Freund gekommen war. Es war ein schöner Erfolg seiner Bemühungen, als z. B. ein Afghanenstamm das Gesuch an ihn richtete, er möchte sie in ihre Heimat Chorassan begleiten. Sie wollten einen regelrechten Vertrag mit ihm schließen. — „Ich will es thun,“ sagte er, „aber ihr müßt mich dann zu eurem Mollah (Prediger) machen und Gottes Wort aus meinem Munde hören.“ — „Natürlich wollen wir das; wir wollen dich sogar als unsern wroruna (Bruder) annehmen.“ — „Ich bin zufrieden, wenn ihr mich als euren hanasayah (Nachbar)

anseht.“ — „Nein, du sollst unser wrona sein.“

Leider fand diese vielversprechende Thätigkeit Frenchs nur zu bald ein jähes Ende. Der unermüdliche Mann gönnte sich zu wenig Ruhe. Sehr bezeichnend für seine Rastlosigkeit ist ein Wort, das die Bewohner jenes Landes in ihrer bilderreichen Ausdrucksweise von ihm sagten. Sie haben dort zu Bewässerungszwecken viele kleine Brunnen, die sie jedoch nie ganz ausschöpfen, sie lassen immer etwas Wasser auf dem Grunde, um dadurch das Herbeiströmen neuen Wassers zu befördern. Von French sagten sie nun: „der Padri

Sahib schöpft sich aus, er läßt kein Wasser in seinem Brunnen.“ In seinem Schaffensdrange hielt er den während der heißen Jahreszeit dringend gebotenen Aufenthalt auf den kühleren, lustigen Höhen des Gebirges nicht lange aus. Zu früh kehrte er in die heiße Ebene zurück. Er hatte sich zuviel zugemutet. Eines Tages wurde er wie tot im Dschungel aufgefunden. Ein Sonnenstich hatte ihn getroffen. Wochenlang rang er mit dem Tode. Als er endlich auf dem Wege der Besserung war, mußte er schleunigst Indien verlassen mit der Warnung, wenn ihm sein Leben lieb sei, nie wieder dorthin zurückzukehren.



St. John's Kollege in Agra.

Ein Lebensborn für das Pandshab.

Trotz des ärztlichen Verbotes zog es French bald wieder nach Indien. Er las einst mit seinem Sohne bei Livius eine Anekdote, die ihn anzog. Das römische Heer rüstete zu einem neuen Zuge gegen Persens. Da kam ein alter Veteran und wünschte den Centurio zu sprechen. Vor denselben geführt, erklärte er: „Ich bin ein Veteran von mehr als 20 Feldzügen und hätte Anspruch darauf, von weiterem Felddienst entbunden zu werden. Außerdem habe ich acht Kinder, von denen zwei noch unerwachsen und zwei Töchter unverheiratet sind. Aber so lange ein römischer Feldherr da ist, der es ver-

dient, ein Heer gegen den Feind zu führen, werde ich mich stets wieder bei den Fahnen einstellen.“ — Wieviel größere Antriebe, dachte French bei sich, rufen den Missionar immer wieder zur Heerfolge seines himmlischen Königs hinaus!

Seine Gattin, die das indische Klima noch weniger als er vertragen konnte, und die kleinen Kinder mußte er in England zurücklassen. Von den vielen Opfern, die er auf den Altar der Mission gelegt hat, ist ihm dies Opfer seines Glückes am schwersten gefallen. Er schrieb hierüber einmal an seine Gattin die schönen Worte: „Möge das Opfer einiger der glücklichsten Lebensjahre, wo man für

die Freude am empfänglichsten ist, von dem gnädig angenommen werden, der allein in unsere armseligen Gaben einen Wert hineinlegen kann!“

Der Zweck, um deswillen er wieder nach Indien hinausging, war der, eine Predigerschule für das Pandschab ins Leben zu rufen. Die Erfahrungen auf dem Missionsfelde hatten ihn immer mehr zu der Überzeugung geführt, daß die Massen Indiens durch eingeborne Evangelisten und Prediger bekehrt werden müssen, daß es demnach die wichtigste Aufgabe der Mission sei, solche eingeborene Prediger und Lehrer zu gewinnen. Deshalb war es sein Lieblingswunsch zur Heranbildung einer eingeborenen Geistlichkeit ein theologisches Seminar zu gründen, das für das ganze Pandschab zu einem Born lebendigen Wassers werden möchte.

Nach manchen mühevollen Vorarbeiten konnte er am 22. November 1870 in Lahore in Nordindien die Divinity School von St. Johns, wie das Seminar genannt wurde, eröffnen. Ein Hindu hatte ein großes, geeignetes Grundstück zum Kauf dazu angeboten. Ehe die Katholiken es mit Beschlag belegten, welche gern ein Kloster daraus gemacht hätten, kaufte French es an. Es war ein vier Morgen großes Gartengrundstück und bestand aus drei von Gebäuden eingeschlossenen Vierecken; die Ecken waren von mächtigen Türmen flankiert. Mit geringen Veränderungen konnten die bescheidenen Gebäude zu den Zwecken des Instituts verwendet werden. Da waren Wohnungen für den Leiter der Schule und für die anderen Lehrer, da waren Unterrichtsräume und -hallen. Die Türme dienten den Studenten zur Wohnung; besondere Räume wurden für die verheirateten unter ihnen vorbehalten. Ein altes Hindu-mausoleum wurde vorläufig zu Gottesdienstzwecken eingerichtet. Mit Bezug auf das festungsartige Aussehen des ganzen Gebäudes bemerkte French wohl: „eine

Festung ist für einen christlichen Soldaten angemessener als ein Palast.“

Die Gebäude waren da, allmählich stellten sich auch die Schüler ein. Sie kamen aus allen Teilen Nordindiens, Afghanen, Radschputen, Perser, Pandschabis und Kaschmiris. Ihrer Religion nach waren die meisten frühere Mohammedaner, einige Hindus, einer auch ein Sikh.

Viele hatten eine interessante Geschichte



Bischof French.

hinter sich. Da war ein ehemaliger Pandit oder Hindugelehrter, der früher mit gutem Gehalt an einem Tempel in Kaschmir angestellt war. Eines Tages ließ er zu seiner großen Bestürzung seinen Götzen fallen. Zitternd kniete er vor ihm nieder und flehte ihn an, daß er ihm solche Sünde verzeihen möge. Er machte ihm ein weiches Bett, damit er bei seinen Bewegungen keine Beschwerden leide. Aber

der Götze gab kein Zeichen, daß er die Sühne annehme. Tief unglücklich im Herzen und in seinem Gewissen geängstet, floh er aus Kaschmir und machte verschiedene Pilgerfahrten in der Hoffnung, Frieden zu finden; aber er fand ihn nicht. Er suchte bei dem Mohammedanismus Hilfe. Da wies man ihn an einen gewissen Akhund von Swat in der Gegend von Peshawar, einen mohammedanischen Fakir, der im Geruche besonderer Heiligkeit stand. Dieser Akhund legte ihm verschiedene Büßungen auf. Da dachte er bei sich, derlei habe er bereits genug erprobt, er verlange nach einem bessern

Trost. Er ging übers Gebirge, litt viele Entbehrungen und Mühsale, verwundete sich durch den Absturz von einem Felsen und kam so schließlich in das Missionshospital in Tank, wo er Heilung für Leib und Seele fand. Der dortige Missionsarzt John Williams, ein ehemaliger Schüler der Divinity School, veranlaßte ihn dann, gleichfalls nach Lahore zu gehen. Dort trat er durch die Taufe öffentlich zum Christentum über.

Ein anderer Student war Fath Masih. Er war ehemals ein fanatischer Mohammedaner und führte den bezeichnenden Namen Fath Mohammed d. h. Sieg Mohammeds.



Garten der Divinity School in Lahore.

Einmal hörte er von der Befehrung eines angesehenen Hindu, Namens Maya Das, zum Christentum. Obwohl er denselben nicht persönlich kannte, fühlte er sich doch veranlaßt, an ihn einen Brief des Inhalts zu schreiben, er habe zwar mit gutem Recht die Religion der Götzendiener verlassen, aber darin habe er einen großen Irrtum begangen, daß er nicht die wahre Religion, die Religion Mohammeds, angenommen habe. Maya Das war zuerst unwillig, daß ein geringer Kanalarbeiter wie Fath Mohammed ihm, dem angesehenen Beamten, gegenüber eine so unziemliche Sprache zu führen wage. Aber eine innere Stimme mahnte

ihn: antworte ihm freundlich! Und so legte er denn in einem freundlichen Briefe dem Fath Mohammed seine Beweggründe zum Übertritt dar. Hieran schloß sich zunächst ein reger Briefwechsel. Später kam Maya Das in die Nähe von Fath Mohammed, und letzterer besuchte ihn öfter. Bei einer solchen Gelegenheit fragte Maya Das seinen Gast, ob er glaube, daß es derselbe Gott sei, der sie beide, den Mohammedaner und ihn, den Christen, geschaffen habe. Nach einigem Zögern bejahte Fath Mohammed. — Ob sie dann wohl auch miteinander zu ihrem gemeinsamen Gott beten dürften? Auch

dies gestand Fath Mohammed nach einigem Bedenken zu. Nun knieten sie zusammen nieder, und Mana Das betete, daß Gott, ihrer beider Schöpfer, denjenigen von ihnen, welcher auf dem falschen Wege sei, doch auf den richtigen leiten wolle. Fath Mohammed ging fort und erbat sich bald darauf schriftlich Auskunft über die Lehre von der Gottheit Christi — ein Lehrstück, welches den Mohammedanern besonders zum Argernis gereicht. Eines Tages kam er wieder und eröffnete seinem Freunde den Wunsch, Christ zu werden. Er wurde unterwiesen und getauft, sein Name wurde dabei aus Fath Mohammed in Fath Masih (Sieg Christi) umgewandelt. Er kam in die Divinity School in Lahore und wurde später ein Zeuge der wahren Religion als Prediger in Batala.

Ein anderer Student war ehemals ein Mollah oder mohammedanischer Gelehrter und verdiente sein Brot als Lehrer an einer arabischen Schule. Er hatte sich mit seiner Frau zum Christentum bekehrt. Am Tage seiner Taufe empfing er den unhöflichen und barschen Bescheid, daß er aus seiner Stellung entlassen sei. Bei seinem Weggang aus der Schule mußte er durch die Reihen seiner ehemaligen Schüler gleichsam Spießruten laufen, welche zum Zeichen der äußersten Verachtung den Finger vor den Mund hielten. Er sagte später, jede Minute sei ihm damals wie zehn Jahre gewesen. Seine und seines Weibes Kleider wurden ins Feuer geworfen. Er mußte seiner Sicherheit wegen zur Divinity School seine Zuflucht nehmen. Der persische Hauptlehrer an seiner früheren Schule bot ihm sein halbes Gehalt an, wenn er wieder sein Freund werden wolle. „Laß uns beide denken, alle Religionen sind gleich falsch. Ich will so thun, thue du auch so. Es ist ein höchstes Wesen. Das ist alles, was wir zu wissen nötig haben.“ Natürlich wies der Neugetaufte diesen Handel zurück. Auch seiner Frau wurde von ihren Eltern hart zugesetzt, daß sie Christum abschwören und ihren Gatten verlassen sollte. Sie antwortete: „Ich bin Euer Kind; alles andre, worum Ihr mich bittet, will ich thun. Aber niemals kann ich meinen Heiland und meinen Gatten verlassen.“

Ein anderer Schüler endlich war Jsaak, der Sohn eines alten Söldners in Pescha-

war. Jsaak wurde als kleiner Knabe von seinen heidnischen Eltern in die Missionschule zu Peschawar geschickt. Was er darin täglich von der christlichen Wahrheit lernte, pflegte er zu Hause seinem Vater und seiner Mutter wieder zu erzählen. So wurden auch die Eltern zu Christo hingezogen. Als dies im Regiment ruckbar wurde, veranstalteten die heidnischen Kameraden eine Geldsammlung und brachten deren Ertrag dem armen, alten Söldner unter der Bedingung, daß er nicht Christ würde. — „Was sollen mir die Rupien nützen?“ antwortete er, „ich kann sie nicht mit ins Grab nehmen. Die 14 Rupien, die ich als monatliche Vöhnung erhalte, genügen mir, wichtiger ist mir, daß ich den rechten Weg gehe.“ Darauf suchten sie seine Ausstoßung aus dem Regiment zu veranlassen. Als sich aber auf ihre Beschwerde hin herausstellte, daß sein einziger Fehler sein christlicher Glaube war, nahm ihn der die Untersuchung leitende fromme Offizier in Schutz, so daß man ihm ferner nichts anhaben konnte. Jsaak wurde von seinem Vater zum fleißigen Studium angehalten. Schon um 3 Uhr morgens pflegte er ihn aus dem Bette zu holen und an seine hebräischen Studien zu treiben, „denn eines Soldaten Sohn darf nicht faul sein.“

Frenchs angelegentlichstes Bestreben war, auf seine Studenten einen veredelnden Einfluß auszuüben und sie auf ein höheres geistiges und sittliches Lebensniveau zu erheben. Das Vorbild seines lauteren Charakters, seiner herzgewinnenden Freundlichkeit, seiner unermüdlichen Treue und Selbstverleugnung verfehlten denn auch auf die Dauer nicht die Wirkung auf seine Zöglinge. Eine besonders schöne Frucht seiner Bemühungen war der Geist herzlicher Eintracht und Liebe, der das Seminar durchwehte und die von Herkunft, Bildung und Religion ursprünglich so verschiedenen Elemente zu einer brüderlichen Gemeinschaft vereinte.

Leider traten, je länger French sich in Indien aufhielt, die bösen Nachwirkungen jenes Sonnenstiches immer empfindlicher hervor; es verging kein Jahr, wo er nicht von schwerer Krankheit heimgesucht wurde. Von ärztlicher Seite wurde ihm dringend geraten, Indien zu verlassen; seine Freunde beschworen ihn, diese Warnung nicht in den Wind zu schlagen; selbst

seine Missionsgesellschaft forderte ihn auf die Kunde von seinem Gesundheitszustande hin auf, heimzukehren. Er konnte sich nicht dazu entschließen, wenigstens wollte er so lange draußen bleiben, „bis er sein Seminar, sein liebes Kind, glücklich durch die Gefahren der Kindheit hindurchgeleitet habe.“ Wie sehr ihm sein Seminar und seine Studenten am Herzen lagen, zeigt ein Erlebnis. Er wurde auf einer Predigtreise von einem tödlichen Fieber ergriffen. Dennoch drang er in den ihn begleitenden Missionar Bateman, da die Ferien zu Ende gingen, daß er allein nach Lahore zurückkehre und ihn seinem Schick-

sal überlasse. Denn „es sei besser, er laufe jede Gefahr, als daß die Studenten dächten, es gäbe irgend etwas Wichtigeres als ihre Studien.“ Und Bateman mußte seinem Drängen nachgeben, er dachte nicht, daß er French noch einmal lebend wiedersehen werde. Zum Glück nahm ein englischer Schiffskapitän den in offenem Boot auf dem Fluß dahintreibenden Kranken auf und ließ ihm die nötige Pflege angedeihen. Nach schwerer, achtwöchiger Krankheit wurde er wieder hergestellt. Mit Freudenthränen begrüßten die Studenten ihren geliebten Lehrer, als er zum ersten Male wieder in ihrer Mitte erschien.

(Schluß folgt.)

Die Umtriebe der Jesuiten auf Madagaskar.

Die Briefe und Berichte, welche aus Madagaskar einlaufen, erheben so schwere Anklagen gegen die Jesuiten, daß es auch den friedliebendsten Protestanten empören muß. Wir würden nicht wagen, derartige Anschuldigungen gegen christliche Missionare zu erheben, wenn dieselben nicht so sicher verbürgt wären. Wir teilen die offizielle Eingabe des Leiters der norwegisch-lutherischen Mission Dr. Borchgrevink an den französischen Generalresidenten in Madagaskar, General Gallieni, in Übersetzung und im Auszug mit. Dieselbe Eingabe ist von der Leitung der evangelischen Mission in Paris dem französischen Kolonialminister überreicht worden.

Missionar Pastor Engh in Betafo (in der Provinz Betfiléo) schreibt vom 12.—15. Dezember 1896: „Wir gehen durch sehr schwere Zeiten: Bote auf Bote bringt uns die schlimmsten Nachrichten. Ich habe niemals eine sehr gute Meinung von den Jesuiten gehabt, aber ich würde doch nie geglaubt haben, daß sie so schlecht und gewaltthätig wären, wie ich sie jetzt kennen gelernt habe. Die Bevölkerung ist ganz und gar eingeschüchtert infolge der Drohungen, welche gegen die ausgestoßen werden, welche sich nicht den Vorschriften des Paters Felix fügen würden. Eines Tages sagte dieser Pater, und zwar öffentlich, wenn sie sich nicht seiner Kirche anschließen würden, würden sie erschossen werden; ein ander Mal, daß Gefängnis und Ketten, auch Einziehung der Güter die erwarten, die nicht katholisch würden.

„Kaum hat Uby (ein wohlwollender französischer Beamter) das Land verlassen, so durchziehen die Anhänger des Paters Felix die Dörfer, dringen in die Häuser und erklären, sie hätten Befehl von der Regierung (!), alle Kinder ohne Ausnahme in die katholischen Listen einzutragen. Vekten Dienstag begannen der Pater Felix und seine jesuitischen Genossen ihre Angriffe damit, daß sie Banden von zwanzig bis vierzig Individuen schickten, welche die Häuser überfielen, unsere Leute bedrohten und sie zwangen, ihre Kinder in die Listen einzutragen, die sie bei sich hatten. Die von unsern Leuten, welche noch den Mut besitzen, den Jesuiten Widerstand zu leisten, und sich weigern, sich ihnen anzuschließen, zittern für ihr Leben und fürchten, daß ihren Kindern etwas zustoßen könne, wenn diese aus unsern Schulen nach Hause gehen. Mehrere haben ihre Kinder in die Jesuitenschulen nur infolge der Mißhandlungen geschickt, die sie bereits von Seiten der Anhänger des Paters Felix erfahren haben. Wenn nicht bald von oben her eingeschritten wird, so frage ich mich, was das Ende von dem allen sein wird.

„13. Dezember. Eben kommen fünf Lehrer, die sich in ihren Dörfern gefährdet glauben und die Kinder nicht mehr in ihren Schulen zu unterrichten wagen, weil sie dort schon mehrere Male angegriffen sind. Erst heute ist ein anderer Lehrer zu mir gekommen, der selbst auf der Reise hierher von einer Bande von Anhängern

der Jesuiten grausam geschlagen war. Diese Helfershelfer der Jesuiten sind sehr frech und gefährlich. Wir thun alles, um ihnen aus dem Wege zu gehen, weil sie kein Bedenken tragen, die unglaublichsten Geschichten und Anklagen mit Hilfe falscher Zeugen zu erfinden. — So wie die Sachen laufen, sind wir den größten Ungerechtigkeiten ausgesetzt. — Ich begreife die Verlegenheit und Machtlosigkeit der Regierungsbeamten in Sirabe. Erheben wir eine Anklage, so erfinden unsere Gegner zehn falsche; bringen wir zwei oder drei wahrhaftige Zeugen, so lassen sie zwanzig falsche aussagen. Was kann da die Regierung thun! Ich weiß es, ihre Lage ist schwierig.“

Missionar Gulbrandsen schreibt aus Sirabe am 13. Dezember 1896: „Die Lage wird immer trüber. Vom Morgen bis Abend laufe ich bei den Regierungsbeamten herum; aber je mehr ich klage, um so gewaltthätiger werden die Jesuiten. Kein Mittel, selbst nicht das schlechteste und sündlichste, ist ihnen zu schlecht. Ihre Anhänger ziehen in Banden von 40 und 50 durch das Land und sagen allen denen, die sie treffen, wenn sie nicht katholisch werden, gehe es ihnen wie dem Herrn Abby. Sie behaupten nämlich ganz offen, Abby sei in Ketten nach Frankreich geschafft, um dort hingerichtet zu werden (wovon kein Wort wahr ist). Alle Madagassen, die sich nicht den Jesuiten anschließen, würden erschossen; alle protestantischen Kirchen würden in nächster Zeit niedergerissen. Man fürchtet eine neue Empörung im Westen des Landes; kein Wunder, wenn die Leute wider Willen gezwungen werden, ihre Kinder in die Schulen der Jesuiten zu schicken. Die öffentlichen Erklärungen im Namen der Regierung sind nutzlos, wenn sie nicht den Wünschen der Jesuiten entsprechen.

„Selbst die Erklärungen des Generalresidenten bleiben tote Buchstaben; man gehorcht ihnen einfach nicht. Die Jesuiten sprechen es öffentlich aus, daß, wenn der General das Gegenteil von dem befehlen würde, was sie sagten und was sie wünschten, so würde er bald dasselbe Schicksal haben wie Herr Laroche, den fortgebracht zu haben sie sich rühmen.

„Solche und ähnliche Behauptungen werden von den Dächern gepredigt

und schwirren überall durch die Luft. Und gegen alle diese finstern Anschläge scheinen und sind die Regierungsbeamten, die seit Monaten treu ihres Amtes walteten, einfach machtlos. Die Jesuiten rühmen sich, keiner Verfügung und keinem Regierungserlaß zu gehorchen, der ihnen nicht paßt. — Alle Eingeborenen ohne Ausnahme fürchten die Worte der Jesuiten mehr als selbst die des Generals Gallieni, die jene so oft ungestraft verletzt haben; denn man hat ihnen eingeredet, die Regierung wünsche zwar nicht offen, aber doch im stillen, daß man den Jesuiten gehorche. Und das glaubt man mehr und mehr; die meisten Leute kommen zu der Überzeugung, daß niemand mehr seines Lebens sicher ist, der etwas gegen die Jesuiten und ihre Anhänger zu reden oder zu thun wagt.

„Der zeitweilige Viceresident und jedermann hier sind empört und wütend darüber; aber je mehr man protestiert, ohne thatkräftig durchgreifen zu können, um so mehr schwächt man das Ansehen der Beamten. — Wenn wir in Tananarivo keine Gerechtigkeit erlangen, so hier noch viel weniger. Wie zahlreich und unansehnlich auch unsere Zeugen sind, so wollen doch die Jesuiten die Wahrheit ihrer Aussagen nicht gelten lassen, weil sie Protestanten sind; und selbst wenn Leute, die gar nicht zu unsern Kirchen gehören, gegen sie und ihre Reden Zeugnis ablegen, so behaupten sie einfach, sie seien Protestanten und müßten deshalb abgewiesen werden. So haben sie allein das Recht, zu reden und Glauben zu verlangen.“

Der französische Missionar Escande in Tananarivo faßt sein Urtheil über diese seine Landsleute, die Jesuiten, in folgende vernichtende Worte zusammen, und man wird nicht umhin können, ihm beizustimmen: „Wie traurig ist das! Wie erniedrigend für uns Franzosen, zu denken, daß Frankreich in Madagaskar durch solche Menschen vertreten ist! Wenn man die Mittel der Einschüchterung und Gewalt sieht, deren sie sich für ihre Propaganda bedienen; wenn man sie mit Banden drohen sieht, oder wie sie eingeborene Gouverneure als Empörer verurtheilen lassen aus keinem andern Grunde, als weil sie nicht Katholiken werden und ihre wilde Proselytenmacherei nicht begünstigen wollten; wenn

man sie die Evangelisten und Lehrer fälschlich anklagen hört, um sie ins Gefängnis zu werfen und so ihre Kirchen und Schulen in die Gewalt zu bekommen, so kann man nicht anders als es aussprechen: Die schlimmsten Feinde Frankreichs in diesem Lande sind nicht die Jahavalos (die Räuberbanden), die wahrlich schlecht genug sind, sondern die Jesuiten.“

Wenn die norwegischen Missionare, die als politisch unverdächtig gelten, so sehr den Angriffen der Jesuiten ausgesetzt sind, wie ist es da zu verwundern, daß dieselben Feinde ihren Hauptanstoß gegen die Londoner Missionare richten, die ohnehin bei den französischen Machthabern schlecht angeschrieben sind! Wir teilen einen Brief des Londoner Missionars Dr. Beake mit, datiert aus Fianarantsoa, der Hauptstadt der Provinz Betfiléo, vom 17. Dezember 1896: „... Alle öffentlichen Erklärungen von Religions- und Gewissensfreiheit mögen sehr schön klingen; aber unter diesem Deckmantel verbirgt sich die schmachlichste Verletzung der genannten Grundsätze, und die Eingeborenen werden gezwungen, sich der katholischen Kirche anzuschließen. Ich meine Fianarantsoa und Betfiléo überhaupt, wenn ich dies sage. Bestechung, Drohungen und jedes andere Mittel müssen dazu dienen, die Bevölkerung zur Trennung von ihrer Kirche zu bewegen. Natürlich kommt das alles auf Rechnung der Jesuiten; aber sie würden nimmer wagen, so vorzugehen, wenn sie nicht durch gewisse Autoritäten und Beamte darin bestärkt würden. Jegliche Unbill wird auf die englischen Missionare, ihre Gemeinden und ihre Anhänger gehäuft; man bringt falsche Anklagen gegen hervorragende Mitglieder unserer Gemeinden vor oder überträgt ihnen absichtlich einen Posten in der Verwaltung, weil sie dann in ihrer Eigenschaft als Beamte nicht mehr als Lehrer oder Prediger thätig sein dürfen.

„Jedes Mittel wird angewandt, um zu zeigen, daß wir bei der Regierung verhaßt sind, und immer wird das Gerücht verbreitet, daß wir bald aus dem Lande gejagt werden sollen. Frankreich würde sich schämen, wenn es nur wüßte, wie seine Ehre hier in den Staub gezogen wird. Da macht man ein großes Aufheben und Rühmen von Freiheit, und doch sieht jeder denkende Eingeborene, daß dies eine

elende Lüge ist. Innerhalb weniger Wochen sind Hunderte von unsern Gemeindegliedern zu den Katholiken übergegangen. Wenn wir sie beraten wollen oder sie fragen, warum sie eigentlich übertreten, so erklären sie, sie wären nicht mehr ihre eigenen Herren, sondern gezwungen, den Schritt zu thun. Sie hätten ja ebenso gut früher schon, als noch die Hovaregierung die Insel beherrschte, den Übertritt zur katholischen Kirche vornehmen können; aber es fiel ihnen damals nicht ein. Sonderbar, daß sie gerade jetzt so mit Macht nach jener Seite hinüberdrängen!

„Sehr wenige sind kühn genug, der Verfolgung Trotz zu bieten, zum Teil wohl, weil sie so schwach und leicht erschreckbar sind. Wenn ihr Leben bedroht ist oder schon, wenn die Patres Andeutungen dieser Art aussprechen, gehen sie zur katholischen Kirche über, um ihr Leben zu retten. Gerade jetzt ist der allgemeine Schrecken unter den Betfiléo so groß, daß sie manches thun, was geradezu das Gelächter herauffordert. So war z. B. ein Gerücht in Umlauf gesetzt worden, daß die Franzosen die Bohnen nicht liebten. Sofort warfen die Eingeborenen ihren ganzen Bohnenvorrat weg und rotteten auf ihren Feldern alle Bohnenranken aus.

„Es würde nutzlos sein, eine Klage anhängig zu machen und Gerechtigkeit zu erhoffen, weil derselbe Mann, welcher zwangsweise seine eigene Kirche mit der katholischen hat vertauschen müssen, nicht wagen würde, als Zeuge gegen diejenigen aufzutreten, die ihn gezwungen haben. Ich kenne viele, denen gesagt worden ist, daß sie sich nicht an unseren Gottesdiensten beteiligen dürften. Sie haben uns das selbst erzählt; aber sie wagen es nicht, vor einem Gerichtshof ihre Aussage zu wiederholen, aus Furcht, daß ihnen wer weiß was widerfahren könnte. Der ganze Zustand der Dinge hat ja, wie wir fest überzeugt sind, in mancher Beziehung sein Gutes im Gefolge, indem die Kirche geläutert wird und das Häuflein der Getreuen sich enger an einander schließt. Aber der Schaden, den inzwischen die Gemeinden und Schulen erleiden, bricht den Arbeitern das Herz und lähmt fast ihre Kräfte. Eine Hauptursache der Schwäche der madagassischen Christengemeinden sind die alten Fehden und

Zwistigkeiten, die nun wiederaufleben. Wer auf einen andern von früher her einen Groll hat, kann nun seiner rachsüchtigen Neigung freien Lauf lassen. Wie Ihnen bereits zu Ohren gekommen ist, haben manche Eingeborene verdachterweckende Briefe und Waffen in die Wohnungen ihrer Feinde eingeschmuggelt und sind dann hingegangen, um sie bei der Behörde als Helfershelfer der Rebellen anzuzeigen. Die einzige Sicherheit scheint in diesem Fall den Madagassen der Übertritt zur katholischen Kirche darzubieten, und so treten sie denn über.

„So haben z. B. die Jesuitenpatres einer unserer Bibelfrauen gegenüber immer und immer wieder erklärt, daß sie für Befreiung ihres Gatten aus dem Gefängnis sorgen würden, wenn sie zu ihnen übertreten wolle. Derselbe befindet sich in Haft und ist von der Regierung mit einer Geldbuße belegt worden, weil er seine Pflicht gegenüber einigen Jahavalos vernachlässigt habe. Die Frau ist jedoch zu vernünftig, als daß sie auf solche Einflüsterungen hörte, doch würde sie es nicht wagen, von dem Angebot der Jesuiten bei der Regierung Anzeige zu machen. So ließe sich noch manch ähnlicher Fall anführen. Erst heute morgen hatte ich mit einem unserer angesehensten Gemeindeglieder, einem guten, aber sehr schwachen Charakter, ein Zwiegespräch.

Er erzählte mir, die Patres hätten ihm sagen lassen, daß sie ein Stück seines Landes als Baugrund für eine Kirche nehmen würden, und daß er den Posten eines Ortspfarrers zu übernehmen habe; er, der Jesuit, werde fortan eine Wache bei ihm stationieren, um sich zu vergewissern, daß er fernerhin nicht mehr die protestantische Kirche aufsuche. Als ich mit meiner Frau in Ambohimirandroso war, besuchten uns die Diakonen aus einer unserer Gemeinden und erzählten, daß der katholische Priester Erkundigungen nach der vor kurzem in jener Gemeinde eingesammelten Kirchenkollekte eingezogen habe; gleichzeitig hatte er verlauten lassen, daß er demnächst die Bänke aus der evangelischen Kapelle holen lassen werde. Natürlich lieferten die Diakonen das Kollektengeld so schnellig als möglich an Missionar Romland ab. Das arme Volk in den Landdistrikten geht in großen Scharen zu den Katholiken über. Die Priester erklären sie, solange sie mit den Engländern kirchliche Gemeinschaft halten, für Verbündete der Rebellen und drohen ihnen mit Erschießen. Und wenn wir uns bei der Behörde über diese falschen Gerüchte beklagen, die unsere Arbeit schädigen, so sagt man uns: „Ja, es sind böse Zeiten; aber es ist unmöglich, etwas dagegen zu thun!“ Jeder Tag bringt eine neue Plage, und wir wissen nicht, was uns nun zunächst widerfahren wird.“

Die Tschamar-Mission der deutsch-evangelischen Kirche Nordamerikas.

Von T. Nottrott, Pastor in Spickendorf.

Wir haben eine lange Reise vor uns, ehe wir zu den Tschamars kommen. Unsere Seereise endet in Bombay. Man braucht jetzt diesen Namen nur zu nennen und erweckt Grausen. Und in der That, die Hunderte, welche dort täglich an der unheimlichen, ihre Opfer meist schon nach wenig Stunden hinrassenden Pest sterben, die „Türme des Schweigens“, auf denen die Pestleichen der Persis selbst von den Geiern, ihren Totengräbern, unberührt gelassen werden, das ganze jammervolle Elend, das über die Bewohner der sonst so belebten, jetzt in ein großes Krankenhaus verwandelten Stadt gekommen ist, die Todesangst, die schon viele Tau-

sende zur Flucht getrieben hat — welch ein Bild des Schreckens malt uns das vor die Seele! Da in jüngster Zeit auch Europäer von dem „Reiter auf dem fahlen Rosse“ erschlagen sind, so atmen wir erleichtert auf, wenn wir uns den Fieberdünsten der Stadt entrückt und von der kühleren Luft der Gebirge, welche die Bahn ostwärts durchschneidet, umfächelt fühlen. Die Sorge aber, daß immer noch von den mitreisenden Flüchtlingen Pestkeime auf uns übergehen könnten, werfen wir getrost auf den Herrn, der bis dahin uns treulich behütet hat.

Zwei Tage lang gilt es zu fahren,

ehe wir am Ziele unserer Reise ankommen. Vorsorglich haben wir uns deshalb gegen die Kühle der Nacht mit warmen Decken versehen, auch mit Speise und Trank uns gut ausgerüstet, dieweil die indische Eisenbahn nur Restaurationen zur Einnahme der regelmäßigen Mahlzeiten kennt. Endlich ruft der Schaffner die Station ab, auf welcher wir aussteigen. Sie liegt auf der Hochebene der Centralprovinzen im Distrikt Raipur, der Ostküste näher als der Westküste. Hier erwartet uns ein Ochsenwagen, wie ihn unser Bild zeigt. Die Fahrt in demselben ist wegen der vielen Gepäckstücke und der schlechten Wege nicht

gerade die angenehmste; doch auch sie wird überwunden. Mit einem „Gott sei Dank“ im Herzen und auf den Lippen halten wir vor der Hauptstation der Tschamär-Mission, deren Name Bisrampur (= Ruhestadt) uns von verheißungsvollem Klang ist, und deren Kirche uns freundlich grüßt.

Hier empfängt uns Missionar Th. Oskar Bohr, der betagte, leider fast erblindete Leiter der Station, mit seinen Gehülfsen und Schulkindern. Ihm verdankt die Tschamär-Mission ihre Gründung. Im Jahre 1850 durch den seligen Gohner zu den Rols gesandt, mußte Bohr in Folge des großen Aufstandes 1857 nach Amerika



Missions-Reise-Ochsenwagen.

gehen, um dort ein Pfarramt anzunehmen, wurde aber zehn Jahre später durch evangelische Deutsch-Amerikaner nach Indien zurückgesandt, dort unter einem Volke zu missionieren, bei dem noch keine Glaubensboten sich niedergelassen hätten.

Ein solches fand er eben in den Tschamärs. Ihrem Namen nach heißen diese Leute allerdings „Lederarbeiter,“ in Wirklichkeit sind sie aber bis auf einen kleinen, auch äußerlich sich bestimmt abzeichnenden Teil Ackerbauer. Aus ihren bald schönen und hellen, bald dunklen und häßlichen Gesichtszügen erkennt man, daß sie ein aus arischen Hindus und aus Ur-

einwohnern zusammengesetztes Mischvolk sind. An Intelligenz und Gewandtheit stehen sie, abgesehen vom Ackerbau, höher als andere Ureinwohner Indiens, weisen aber auch dieselbe Unsitlichkeit und denselben Hochmut auf wie sonstige Mischvölker. Englische Beamte halten sie für das am schwierigsten zu behandelnde Volk in Indien.

Besondere Hoffnung setzten die ersten Missionare auf die unter den Tschamärs weit verbreitete, Christliches und Heidnisches vermengende Sekte der Satnämie. Zu Anfang unsers Jahrhunderts lebte nämlich im Königreiche Sonathän ein

Tschamár Namens Gharidás. Als diesem eine böse Krankheit trotz aller gebrachten Opfer sein Weib und seine beiden Söhne entrisen hatte, suchte er in Verzweiflung den Tod, indem er sich den Schlangen und wilden Tieren des Waldes preisgab. Aber kein Tier rührte ihn an, und so erhoffte er Frieden seiner Seele durch eine Pilgerfahrt zum Tempel des Dschaganáth, d. h. des „Herrn der Welt.“

Ehe er dorthin gelangte, kam er aber mit Christen in Berührung, wahrscheinlich mit den Baptisten-Missionaren in Katal, den

einigen, die damals in jener Gegend arbeiteten. Durch diese hörte er von dem, in dessen Namen allein Heil ist. In seine Heimat zurückgekehrt, zog er sich auf einen Berg zurück, begann das Leben eines „Heiligen“ zu führen und sammelte Anhänger.

Diesen gab er den Befehl, alle Götzen, die nur Nachwerk der Menschen seien, zu vernichten und an deren Statt den einen wahren Namen, den er aber leider vergessen hatte, anzubeten. Nach diesem wahren Namen, dem Satnám (Saty = wahr, nam =



Kirche in Bixampur.

Name), nannten sich seine Jünger Satynámie oder Satnámie. Er selbst, sagte Gharidás, sei nur der Vorläufer eines weißen Sahib, der bald mit einem Buche unterm Arm zu aller Leute Thür hineingehen und vom wahren Namen berichten werde. Dann würden ein Löwe (d. i. ein Grundherr) und ein Lamm (d. i. ein Bauer) aus einem Teiche trinken, das Hohe niedrig und das Niedrige hoch sein. Krankheiten solle man unter Anrufung des wahren Namens mit heiligem Wasser heilen. Im Gegensatz gegen andere Guru

(Lehrer) nahm Gharidás keine Geschenke, ließ sich auch nicht „Herr“ nennen. Neben verschiedenen, der zweiten Gesezestafel entsprechenden Sittenlehren und neben dem Verbote hohen Zinsfußes gab er aber auch einige dem Hinduismus entlehnte Vorschriften. So untersagte er das Trinken von Spirituosen, das Rauchen von Tabak Opium und Hanf, das Essen gefallener und getöteter Tiere u. a. m.

Es ist schwer zu beklagen, daß damals, als die Bewegung der Satnámie eine noch verhältnismäßig lautere war, kein Missionar

bei den Tschamárs erschien. Leicht hätte er sich als den erwarteten weißen Sahib mit dem Buche einführen können. Als endlich Missionar Lohr kam, war die Sekte schon sehr entartet. Jetzt ist bei ihr an Stelle des wahren Namens die Sonne getreten, die man beim Baden mit satnám begrüßt, indem man sich drei Hände voll Wasser über jede Schulter wirft. Der Götzendienst ist nicht mehr verboten. Unzuchtsünden sind für den Guru religiös geheiligt. Die Nachfolger des Gharidás wurden reiche Leute. Der gegenwärtige besitzt mehrere Dörfer und ist ein überaus

geistloser, dummer Mensch, der über seine Religion wenig Auskunft geben kann und sich auf religiöse Gespräche nicht einläßt. Besuchte er auf einem seiner großen Elefanten seine Gläubigen, so pflegt er auch den Missionaren seine Aufwartung zu machen. Auf den Reisen hat er übrigens nur den Zweck, Geld zu sammeln. Ohne daß ihm eine bestimmte Geldsumme gereicht wird, betritt er kein Dorf; erhält er, was er wünscht, so verteilt er nach seinem Einzuge Amrit-jäl (= Lebenswasser), d. h. über seine nicht allzureinen Füße gegossenes Wasser, von dem die Leute dann mit großem Ver-



Christen-Bauer von Ganeshpur beim Umpflügen der Reisfelder.

langen trinken, weil es ihnen Erlösung bringen soll.

Hat sich nun auch die Hoffnung, die man auf diese Sekte setzte, nicht ganz erfüllt, so ist doch die Arbeit der amerikanischen Mission an den Tschamárs nicht vergeblich gewesen. Allein die christliche Gemeinde in und um Bistrámpur zählt etwa 1200 Glieder. Neben ihr besteht eine Gemeinde in Raipur, und eine andere, etwa 200 Seelen starke, ist von der 1886 gegründeten Station Tschandkuri im Distrikt Biláspur aus gesammelt. Zwar geht es mit der Ausbreitung des Evangeliums langsam, aber es geht doch stetig

vorwärts, und der Einfluß des Satnámie-Guru ist offenbar im Sinken.

Im allgemeinen hat die Tschamár-Mission mit denselben Schwierigkeiten zu kämpfen wie die Mission unter Hindus überhaupt. Gleichgiltigkeit, Lügenhaftigkeit und fleischlicher Sinn kennzeichnen das niedere Volk. Die vornehmeren Dorfbesitzer aber fürchten eine Schädigung ihrer Herrschaft und sind die Hauptgegner des Christentums. Junge Christen haben deshalb schwere Verfolgungen zu leiden. Indessen fehlt es nicht an aufrichtig suchenden Seelen, und gerade die socialen Bedrückungen treiben viele zum Evangelium.

Das Land nämlich, das sich von alters her in den Händen der Gondkönige befand, nach denen das Land jetzt noch Tschatisgárh d. h. das Land der 36 Königsburgen heißt, ging später in den Besitz der eindringenden, weit rücksichtsloseren arischen Maharatten über, welche die Bewohner theils zu Handarbeitern, die ihnen gegen Reis Dienste zu leisten hatten, theils zu Pächtern herabdrückten, die nicht nur durch teure Pacht, sondern auch durch den Vorschuß von mit 100% zu verzinsendem Saatreis in Abhängigkeit ge-

halten werden. Sind nun die Pächter bei schlechten Ernten nicht in der Lage, die Pacht zu zahlen und ihr Saatgetreide zurückzugeben, so mehrt sich ihre Schuld durch Zins auf Zins und neue Vorschüsse ins Ungeheure.

In diesen unglücklichen Verhältnissen liegt auch die Ursache, weshalb die Tschamars durch die Hungersnöte, welche Indien mit ziemlicher Regelmäßigkeit heimsuchen, so besonders schwer getroffen werden. Die allgemeine Ursache der Hungersnöte ist allerdings in den durch



Ein vierspänniger Bauernwagen, in welchem Getreide nach der Stadt gefahren wird; er ist mit Reis beladen, der in Stroh eingepackt ist.

ungünstige Witterung bedingten Mißernten zu suchen.

In dem äußerst fruchtbaren Lande der Tschamars, das mit Recht die Getreidekammer Indiens genannt wird, gedeihen zwar auch Weizen und andere Nährpflanzen, die zu ihrem Wachstum bloß des starken Nachttaus bedürfen. Das wichtigste Produkt für die Eingebornen wie für Indien überhaupt ist aber der Reis, der ohne große Regenmengen schlechterdings nicht wächst. Man unterscheidet Hoch- und Tieflandreis. Jener wird mit Anfang der

etwa Ende Juni beginnenden Regenzeit wie unsere Gerste gesät und im August oder September geerntet. Von der Kultur des Tieflandreises giebt das Bild auf Seite 138 eine gute Anschauung. Nachdem im August die durch 1—2 Fuß hohe Dämme eingefassten Felder in Folge des anhaltenden Regens tüchtig aufgeweicht sind und ganz unter Wasser stehen, werden sie durch hölzerne, mit breithufigen Büffeln oder den kleineren Zebus bespannte Pflüge so umgearbeitet, daß der Boden völlig in Schlamm verwandelt wird. In diesen

Schlamm steckt man die vorher in Saatkämpfen gezogenen Reispflanzen, sorgt dafür, daß das Wasser stets die nötige Höhe hat, und ackert, sobald die Pflanzen $\frac{1}{2}$ —1 Fuß über Wasser ragen, das Feld noch einmal so gründlich um, als wolle man die ganze Saat vernichten. So erst wächst der Reis am besten. Ist er dann im Spätherbste reif, so schneidet man ihn mit sichelartigen, gezahnten Messern ab, ladet ihn auf Wagen, wie das Bild auf Seite 139 uns einen zeigt, und fährt ihn nach den außerhalb der Dörfer unter freiem Himmel liegenden, aus festgestampftem Erdboden bestehenden Tennen. Hier wird er durch Ochsen ausgetreten, mit Schwingen gereinigt und in Strohgeschlechtern (Moras), wie solche auf dem Wagen zu sehen sind, im Vorratsraum des Hauses aufbewahrt, dem Stroh aber in weitlästigen Bäumen, sonderlich den heiligen Pipal-Bäumen, ein Platz angewiesen.

Aus dieser Kultur des Reises ist leicht zu ersehen, daß die ganze Ernte in Frage steht, sobald die Regenzeit nicht rechtzeitig eintritt oder das heilsame Raß nicht in genügender Menge vom Himmel fällt. So war es aber in den Centralprovinzen und mehr oder weniger in ganz Indien schon zwei Jahre lang. Die vorletzte Ernte fiel sehr gering aus, und die letzte hat ganz versagt. Die Not des armen Volkes ist daher eine entsetzliche. Scharen abgezehrter Bettler ziehen von Dorf zu Dorf, ohne doch von den selbst notleidenden Bauern etwas erhalten zu können. Bereits im vorigen Jahre sind viele Menschen Hungers gestorben, und noch schlimmer steht's in diesem. Aus Verzweiflung hat man schon Vorrathshäuser der Reishändler gestürmt. Was hilft es, so geht die Rede, wir müssen alle sterben, die, welche Reis haben, weil er ihnen genommen wird, die anderen, weil sie keinen haben. Und noch ist kein Ende des Elends abzusehen. Im Gegenteil, es wird sich bei den von den Spekulantent erschrecklich in die Höhe getriebenen Preisen bis zur Ernte im Oktober oder November nur verschlimmern. Dazu hat der Eintritt der heißen Zeit eine so furchtbare Hitze gebracht, daß auch die wenigen Kräuter und Wurzeln, mit denen der ärgste Hunger gestillt zu werden pflegt, in Wald und Flur noch vertrocknen. Auch Arbeitsverdienst giebt es nicht, und der geringe

Tagelohn, den die englische Regierung bei ihren Straßenbauten gewährt, reicht bei weitem nicht hin, um die tägliche Nahrung zu beschaffen.

Durch diesen entsetzlichen Notstand leidet natürlich auch die Tschamar-Mission aufs empfindlichste. Schon im November vorigen Jahres erhielt der Verfasser von dort herzbewegende Hilferufe. Die Gehälter der eingeborenen Helfer genügen nicht mehr. Die von auswärts kommenden Schulkinder müssen jedesmal erst gesättigt werden, damit sie vor Mattigkeit nicht ganz unvermögend sind, dem Unterricht zu folgen. Überall soll nicht bloß die Missionskasse, sollen auch die Missionare, die ja in Indien für reiche Leute gehalten werden, helfen und können es so oft nicht, ob ihnen auch das Herz brechen möchte. Die Ackerbauer bitten um Getreide zur bevorstehenden Aussaat, zur Nahrung für den täglichen Bedarf. Ohne weiteres Almosen zu geben, hat aber nirgends größere Bedenken als in Indien. Man kauft deshalb Reis in größeren Mengen auf und läßt ihn den Christen zu dem gewöhnlichen Preise ab oder giebt ihn als Darlehen oder läßt sie Ziegel streichen und ähnliche Arbeiten verrichten; das ist für die Christen um so nötiger, als sie bei den Regierungsarbeiten, deren Zuweisung in den Händen von Heiden liegt, fast regelmäßig nicht angenommen werden. Um aber die Hungernden nicht vor der eigenen Thür sterben zu lassen, wird denselben, besonders den Krüppeln, Blinden, Aussätzigen und dgl. täglich Essen gekocht, eine Suppe von Hülsenfrüchten und Weizenkleie, die sonst verachtet worden wäre, jetzt aber mit Begier verschlungen wird.

Zu der Hungersnot hat sich nach den neusten Nachrichten noch eine schwere Krankheit gesellt. Die Pest ist allerdings in das Innere Indiens noch nicht vorge drungen. Dagegen ist unter den Tschamar's die Cholera mit unheimlicher Gewalt ausgebrochen. Da haben die Missionare auch ärztliche Hilfe zu leisten. Ein Missionar schreibt uns, daß fast keine Nacht vergehe, wo er nicht zu Cholerafranken gerufen werde. In der Tschamar-Mission spielt überhaupt die ärztliche Thätigkeit eine große Rolle. Täglich haben die Missionare stundenlang Arzneien auszu-

teilen, Wunden zu verbinden und dgl. Sie erfreuen sich darin eines weit größeren Vertrauens als die ebenfalls vorhandenen Regierungsärzte. Auf Station Bistrampur wird jetzt auch ein größeres Asyl für Ausjähige eingerichtet.

In Missionskreisen geht die Rede von einer „gesegneten“ Hungersnot. In der That wird die Christenheit durch nichts

zum Geben so willig gemacht als durch die Bitte: helft uns, Hungernde zu speisen. Auch die Hungersnot unter den Tschamars hat schon manche Herzen und Hände geöffnet, in Amerika sowohl, das ja zunächst verpflichtet ist, aber auch in Deutschland. Wird aber jene Hungersnot auch darin eine gesegnete sein, daß sie die Notleidenden mehr als bisher zu dem Heiland der



Christliche Tagelöhner und Frauen bei der Arbeit, Ziegel streichend.

Seelen hinzieht? An sogenannten „Reis-Christen“, die nur um leiblicher Hilfe willen Christen werden, kann der Mission freilich nichts gelegen sein. Auf der anderen Seite ist aber den armen, blinden Leuten auch kein allzuschwerer Vorwurf daraus zu machen, daß sie die ziehende Hand Gottes noch nicht gleich mit aller Klarheit erkennen. Möchte den schwer heimgesuchten Missionaren der Tschamars-

Mission gegeben sein, in ihrer Umgebung den Hunger nach Gnade und Wahrheit zu wecken, auf daß sie durch den satt werden, der das Brot des Lebens ist!¹⁾

¹⁾ Es ist schon in diesem Blatte bemerkt, daß auch die Gohnerische Kolonialmission, die Breklumer Telugumission und die Baseler Mission im westlichen Indien von der Hungersnot schwer heimgesucht sind. Anerkannt aber ist, daß die Centralprovinzen, in welchen die Tschamars wohnen, am empfindlichsten betroffen sind.

Vermischtes.

Die Frau in China. Jedes Jahr begehen Tausende von chinesischen Frauen Selbstmord; die Zahl der dadurch ernstlich in Mitleidenschaft gezogenen Personen zählt nach Zehntausenden; Hunderttausende sind

an den damit zusammenhängenden Unruhen direkt oder indirekt beteiligt, und Millionen von Dollars werden in kostspieligen Begräbnissen und endlosen Prozessen verschwendet. Und das alles ist die

Folge der Lehre des Konfucius, die dem Weibe kein Recht zuerkennt, das der Mann zu achten hätte. Das Gesetz schützt die Frauen nicht während ihres Lebens, und das bißchen Gerechtigkeit, das man für sie durch Aufruhr und Landfriedensbruch erzwingt, kommt ihnen erst zu gute, wenn sie tot sind. Daß die geschilderten Zustände wirklich so schrecklich sind, wie wir sie dargestellt haben, ersieht man, so schreibt der „Ostasiatische Lloyd“, am besten daraus, daß sich junge Mädchen bisweilen verschwören, nicht zu heiraten. Man liest in chinesischen Zeitungen ziemlich häufig von solchen Vereinigungen, und neuerdings erst stand in der „Schihpao“, einer chinesischen Zeitung, der folgende Artikel: „In einem Distrikte Namens Sche In-teh, in der Provinz Kanton, herrscht unter den jungen Mädchen das Bestreben, sich zusammen zu thun und Jungfrauen-Vereine zu bilden, die den Zweck haben, ihre Mitglieder vor dem Elend zu bewahren, das ihrer in der Ehe harret. Jeder Verein besteht aus etwa zehn Mädchen, und jedes hat einen feierlichen Eid abzulegen, niemals zu heiraten, sondern lieber zu sterben. — Ein trauriger Fall ist jüngst dort vorgekommen. Eine Anzahl junger Mädchen hat sich durch Ertränken das Leben genommen, weil eins von ihnen von seinen Eltern gezwungen wurde zu heiraten. Es war als kleines Kind verlobt worden und war später der Schwefternschaft der Jungfrauen beigetreten. Als die Eltern alle Vorbereitungen zur Hochzeit trafen, klagte die Tochter ihren Freundinnen, was ihr bevorstände, und alle schwuren, treu zusammen zu halten und mit ihr zu sterben, wenn es nötig wäre. Würde sie aber ihr Gelübde brechen, so sollte sie in Acht und Bann gethan werden. Man verabredete, daß sie in der Nacht vor der Hochzeit zu ihren Freundinnen fliehen sollte; doch konnte sie ihren Wächtern nicht entweichen. Sie versuchte ihrem Leben ein Ende zu machen, indem sie einen schweren goldenen Ring verschluckte; doch wurde ihre Absicht erkannt und durch ein kräftiges Brechmittel vereitelt. Am nächsten Tage wurde sie ihrem Verlobten ausgeliefert, doch erlaubte man ihr, nochmals zu ihren Eltern zurückzukehren. Durch Vesteckung der Dienerinnen gelang es ihr endlich, im Dunkel der Nacht zu ihren Freundinnen zu fliehen, und alle

warfen sich in den reißenden Drachenfluß, der sie bald davontrug. Diese Art Trauerspiel ist nichts Seltenes in jener Gegend. Die Polizei sucht von Zeit zu Zeit die Bildung solcher Jungfrauen-Vereine zu verhindern; doch war es vergeblich.“ (Münchener Neueste Nachrichten.)

Auch ein Zeugnis für das Christentum. Eine mitleidige chinesische Frau zog eines Tages ein kleines Mädchen aus dem Graben, in welchen es sein Vater soeben geworfen hatte, weil es „nur ein Mädchen“ war. Sie brachte es zu der Frau eines Missionars und fragte sie: „Wollt Ihr das Kind nicht aufnehmen? Euer Gott ist der einzige, welcher will, daß man die kleinen Kinder annimmt.“

Allg. prot. Miss.-Ver. 30.

Ein ehelicher Zwist zum Nachdenken. Der Berliner Missionar Schlömann auf Malokong im nördlichen Transvaal erzählt von einem ehelichen Zwist zwischen James Setlarb, einem wackeren Nationalhelfer, und seiner tüchtigen Frau Karoline. Die letztere kam — mit Wissen ihres Mannes — zu Schlömann, um diesem ihr Herz auszuschütten. „Auf der Reise hierher“, so erzählte sie, „haben wir einen ernststen ehelichen Zwist gehabt, und dies treibt mich zu dir, mein Lehrer. Das geht so nicht weiter mit meinem Manne. Als wir jenseits des Sepalala-Flusses unter einem Morulabaume Rast hielten und unsere Morgenmahlzeit einnahmen, gesellten sich Wanderer zu uns. Ich sah, daß sie von weither kamen und ausgehungert waren, drum gab ich ihnen einen Teil der Speise, welche ich daheim für die Reise bereitet hatte. Es war genug, um davon satt zu werden. Was thut James? Er nimmt noch mehr Speise und giebt sie ihnen, so daß wir mit den Kindern in den folgenden Tagen Hunger litten. Ich hatte den Wanderern genug abgegeben; warum muß James in dieser Hungersnot unser wenigstens Essen so verschleudern. Dies hat mich so betrübt, daß wir die Reise mit schwerem Herzen schweigend fortsetzten. James meinte zwar, dies sei unrecht, aber ich habe ihm geantwortet: „Ich werde Mynheer alles erzählen und hören, ob er dein Thun gutheißt.“ Zu Hause, bei Pufompe, macht er es auch so. Jeden nimmt er bei sich auf, und jeden läßt er mitessen; besonders die Taufbegehrenden von den fernen Kraa-

len, so oft sie zum Unterricht kommen. Er selbst steht dann gewöhnlich nur halb satt von der Mahlzeit auf. Das geht doch nicht. Wie sollen wir da mit unserem Korn auskommen? Ich sage es dir offen, mein Lehrer, damit du mir hilfst, meinen Mann davon abzubringen.“ — So lauteten ihre Klagen. Ich antwortete ihr: „Sieh, Karoline, wer einen moruti (Lehrer) zum Manne hat, der hat nach dem Urtheile der Welt einen segafzi (Marren) geheiratet. Daran mußt du dich immer noch mehr gewöhnen. Was ist denn das Leben eines Lehrers anderes als immer wieder zu dienen, lieben, anderen zu helfen und mitzuteilen? Ohne diese Eigenschaften können wir hier unter den Heiden nichts ausrichten. Und der Heiland hat es uns so vorgelebt. Du weißt ja selbst, daß James kein Verschwender ist. Nur wenige Männer sind so fleißig und leben so sparsam wie er. Er will die Herzen der Leute durch Liebe zum Heiland ziehen, nur darum teilt er den Hungernden von dem Seinen mit.“ — Dann erzählte ich ihr die Geschichte von dem seligen Vater Knaf, wie auch bei ihm die Seinen hätten darüber wachen müssen, damit er nicht seine besten Kleider den Dürftigen gab. Aber nur wenige hätten so viel Seelen zum Herrn geführt wie er. Sie antwortete: „Ich höre. Du redest lebendige Worte. Ich will meinen Mann auch nicht hindern; wenn er es nur nicht übertreibt.“ — Ich habe, so schließt Br. Schlömann seinen Bericht, dieses kleine Familienbild so ausführlich gezeichnet, um mal an einem bestimmten Falle zu zeigen, worin das Geheimnis der gesegneten Wirksamkeit dieses Helfers besteht.

Da er nicht einmal Letebele oder Mosutho, sondern ein verachteter Selepa ist, dazu noch eine sehr kleine, unscheinbare Figur hat, so ist sein Ansehen und sein Einfluß in und außer der Gemeinde kaum zu begreifen. Es kommt aber daher, daß er im Umgange mit jedermann stets milde und freundlich ist und seine eigenen Interessen in opferfreudiger Hilfsbereitschaft gern hintenansetzt, wo er nur andern dienen kann. Dies gewinnt ihm die Herzen.

(Berl. Berichte.)

Pigeon English (sprich Pitschen Englisch). In den Häfen Ostasiens und Australiens, wo Matrosen aller Nationen zusammenkommen, die sich alle nur in Ausnahmefällen die Mühe geben, gegenseitig ihre Sprachen zu erlernen, hat sich als Notbehelf für den Verkehr eine Sprache ausgebildet, die allen Gesetzen gesunder Sprachbildung spottet. Man nennt sie Pigeon English; und wie das erste Wort dieser Bezeichnung pigeon aus dem englischen business (Geschäft) fast bis zur Unkenntlichkeit entstellt ist, so ist es mit der ganzen Sprache. Einige wörtlich übersetzte Beispiele mögen das erläutern. Ein preussisches Kriegsschiff nannte man früher nach seiner Flagge, dem schwarzen Adler in weißem Felde: „Ein Stück schwarz Vogel in ein Stück weiß Flag.“ Für Kahlkopf sagt man: „Master Kokosnuß, kein Gras (nämlich kein Haar)“; für Säge: „Bruder der Art“; für Piano: „Kiste, wenn man sie haut, schreit sie.“ Wie notwendig, aber auch wie schwierig ist es, daß sich die Missionare mit solchem Kadebrehen nicht begnügen, sondern überall die Landessprache gründlich lernen!

Neueste Nachrichten.

Der Glaubensmut der Brüdergemeine, die trotz schwerer finanzieller Sorgen die von der Londoner Mission aufgegebene Station Urambo im Herzen Deutsch-Ostafrikas übernommen hat, ist sogleich reich gesegnet worden. Ein wohlhabender Berliner Missionsfreund hat der Missionsdirektion 30 000 Mark zur Verfügung gestellt, um damit die Kosten der ersten Aussendung und Einrichtung zu bestreiten; er hat versprochen, auch in späteren Jahren für den weiteren Unterhalt der Station freundlich

Sorge zu tragen. Gott segne es dem opferfreudigen Geber!

Von Madagaskar kommen lauter traurige Nachrichten. Am 27. Februar ist die evangelische Königin Ranavalona, die sich durchaus loyal der französischen Herrschaft unterworfen hatte, abgesetzt und nach der Insel Réunion verbannt. Die evangelische Pariser Mission thut alles, was in ihrer Macht steht, um den bedrängten Glaubensbrüdern zu helfen; in der Heimat sucht sie durch die Presse in

weitem Umfang die öffentliche Meinung über die Untriebe der Jesuiten und die schmachvolle Verletzung der Religionsfreiheit aufzuklären. Daneben ist sie unablässig bemüht, neue Arbeiter an die bedrohtesten Posten in Madagaskar hinauszusenden. Am 10. Januar sind drei Lehrer, am 25. März drei Pastoren und zwei Professoren mit ihren Familien abgereist, um in den Hauptstädten der Insel die Interessen der evangelischen Mission zu vertreten und französischen Unterricht zu erteilen. Außerdem hat die Pariser Gesellschaft das ganze Schulwerk der Londoner Mission in der Provinz Imerina, darunter 800 Volksschulen mit 30 000 Kindern, übernommen; eine schöne, aber sehr schwere Aufgabe! — Auch die Londoner Mission hat sich entschlossen, im Herbst dieses Jahres eine besondere Abordnung nach Madagaskar hinauszusenden, um die ganze Lage ihrer Mission zu untersuchen und an Ort und Stelle mit den französischen Behörden zu verhandeln.

Die Hungersnot in Indien hat leider trotz der beruhigenden Nachrichten, welche im Februar durch die Zeitungen gingen, einen erschrecklichen Umfang angenommen. Besonders einige Distrikte am mittleren Ganges, Eschota Nagpur und Drissa sind

schwer betroffen. Im Februar waren nach amtlichen Nachrichten zwei und eine halbe Million Menschen bei den von der Regierung in Angriff genommenen Unterstützungsarbeiten beschäftigt. Bedenkt man, daß diese Leute alle nur eben genug verdienen, um sich selbst am Leben zu erhalten, daß sie aber für ihre Frauen und Kinder, für die Alten und Kranken nicht einen Pfennig erübrigen können, so wagt man sich nicht auszumalen, welchen Qualen diese armen Geschöpfe ausgesetzt sind. Aus Rahnpur haben wir Hungersnot-Berichte gelesen, die einem das Blut in den Adern erstarren machen.

Eine schöne Ehrenbezeugung wurde dem treuerdienten Missions-Veteranen P. D. Vietor in Bremen zu teil, von dessen Heimgang wir im vorigen Hefte berichteten. Auf seinen Wunsch, daß man ihm statt der Kränze einen Missionskranz aufs Grab legen möge, spendeten seine Freunde über 100 Missionsgaben je von 1—300 Mark: „Zweiglein auf das Grab“ oder: „anstatt eines Kranzes“ u. s. w. im Gesamtbetrage von M. 2163. Die Blumen solcher Kränze verwelken nicht so rasch wie die aus den Gärten, und ihr Duft verbreitet sich bis in die Heidenwelt.

Bücherbesprechungen.

Haack, Ernst, Oberkirchenrat in Schwerin, Christentum und Kultur. Ein orientierender Vortrag. Schwerin, Bahn. 50 Pf.

Der Vortrag wurde auf einem „Wohlthätigkeitsabend“ für das Stephanusstift in Schwerin gehalten und stellt sich zur Aufgabe, die unauflösbare Verknüpfung von Christentum und Kultur nachzuweisen. In seiner knappen, klaren Darstellung reizt er den Leser zum Nachdenken und ist geeignet, Unentschiedene zu einer richtigen Wertschätzung des Christentums zu führen.

XLV. Bericht der deutsch-reformierten Gemeinde in St. Petersburg; dazu XXXI. Bericht über die Kindergottesdienste.

Beides lehrreiche Berichte aus dem Leben der deutsch-evangelischen Gemeinde in der russischen Reichshauptstadt. Die zweite Broschüre enthält eine hehrwürdige Studie über die Behandlung der Heidenmission im Kindergottesdienst. Die erste giebt zunächst auf 50 Seiten eine ausführliche Abhandlung über die Geschichte und Verwendung der Kirchenmusik im evangelischen Gottesdienste, dann auf weiteren 57 Seiten Nachrichten über vielseitige Arbeiten der Diaconie in der Gemeinde; dann im dritten Abschnitt unter den „Nachrichten aus dem Gemeindeleben“ auf S. 134—141 auch, was über die Pflege der Heidenmission und über den mit der Petersburger Gemeinde besonders verbundenen rheinischen Missionar A. Bruch auf

Bangombusan am Toba-See mitzuteilen war. Die Broschüren verdienen wegen ihres reichen Inhalts weite Verbreitung bei allen, welche sich für die Entwicklung des deutsch-evangelischen Lebens in Rußland interessieren.

Die evangelischen Missionen in den deutschen Schutzgebieten. 2. Aufl. Verlag der Berliner ev. Missionsbuchhandlung.

Die Broschüre wurde vom Ausschuss der evangelischen Missionsgesellschaften für die Kolonialausstellung verfaßt. Die berufensten Kenner der einzelnen Missionsgebiete beteiligten sich an der Arbeit. So ist es erfreulich, daß die gediegene Arbeit binnen Jahresfrist in zweiter Auflage erscheint. Sie ist die beste uns bekannte Übersicht über die ev. Missionsarbeit in unsern Kolonien. **Geschichten und Bilder aus der Mission.** Hefte

XV. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Diese in Gemeinschaft mit Prof. D. Warned vom Direktor der Frandeschen Stiftungen, Dr. Fries, herausgegebenen Hefte gehören zu dem Besten, was unsre populäre Missionsliteratur aufzuweisen hat. Sie sind zur Massenverbreitung trefflich geeignet. Das vorliegende 15. Heft enthält nach einem einleitenden Wort über Apg. 14, 27 drei Bilder aus der Missionsgeschichte Madagaskars mit einem schönen Bilde des evangelischen Missionshospitals in Moavinandriana und ein Lebensbild des trefflichen rheinischen Missionars Dr. Hugo Hahn, des Bahnbrechers der Herero-Mission.



Bilder von den Bismarck-Inseln.

Von D. Peter Reinhold Grundemann, Pastor zu Mörz bei Belgig.

Einleitung. Aus der Werkstatt.

Mancher unserer Leser erinnert sich vielleicht von der Berliner Ausstellung her der prächtigen Photographien von den Bismarck-Inseln. Die dort arbeitende Australische Mission hatte sie ausgestellt und später dem deutschen Reiche geschenkt. Durch die Geneigtheit der betreffenden Behörde ist es diesem Blatte vergönnt worden, davon Photochemigraphien anfertigen zu lassen. Nun liegen vor mir 25 wohlgelungene Abdrücke der eben vollendeten Platten. Noch erfüllt von dem Eindruck, den mir ein wiederholtes, freilich nur kürzeres Betrachten der Originale hinterlassen, hatte ich mit Freuden zugefagt, einen Text zu den Bildern zu schreiben. Jetzt, wo ich sie vor mir habe, geht die vorher wenig erwogene Not an.

Ich weiß zwar nämlich manches über die genannten Inseln; aber gerade die hier dargestellten Personen und Örtlichkeiten

sind mir meistens nicht bekannt, einfach weil die Namen fehlen. — Meine Aufgabe kann nicht zweifelhaft sein, nämlich die, den Lesern mit Hilfe der Bilder die wichtigsten Züge dieses Gebiets vorzuführen. Soll ich das thun, indem ich zum besten gebe, was ich darüber weiß, und vielleicht nur die Stellen in meinem Manuskript bezeichnen, wo ich der Druckerei empfehle, wenn's gerade paßt, die Bilder einzuschließen? Ich würde damit jedem Leser die mühsame Arbeit überlassen, Wort und Bild in Einklang zu bringen. — Nein, ich glaube, es ist meine Aufgabe, beides mit einander in Verbindung zu setzen. Ich möchte es versuchen, den Bildern durch den beigelegten Text einigermassen Leben zu geben und sie weiter auszuführen. Nur so wird es gelingen, die keineswegs nach einem einheitlichen Plane aufgenommenen Photographien, in denen wichtige, charakteristische Züge des Lebens auf den Bismarck-Inseln nicht zur Darstellung gekommen

sind, derart zu ergänzen, daß der Leser nicht bloß gelegentlich und stückweise etwas von jenem Missionsgebiete erfährt, sondern dem oben angedeuteten Ziele, soweit es überhaupt bei unserer jetzigen lückenhaften Erforschung des Gebiets möglich ist, nahe geführt wird.

Das kann nun freilich nicht geschehen, ohne die Mitarbeit der Phantasie, um so mehr da ich nicht für einen akademischen Leserkreis, sondern für die Familie, also anschaulich zu schreiben habe. Die Anwendung der Phantasie in der Missionschriftstellerei erscheint jedoch vielen sehr bedenklich, obgleich sie sonst schon in diesem Fache eine sehr bedeutende Rolle gespielt hat, wie z. B. manche Anekdoten beweisen, die noch heute benutzt werden. Im ganzen aber ist man jetzt vorsichtiger geworden, und viele verwerfen selbst typische Darstellungen, besonders unter selbstgedachten Namen. Man will nur die volle objektive Wahrheit haben und verlangt möglichst direkte Darstellung der Wirklichkeit. Aber wo es sich um ein vereinzelt Stück Wirklichkeit handelt, vermag ich nur ein sehr unvollkommenes Bruchstück der Wahrheit zu erkennen. Erst durch Zusammenfassung möglichst vieler einzelner Fälle kommt man der Wahrheit näher. Daher kann ich mich in diesem Falle auch nicht enthalten, den durch das Wort vervollständigten Bildern eine typische Bedeutung zu geben. Wenn dabei die Phantasie mitzuarbeiten hat, so wird sie keinen Schaden anrichten, falls ihr durch gewissenhafte Benutzung zuverlässiger Quellen die rechten Zügel angelegt sind. Nur die zügellose Phantasie ist gefährlich. Vor der möge mich Gott bewahren. Je richtiger aber die Zügel angelegt sind und gehandhabt werden, desto mehr wird auch ihre Arbeit der Wahrheit dienen. Aber ich möchte den Leser nie darüber im unklaren lassen, wenn ich Typen gebe anstatt einzelne wirkliche Personen oder Ereignisse vorzuführen.

Das ist der Zweck dieser Vorrede. Ich bemerke also ausdrücklich, daß die folgenden Namen nicht urkundlich sind, und wenn ich anstatt des einzelnen Momentes der Photographie, weitergehende Lebensäußerungen zur Darstellung bringe, so will ich nicht dafür einstehen, daß sie gerade so von der photographierten Person ausgeführt sind. Ich weiß nur, daß sie durch

zuverlässige Zeugen von vielen andern Personen unter ähnlichen Verhältnissen berichtet wurden.

1. Unter den heidnischen Bismarck-Insulanern.



Häuptling von Neu-Pommern.

Wer ist dieser Mann? Ich meine ihn zu kennen. Ist's Tor Paulo (König Dick), Toragud oder Torlonglong? Keine Antwort. Nun gut, dann wird es wohl Torapalao sein: Herr Steinkeul, so können wir seinen Namen verdeutschen. Trotzdem er das Abzeichen seiner Würde, den rotbraunen Stab (Sepel), den er sonst bei verschränkten Armen über die Schulter zu lehnen pflegt, nicht bei sich hat, glauben wir es, daß er ein Häuptling ist. Seine verhältnismäßig vollen Körperformen zeugen von Wohlhabenheit. Auch ist sein Anzug durch europäische Einflüsse bereits sehr vervollständigt worden. Als er ein Jüngling war, belästigte man sich noch nicht mit so einem Hüfttuche. Manche seiner Kollegen sind jetzt schon viel weiter als Torapalao und lassen sich bei feierlichen Gelegenheiten in einer alten Uniform oder mit hohem Cylinder sehen. Aber auch unser Freund hier scheint heute besonders

geschmückt zu sein. Zwar das aus kunstvollem schwarz und gelben Grasgeflecht bestehende Armbänd, das fest ins Fleisch einschneidet, und die beiden Muschelringe trägt er alltäglich.¹⁾ Aber warum hat er auf der dunkelbraunen Haut mit Kalk die sonderbare Figur gemalt, die fast an einen Tierkopf erinnert? Ich denke es muß etwas Besonderes los sein. Der stattliche Bart ist wie immer durch Einreiben mit Kalk rötlich blond, fast fuchsig gefärbt, was zugleich die zoologische Bevölkerung beseitigt. Aber warum sind deine Haare schwarz und, wie es scheint, mit einer steifen Substanz eingeschmiert, sodaß die natürliche Kräuselung kaum zu bemerken ist? Sonst steht dir deine rötliche Perücke doch ganz anders. Ach so, du hast wohl Trauer; eine deiner Frauen ist dir gestorben, und es kostet wohl 60—80 Faden Dewarra (siehe unten), wenn du dir eine ebenso hübsche wiederkufen willst. Daher denn auch wohl der wehmütige Gesichtsausdruck, wenn sich darin nicht etwas Angst vor dem Zauberkasten des Photographen wieder spiegelt, die nur mühsam durch das in Aussicht gestellte Geschenk niedergehalten wird. Wir könnten uns mit diesem Gesichtsausdruck arg täuschen. Wie bescheiden und demütig sitzt er da. Mir ist es, als müßte etwas von tief innerlichen Regungen sich in seinen Blicken wieder spiegeln und ich möchte fast wünschen, daß bei uns mancher rohe und übermütige Bursche so bußfertig würde, wie hier der Kannibalenhäuptling, von außen betrachtet, erscheint.

Aber wir kennen ihn schon. Er heißt nicht umsonst Torapalao, und handhabt die furchtbare Mordwaffe, deren Namensvetter er ist, sehr geschickt. Sie besteht aus einem Stein, der ungezählte mal rotglühend gemacht wurde. Jedes mal ließ man genau in die Mitte einzelne Wassertropfen fallen, bis er ganz abgekühlt war. Zuletzt wurde diese Stelle des Steines so morsch, daß sie sich durchbohren ließ. So gewann man eine Öffnung, in die ein Stiel von hartem Holze eingefügt wurde. Sodann mußte der Stein auf dem Felsen rund abgeschliffen werden, eine Arbeit, die unglaubliche Geduld erfordert. Ohne Zweifel hat der Häuptling mit dieser Waffe schon manchem Menschen den Kopf zerschmettert.

¹⁾ Was er in den Händen hält, vermag ich nicht zu ergünden.

— Oder sehen wir seinen Speer an. Der ist mit raffinierter Grausamkeit so eingerichtet, daß, wenn er getroffen hat, die Spitze abbrechen und in der Wunde stecken bleiben muß.

Wenn wir den alten Herrn einmal belauschen könnten, wenn er von seinen Heldenthaten erzählt! Wahrscheinlich dauert er es, daß es jetzt unter dem deutschen Schutze nicht mehr soviel Gelegenheit giebt, sich Kriege zu erwerben wie ehemals, wo bei der geringsten Gelegenheit der Kampf zwischen zwei Distrikten entbrannte. Und wenn dann im Siegesjubel ein erschlagener Feind nach Hause geschleppt und sein Fleisch in viereckige Stücke zerlegt an die Tapferen verteilt wurde, wobei dem Häuptling natürlich der Löwenanteil zufiel — ja, das waren herrliche Zeiten! Auch hinterlistig hat er gelegentlich einen wehrlosen Angehörigen eines feindlichen Stammes abfangen und schlachten lassen. Vielleicht war er selbst es, der noch kurz vor Errichtung der Schutzherrschaft von dem weißen Kaufmann den gefangenen Dieb erstehen wollte und viel Geld bot, um sich den leckeren Braten zu verschaffen. — Hier aber sitzt er so unschuldig da, als ob er kein Wässerchen trüben könnte!

Ob er etwas merkt von dem, was wir über ihn denken? Er bewegt seine Kinnbacken eifriger, sodaß ihm der ziegelrote Saft der mit Kalk und Betel gekauten Arekanuß über die Lippen quillt. Jetzt öffnet er den Mund. Will er sich etwa gegen unsre Vorwürfe verteidigen? Nein er hat ganz andere Gedanken. Die gute Gelegenheit konnte er sich doch nicht versagen, von uns wenigstens etwas Tabak zu erbitten. „Ja, Torapalao, wir geben dir eine ganze Stange Tabak; aber du mußt uns zuerst einen Dienst leisten. Wir möchten eines eurer Dörfer besuchen. Führe du uns in das erste beste.“ Er stimmt zu und erhebt sich. Zunächst wischt er mit der Hand alle Spuren des öfters ausgeworfenen roten Speichels sehr sorgfältig von der Matte. Warum? Nun, damit nicht einer seiner Feinde etwas da-

¹⁾ Nur in einem kleinen Teil der Bismarck-Inseln, in dem die deutsche Macht hinreichend entfaltet ist, läßt sich von solchen Vorkommnissen als von etwas Vergangenen reden. Im übrigen herrscht Krieg und Kannibalismus noch ungehindert.

von benutze, um ihn zu behegen. Dann geht er gravitatisch auf dem schmalen Pfade uns voran. Glücklicherweise ist der Weg durch den üppigen Wald nicht weit. Wir erreichen eine Lichtung. Da liegt das Dorf, hoch überragt von Palmen mit

mächtigen Blattwedeln. Ein gut gehaltener Zaun aus Bambusrohr, an dem hier und da eine Schlingpflanze emporrankt, umschließt es. Vor den Hütten stehen Männer und Frauen, die erstaunt die fremden Besucher beobachten.



Eingebornen-Dorf in Neu-Pommern.

Doch unser Blick wird zunächst erst gefesselt durch den Stamm der mächtigen Kokospalme außerhalb des Zaunes, der mit den zusammengeknüpften Blättchen eines seiner Wedel künstlich umschlungen ist. Der Baum ist „Tabu“, erklärt unser Führer. Kein Mensch darf wagen, von seinen Früchten zu essen. Wir können uns nicht aufhalten mit weiterer Erläuterung dieser über die ganze Südsee einst verbreiteten Ordnung, durch welche über das Volk, oder gewisse Klassen des Volkes, eine furchtbare Tyrannei ausgeübt wurde. Auf den Bismarck-Inseln besteht sie größtenteils noch in voller Kraft. — Noch mögen wir beachten: Die dünnen, schlanken Stämmchen gehören der Arefapalme, deren leichte Krönchen ebenso wie die mächtigen Wedelbüsche der Kokospalme unsern Blicken entzogen sind.

Jetzt haben wir den Eingang erreicht. Von hier aus nimmt sich das Dorf mit seinem freien Plaze und den Häusern unter den breitfronigen Brotfrucht-bäumen viel freundlicher aus. Vieles zeugt von der Kunstfertigkeit, sowie dem Ordnungs- und Schönheitsfinn der Eingeborenen. Die freilich nur niedrigen Wände mancher Häuser zeigen ein schöngemustertes Rohrgeslecht, seltsamerweise in den Farben schwarz-weiß-rot. Seit alter Zeit ist diese Zusammenstellung hier üblich, als ob die Leuten schon dazu prädestiniert gewesen wären, unter die deutsche Flagge zu kommen. Die Dächer sind aus Pandanusblättern gut und zweckmäßig hergestellt. Was uns aber am meisten überrascht, sind die kleinen Gärten vor den Häusern, die sorgfältig mit Bambusgehegen gegen die frei umher-

laufenden Vorstentiere geschützt sind. Da wachsen prächtige Blattpflanzen, Dracänen und Crotons mit roten, gelben, weißen oder gesprenkelten Blättern. — Es ist viel Leben im Dorfe. Die schwarzen Schweine scheinen sich vor den weißen Menschen zu fürchten; grunzend fliehen sie vor uns. Auch das Hühnervolk flattert scheu davon. Hier und dort sehen wir Leute an der Arbeit. Dort ist ein Mann beschäftigt, einen Lanzenhaft zu schnitzen; ein anderer dreht aus Bast den festen Zwirn, aus dem die Netze gefertigt werden. Da sind ein paar Frauen bei einer flachen Grube am Feuer mit Bereitung der Mahlzeit beschäftigt. Andre sind erst kurz vor uns in das Dorf eingetreten. Sie tragen schwere Lasten auf dem Rücken. Das Tragband

ist um die Stirn gelegt, und so muß der größte Teil der Arbeit von dem vorgebeugten Kopfe gethan werden. Daher die gebückte Haltung, die bei allen Frauen so auffallend ist. Die armen Geschöpfe sind größtenteils abgearbeitet, von abschreckender Häßlichkeit und sehr dürftig bekleidet. Sie scheinen ihre Lage nicht schwer zu empfinden; denn wir hören sie lustig schwätzen und lachen. Da und dort sind spielende Kinder höchst vergnügt, und hier sitzt ein Vater vor der Thür, seine kleinen Buben und Mädchen herzlich und liebevoll. Doch die Mutter scheint an den Freuden des Familienlebens keinen Anteil zu haben.

Nun aber sind wir vor dem Hause des Häuptlings angekommen. Es ist keineswegs das beste im Dorfe, auch nicht am



Häuptlingshaus Waira auf Neu-Pauenburg.

saubersten gehalten. Auch die Wände sind hier mit Pandanusblättern bekleidet;¹⁾ dem Gärtchen fehlt der Zaun. Aber etwas geräumiger als die übrigen scheint das Haus

¹⁾ Die Photographie hatte die Unterschrift Häuptlingshaus Waira. Vielleicht herrscht auf Neu-Pauenburg überhaupt eine andere Bauart. Unfre Schilderungen beziehen sich vorzugsweise auf Neu-Pommern.

zu sein. Die verschiedenen Abteilungen für den Hausherrn und seine Frauen haben besondere Eingänge. Da steht ja der erstere vor seiner Thür, ein starker kräftiger Mann. Unser Führer hat uns schon seinen Namen genannt: Lip-lip.²⁾ Jetzt begrüßt er ihn

²⁾ „Ein großer Schurke und eingefleischter Menschenfresser“ (Powell).

und stellt ihm die weißen Besucher vor, von denen er in überschwenglichen Ausdrücken viel Rühmens macht. Nur mit Überwindung können wir diesem Manne die Hand schütteln. Er fühlt sich sehr geehrt, aber ohne seiner Würde etwas zu vergeben und aus seiner ernsten Ruhe zu fallen. Er ruft „He, Bebi und Balu,¹⁾ bringt Matten, bringt Betel.“ Die beiden armfeligen Kreaturen schnellen von ihrem harten Sitze empor, erschrocken über den barschen Ton des Gebieters. Wir mögen sie nicht gern ansehen in ihrer ekelhaften Nacktheit, die freilich früher noch größer war. Auch diese geringe Hülle hat erst unter europäischem Einflusse das frühere viel winzigere Schürzchen ersetzt. Aber inniges Mitleid müssen wir mit diesen so verkommenen Menschenkindern haben — umso mehr, wenn wir hören, daß 6 andre Gefährtinnen, die jetzt bei harter Arbeit

auf dem Acker sind, mit ihnen die Ehre teilen, Frauen des Häuptlings zu sein. Sie kommen mit Matten, die sie vor uns auf den Erdboden breiten. So gut es geht, nehmen wir darauf Platz. Dann werden uns die unvermeidlichen Arefanüsse mit den herzförmigen Betelblättern angeboten. Pip-lip selber streut aus einem Beutelchen pulverisierten Kalk darüber. Es wäre ein großer Verstoß gegen die Sitte der Eingeborenen, wenn wir die Erfrischung ablehnen wollten. So widerlich uns die Sache auch sein mag, sie ist ein Zeichen des Friedens und der Freundschaft, darum müssen wir sie schon mitmachen.

Viele Neugierige, jung und alt, haben sich inzwischen herangedrängt. Wir haben Gelegenheit, die bedeutendsten Persönlichkeiten des Dorfes kennen zu lernen: drei schwarzbraune Männer mit fuchsrötem



Drei heidnische Eingeborne von Neu-Lauenburg.

Haar und Bart, alle bereits bejahrt. Der auf der linken Seite unseres Bildes, Aukin (Känguruh), wird als Held gerühmt, der

in seinem Leben mehr Feinde als irgend ein anderer erlegt habe. Er ist der geschickteste Schleuderer. Auf Befehl des Häuptlings schickt er sich an, uns eine Probe seiner Kunst zu geben. Er holt

¹⁾ Schmetterling und Taube.

seine Schleuder, die beliebteste und gefährlichste Waffe der Bismarck-Insulaner. Ein mehrfach zusammengefaltetes Pandanus-Blatt ist so gebogen, daß ein Stein von der Größe eines Hühnereies hineinpaßt. Durch die gegenüberstehenden Ränder ist eine Schnur gezogen. Diese hält Aukin jetzt mit der Rechten hoch, während er mit dem Fuß einen Stein in die am Boden liegende Schale schiebt. Drüben in den Zweigen eines 50 Schritt entfernten Baumes hat ihm der Häuptling ein Täubchen als Ziel gewiesen, das ahnungslos sein Gefieder pukt. Jetzt wird mit einem Ruck die Schleuder in die Höhe geschwungen und mit großer Geschwindigkeit horizontal über dem Kopfe gewirbelt. Plötzlich vernimmt man ein schwirrendes Geräusch und alsbald sinkt die mit größter Sicherheit getroffene Taube vom Baume. Ein lautes Beifallsgebrüll belohnt die Geschicklichkeit des alten Mannes. Auch wir werden ihm wohl als Anerkennung ein Stückchen Tabak verehren müssen.

Über den rechts sitzenden Mann und seine Kunst macht uns Lip-lip lieber keine weitere Mitteilungen. Er ist derjenige, welcher sich am besten auf das Ausschachten versteht, das will hier sagen, auf das Zerlegen menschlicher Leichname. Wie oft hat er mit Aukin gemeinsame Geschäfte gemacht. Dem Sieger gehört nämlich der Gefallene. Er schleppt ihn nach Hause, und wenn der Helfershelfer das gräßliche Geschäft vollendet hat, beginnt, schrecklich zu sagen, ein richtiger Fleischhandel. Ein gut Teil Muschelgeld wird eingenommen, das dem Aukin zufällt. Aber auch sein Kamerad erhält einen guten Lohn.

Harmloser sind im ganzen die Künste des langen Alten in der Mitte, der seine gefaltten Haare in zahlreiche Strähnen zu-

sammengedreht hat. Er ist der Doktor, der allerlei Kuren machen kann. Man sagt, er hat mit seinem Haifischzahn schon recht schwierige Operationen glücklich ausgeführt. Er läßt die Leute gern zur Uder, holt auch den Kranken ihre Krankheit in Gestalt irgend eines Gewürmes durch kräftiges Ansaugen aus dem Leibe, ohne daß es einem einfiele, ihn darüber des Betruges zu bezichtigen. Aber er kann noch mehr. In Zeiten der Dürre macht er Regen. Dazu bemalt er seinen ganzen Körper mit Kalk und roter Erde. Sein Haar schmückt er mit einem Busch bunter Papageienfedern. Über seinen Rücken hängen rote und gelbe Dracänen-Blätter herab. So ausgestattet verscharrt er angefeuchtete Blätterbündel in die Erde, die er darüber feststampft, indem er seinen Zauberspruch absingt. Dann dreht er sich im Kreise herum, indem er mit dem Munde das Rauschen des Regens nachahmt. Man zweifelt gar nicht, daß dadurch der Regen herbeigezogen wird, wenn es oft auch sehr lange dauert, bis er eintritt. Wir dürfen aber auch nicht unerwähnt lassen, daß der Künstler es auch den Menschen anthun, sie behexen, krankmachen und töten kann, wenn er nur etwas von dem Auswurf des Betreffenden erhalten und verbrennen kann.

Auch dieses Kleeblatt werden wir nicht ohne Mitleid angesehen haben, wenngleich wir zunächst im Geist ergrimmen über solche Schändlichkeiten des Heidentums.

Doch für diesmal müssen wir Abschied nehmen. Torapalao begleitet uns wieder zurück nach der Faktorei, wo wir freundliches Quartier bei einem Landsmann gefunden haben. Natürlich erhält er seinen Führerlohn, die versprochene Stange Tabak und noch etwas Muschelgeld dazu.

(Fortsetzung folgt.)

Bischof French.

Von P. Paul Richter, Werleshausen.

(Schluß.)

Unter mancherlei Völk.

Die Ferien benutzte French gern zu Predigtreisen im Lande. Er hat auf solche Weise das Pandaschab kreuz und quer durchstreift. Dabei fehlte es nicht an Begegnungen mit Leuten verschiedner Art, denen er jedem in seiner Weise zu dienen verstand.

In der Stadt Multan trat ihm ein hochmütiger Bedantist¹⁾ entgegen und rief: „Ich bin Gott; jene Ameise, auf die ihr

¹⁾ Anhänger einer neueren Richtung der Hindu-religion. Sie kehren zu den alten heiligen Schriften, den Veden, zurück, deren Inhalt von ihnen sinnbildlich geseht und verflüchtigt wird.

treten, ist Gott. Wenn ich spreche, ist es Gott, der spricht.“ — „Wie“, entgegnete French, „Ihr sprecht solche gotteslästerlichen Worte und behauptet, Gott spreche sie? Der Teufel ist es, der aus euch spricht, der Teufel.“ Und damit ließ er den Verdugten stehen.

Ein andermal fand er in einer Stadt einen Fakir oder mohammedanischen Büsser, der auf einem freien Platze auf erhöhter Plattform saß. Sein Gesicht war mit Thon beschmiert, seine Gestalt schmutzig und abgemergelt: Durch eine Trommel wurde das Publikum angelockt, den Heiligen zu bewundern und ihm ein Opfer darzubringen. French wußte sich diesem Heiligen gegenüber zu helfen und sich Gehör zu verschaffen. Er fragte die Umstehenden: „Belehrt er Euch über Gott und den rechten Weg?“ — „O nein, er sitzt ganz still, er öffnet seine Lippen nie zur Rede, und wir geben ihm Speise.“ „Nun gut, da dieser Mann sprachlos ist, so will ich ein wenig zu Euch reden.“

Wieder ein andermal predigte er vor den Thoren von Lahore; unter seinen Zuhörern befanden sich verschiedene Sikhs, Anhänger einer Religion, die ein Gemisch von Hinduismus und Islam ist. Ihnen gilt es für Frevel, irgend ein Tier zu töten. Zu Frenchs Füßen zogen Scharen von großen Ameisen dahin. Ein junger Bursche rief ihm zu: „Das Blut der Ameise wird auf dein Haupt kommen, wenn durch Deine Schuld der Fuß eines Deiner Zuhörer den Mord einer solchen Ameise begeht.“ Diese Blutschuld hätte French wohl nicht sehr schwer bedrückt, doch da der Tod einer solchen Ameise die Zerstreuung seiner Zuhörerschaft zur sichern Folge gehabt haben würde, so räumte er lieber den Ameisen das Feld und wechselte mehrermale seinen Standort. Er wollte nicht unnützerweise die religiösen Gefühle seiner Zuhörer verletzen.

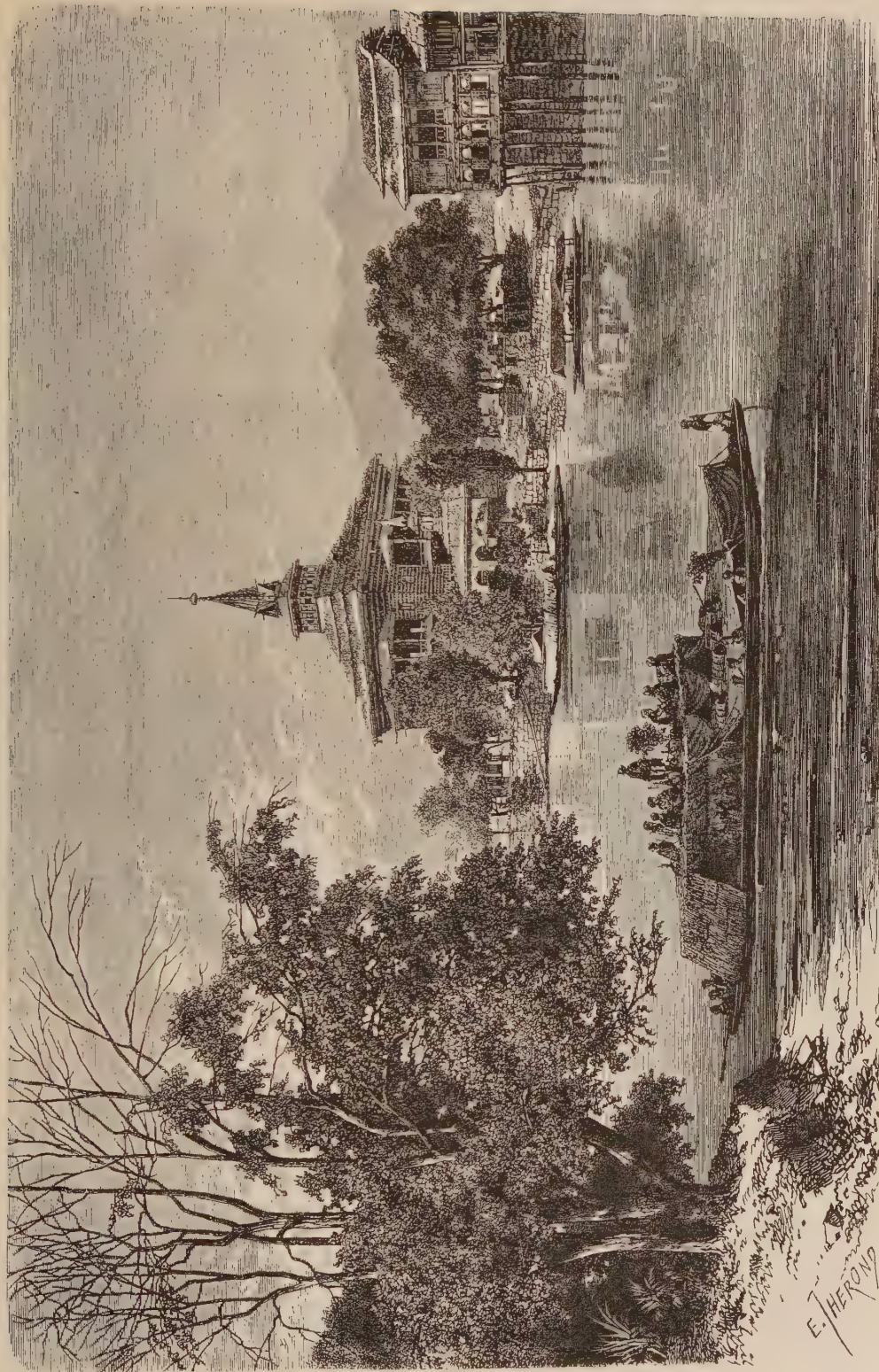
Viel hatte er auf seinen Predigtreisen mit den mohammedanischen Mollahs zu schaffen. Wie er diese zu behandeln pflegte, beschreibt der Missionar Ridley recht nett, mit welchem er eine interessante Predigtreise unter den wilden Waziri-Afghanen um Peshawar herum ausführte. „Ich war“, so schreibt Ridley, „mit mehreren jüngeren Mollahs in ein Religionsgespräch

verwickelt. Plötzlich wurde der Vorschlag gemacht, einen alten, besonders gelehrten Mollah zur Beteiligung aufzufordern. Ich fühlte mich bei diesem Gedanken nicht recht behaglich, da ich von dem weiten Rufe dieses Mannes schon viel gehört hatte. Der neue Widersacher kam herein, alles erhob sich ihm zu Ehren. Es war der berühmte Sayid.¹⁾ Er kam, um mich zu überwältigen, und ich war selbst einigermaßen bange. Er überschüttete mich so gleich mit einem wahren Wortschwall von Citaten aus arabischen und persischen Schriftstellern, um mich in Verwirrung zu setzen. Da, in meiner Bedrängnis erhielt ich erwünschten Beistand. French kam herein. Ich stellte ihn als meinen Meister vor, von dem ich schweigend Weisheit lernen mußte. Ich legte ihm kurz die Streitfrage vor, und er nahm sofort den Faden geschickt auf. Er zog seine Uhr heraus und schlug vor, daß jeder Redner immer 5 Minuten das Wort haben solle, worauf sein Gegner antworten dürfe. Dies nahm die Versammlung beifällig auf, nur der alte Mollah war damit nicht zufrieden. Er versuchte mit French dieselbe Taktik wie vorher, aber hier hatte er seinen Meister gefunden. French nahm reichlich Gelegenheit, die heilige Schrift anzuführen und zwar stets in den Grundsprachen, da „ein so großer Gelehrter wie Sayid sich alles selbst werde übersetzen können.“ Die Sachlage fing an für Sayid peinlich zu werden, da kam der Wirt seinem großen Lehrer schlaue zu Hilfe, er erklärte, solche Arbeit müsse sicherlich erschöpfend wirken, daher erlaube er sich den gelehrten Herren eine Erfrischung anzubieten. Sayid erhob sich und schritt gravitatisch hinaus, wie ein geschlagener Feind uns gleichsam als Sieger das Schlachtfeld räumend.“

Welch tiefen Eindruck French übrigens unter diesen Kindern der Wildnis, den Waziris, durch sein ganzes Auftreten machte, kennzeichnet so recht ein Lob, das ihm hier aus einem Mohammedanermunde ward: „O Sahib, Sie sind auch ein Fakir, Sie gehen zu Fuß, Sie trinken keinen Wein.“²⁾ Sie lehren das Volk. Aber ein

¹⁾ d. h. ein Abkömmling des Propheten Mohammed.

²⁾ Um des guten Vorbildes willen war French auch Abstinenzler geworden.



Am Ufer des Indus in Srinagar.

E. HEROND

so großer Fakir wie der Akhund von Swat sind Sie nicht. Denn er kann Wunder thun und ist ein außerordentlicher Heiliger, er ist von Fasten und Entbehrungen abgemergelt wie ein Skelett.“

Freilich waren es nicht immer Lobsprüche, die er zu hören bekam, sondern oft auch Ausbrüche des glühendsten Christenhasses der mohammedanischen Bevölkerung. Das Schlimmste in dieser Beziehung erlebte er auf einer Predigtreise nach dem fanatisch mohammedanischen Kaschmir. In diesem paradiesisch schönen Lande war das Evangelium zum ersten Male 1854 verkündigt, aber als sich die Aussichten der Mission

günstig zu gestalten anfangen, wurden ihr möglichst Hindernisse in den Weg gelegt. Anklagen aller Art wurden gegen die Befehrten erhoben, einige sogar ins Gefängnis geworfen. Um eine fortlaufende Predigtthätigkeit der Missionare zu verhindern, wurde denselben der Winteraufenthalt im Lande untersagt. Demgemäß war die Aufnahme, die French und sein Begleiter in Srinagar, der Hauptstadt von Kaschmir, fanden, unfreundlich genug. Tag um Tag spielten sich in seinen Straßen die leidenschaftlichsten Scenen ab. Auf alle Weise suchte man die Predigt zu verhindern. Man schüttete Staub von den



Brücke von Srinagar.

Dächern, man schleuderte Mauersteine, Schmutz, sogar ungelöschten Kalk gegen die Missionare, so daß dieselben, um sich einigermaßen gegen die Würfe zu decken, hinter einen Pfeiler treten mußten. Um die Stimme des Predigers zu übertönen, klatschte man in die Hände, knallte mit Peitschen und erfüllte die Luft mit Geschrei. Eine Schule in der Nachbarschaft wurde entlassen, damit der Lärm, den die Schulkinder verursachten, die Predigt störe. Man ließ sich von den Missionaren Bücher geben, zerriß sie und warf sie ihnen höhnisch wieder vor die Füße. Die Aufregung in Srinagar wurde mit jedem Tage

größer. Sogar der englische Resident legte sich ins Mittel und versuchte die beiden Missionare von der öffentlichen Predigt abzuhalten; das verbat sich jedoch French als einen Eingriff in sein Recht mit aller Entschiedenheit. Behmütig rief er beim Verlassen Kaschmirs aus: „O daß doch Kaschmir zu seiner weltberühmten Schönheit und Lieblichkeit die Schönheit des Herrn, unseres Gottes, hinzufügte! Daß zu den Blumen von tausenderlei Gestalt und Farbe, welche seine Wiesen, Berge und Seen bedecken, und zu dem verschwenderischen Reichtum an Früchten in seinen Gärten auch jene Blumen und Früchte hinzukämen,

die zum Ruhme des großen, himmlischen Gärtners blühen, die Früchte des Lebens und der Gerechtigkeit!"

Auf hoher Warte.

Dem Missionar French sollte eine noch größere Thätigkeit beschieden sein. Im Jahre 1877 wurde in Lahore ein neues anglikanisches Bistum gegründet, welches die beiden Provinzen Pandschab und Sindh umfaßte. Niemand war geeigneter, auf

diesen Sitz berufen zu werden als French, der mit den Verhältnissen und Personen im Pandschab vertraut war wie kein zweiter, und der durch seine bisherige Wirksamkeit Beweise von seiner hervorragenden Thätigkeit und Befähigung abgelegt hatte. So erregte seine Ernennung zum Bischof daheim wie draußen große Freude. Er selbst nahm die Ehre mit der ihm eignen Demut an und ging im Jahre 1878, nachdem er einige Zeit in England neue Kräfte ge-



Kathedrale in Lahore.

sammelt hatte, wieder nach Indien hinaus. Ein arbeitsreiches Amt wartete seiner. Da galt es zunächst, die neugeschaffene Diöcese zu organisieren; Visitationsreisen waren bald hierhin, bald dorthin auszuführen; die unzureichende Zahl der von der Regierung angestellten Geistlichen mußte vermehrt werden; Kirchen und Schulen waren zu bauen. Auch die Mitwirkung an der neugegründeten Pandschab-Universität kostete Zeit und Kraft. Dazu kam, daß zumal die ersten Amtsjahre in eine unruhige Zeit

hineinfielen, in die schweren Kriege mit den Afghanen. Als Landesbischof hielt er es für seine Pflicht, dem englischen Heere auf seinem Marsche nach Afghanistan nachzufolgen, um es mit geistlicher Nahrung zu versorgen. Es waren anstrengende und gefährvolle Reisen, die ihn einmal durch den Khaiber, das andere Mal durch den Bolanpaß bis nach Kandahar führten. Viel Sorge und Arbeit kostete weiter der Bau der herrlichen Kathedrale in Lahore, zu dem wesentlich des Bischofs Bemü-

hungen die Mittel zusammenbrachten. Ein Beutezug, den er zu diesem Zwecke nach England unternahm, ließ ihn mit einigen 100 000 Mark nach Lahore zurückkehren. Aus seinen eignen Mitteln verwendete er jahrelang allein für diesen Bau die Hälfte seines Gehaltes. In der That bedurfte es einer Arbeitskraft und einer eisernen Energie, wie French sie besaß, um allen diesen Aufgaben gerecht zu werden.

Neben den eigentlichen Pflichten des Bischofsamtes versäumte er keineswegs die Aufgaben der Mission, die ihm von jeher über alles am Herzen lagen. Er hatte gleich die Annahme der bischöflichen Würde an die Bedingung geknüpft, daß er auch in diesem Amte der Mission seine besondere Fürsorge widmen dürfe. War er jetzt auch kein eigentlicher Missionar mehr, so konnte er dafür nun von einem höhern Standpunkte, gleichsam wie ein missionarischer Staatsmann, die Bewegungen der Mission leiten. Der gesunde Auf- und Ausbau der indischen Volkskirche und ihre Vereinigung mit der anglikanischen Mutterkirche waren die beiden Lieblingspläne, die er mit rastlosem Eifer verfolgte.

Die eingeborne Bevölkerung Indiens befindet sich gegenwärtig in einem Zustand innerer Gärung. Aus dem alten, heidnischen Indien wird ein neues, modernes Indien geboren. Ein solcher Übergangszustand birgt viele Gefahren in seinem Schoße. Jungindien brüstet sich gern mit dem äußerlichen Firnis europäischer Civilisation, ahmt in widerwärtiger Weise englisches Wesen nach und liebäugelt mit dem neuesten europäischen Freidenkertum. Dies Gebaren war French in der Seele zuwider. Er suchte, so viel in seinen Kräften stand, die indische Nationalkirche und ihre Glieder vor dieser krankhaften Nachahmungssucht zu bewahren. Er hielt die Jünglinge an, daß sie ihren Eltern die schulbige Ehrfurcht und den gebührenden Gehorsam bezeigten und auf den guten, alten Wegen blieben, auf welchen die Väter den Segen erlangt hatten. Auf alle Weise begünstigte er in der Nationalkirche die Landessprachen und sah darauf, daß die Bekehrten an der landesüblichen Kleidung festhielten. In die Divinity School z. B. fand keiner Aufnahme, der in englischer Kleidung kam.

Auch zu direkter Missionsarbeit fand

er noch Zeit. Selten ließ er auch nur einen Tag hingehen, ohne daß er des Abends wenigstens die Bazole besucht hätte, um einige gute Samenkörner auszustreuen. Vor allem gaben die Visitationsreisen auch zur Missionsarbeit reichlich Gelegenheit. Jahr um Jahr durchzog er fast jeden Bezirk des Pandshab und Sindh, allenthalben in Englisch und den Nationalsprachen predigend, bald auf den Kanzeln der Kirchen, bald auf den Straßen und Bazaren.

In allen Stücken, in seinen Lehren, seinem Wandel, seinem Glauben, seinem Leiden bewies er sich als ein rechter Bischof wie in früheren Zeiten als ein rechter Missionar. Der bekannte bekehrte Mohammedaner Dr. theol. Imad ud din urteilte von ihm: „Der Bischof war ein ungewöhnlicher Mann. Ich habe nie einen gesehen, der ihm glich. Ich bin wohl je und je mit gelehrten, hervorragenden, ernstlich frommen Kirchenmännern zusammengetroffen. Aber Bischof French besaß vor ihnen einige besondere Eigenschaften. Sein Geist schien sich fast beständig in dem Sonnenschein des göttlichen Angesichts zu spiegeln, seine Augen bezeugten gewöhnlich die selige Gemeinschaft mit ihm. Er war ein besonderer Freund Gottes auf Erden.“

Nachdem French die bischöfliche Würde zehn Jahre lang bekleidet hatte, legte er die Last, der er sich nicht mehr gewachsen fühlte, in die Hände seines bisherigen Archidiaconus nieder. Er selbst aber, obgleich bereits ein Sechziger, gedachte auch da keineswegs sich gänzlich von der Arbeit zurückzuziehen, sondern nahm wieder den alten, lieben Beruf eines einfachen Missionars auf.

Am Abend des Lebens.

Seit langem waren Frenchs Augen auf den Orient gerichtet gewesen. Schon einmal hatte er eine Visitationsreise nach Persien unternommen, um die Arbeit des englischen Missionars Dr. Bruce in Isfahan kennen zu lernen. Jetzt nahm er auf neue den Wanderstab und durchquerte auf einer interessanten Reise die Tigrisländer, Syrien und Palästina, um zu erkunden, was in diesen Ländern zur Ausbreitung des Evangeliums bereits geschehen sei, und ob sich dort vielleicht auch für seinen Lebensabend eine Arbeit fände.

Jene Länder werden bekanntlich nicht nur von Mohammedanern bewohnt, sondern sind auch die Heimat mehrerer orientalischer Kirchen, besonders der Nestorianischen und Armenischen. Unter ihnen haben amerikanische Missionsgesellschaften seit mehr als 50 Jahren ein segensreiches Werk getrieben, das kennen zu lernen dem Bischof eine herzliche Freude war. Freilich wie würde seine Freude in Traurigkeit verwandelt werden, würde er jetzt noch einmal dieselbe Straße ziehen! Der mohammedanische Fanatismus der Kurden und

Türken hat ja durch jene furchtbare armenische Christenverfolgung unserer Tage aus der hoffnungsvollen Saat eine tote Einöde gemacht. Von solchen Greueln ahnte des Bischofs Seele noch nichts. Vielmehr war es ein Hauptzweck seiner Reise, diese christlichen Gemeinschaften durch seinen geistlichen Zuspruch zu stärken und an ihre Pflicht zu mahnen, ein Licht für die sie umgebende Finsternis zu werden.

Besonders nahm er sich im Libanon und Palästina, wo er längere Zeit verweilte, der dort ansässigen, arg vernachlässigten



Masfat.

Christen an, suchte sie in ihren zerstreuten Gebirgsdörfern auf und sammelte sie zu kurzer Ansprache und Unterweisung um sich. Die römisch-katholischen Priester paßten ihm scharf auf seinen Weg und erschwerten ihm seine Arbeit sehr. Vor allem suchten sie es zu hintertreiben, daß er Bibeln unter dem Volke verbreitete. Aber ganz in der Stille, ohne viel Aufsehen zu erregen, mußte der Bischof doch manches gute Werk auszurichten. Komplimentierten ihn die römischen Priester höflich aus einem Dorfe hinaus, was machte es, im nächsten nahm er unverdrossen seine

Thätigkeit wieder auf. Das war seine Freude, daß das Wort Gottes in seinem Lauf auch dort nicht aufgehalten werden konnte.

Den Mohammedanern das Evangelium zu verkündigen, fand er leider nur wenig Gelegenheit. Am ehesten konnte er dazu noch den Aufenthalt in den Karawansereien benutzen, die ihm jeweilig als Absteigequartier dienten. Angenehm war es gerade nicht, wenn ihn heftige Regengüsse bisweilen tagelang in einer solchen Karawanserei festhielten. Denn da galt es, auf alle Bequemlichkeiten zu verzichten.

Man mußte mit den Dienern und dem Gepäck, ja sogar mit den Lasttieren mit einem Raume fürlieb nehmen. Dazu bildeten die Insekten, von denen es wimmelte und die dem Ruhebedürftigen den Schlaf

raubten, eine unausstehlliche Plage. Doch das nahm French gern in Kauf, fand er doch dabei regelmäßig Gelegenheit, ein paar gute Samenkörner auszustreuen. Die Veranda der Karawanferei bildet den



Bischof von Masfat.

beliebten Versammlungsort, wo am Abend die Araber der benachbarten Dörfer zusammenkommen, um die Neuigkeiten des Tages zu besprechen. Da pflegte er ihnen denn ein paar Kapitel aus dem arabischen

Neuen Testament vorzulesen, woran er einige einfache Erläuterungen und passende Mahnungen knüpfte.

Auch Frenchs letzte Lebensarbeit galt der Mission. Die Stätte derselben liegt fern

abseits von den Straßen des Weltverkehrs in Maskat, der Hauptstadt des Imams von Oman am Persischen Meerbusen. Dahin hatte ihn ein Aufruf des bekannten Uganda-Missionars Mackay gewiesen, in welchem dieser mitteilte, die Araber in Uganda pflegten ihm oft vorzuhalten, die englischen Christen wagten sich wohl an die armseligen Baganda, aber noch nie habe ein Christ versucht, die Araber am persischen Meerbusen zu bekehren. Daran hatte Mackay die Aufforderung geknüpft, auch zum Angriff auf diese Festung des falschen Propheten vorzugehen. Mit jugendfrischem Eifer hatte daraufhin der schon 65jährige Bischof French das Panier des Kreuzes genommen, um es in Maskats Straßen aufzupflanzen. Freilich mußte er bald erfahren, daß es keine fanatischeren Mohammedaner giebt als die von Maskat. Araber-sein ist dort gleichbedeutend mit Mohammedaner-sein. Nichts destoweniger ging French unermüdlich Tag für Tag zur Verkündigung des Evangeliums in die Stadt. Um alle Auffälligkeit zu vermeiden, trug er eine Art weißen tunesischen Burnus und einen schwarzen Fes, so daß er kaum für einen Abendländer angesehen wurde. Im Schatten einer Mauer oder Halle an der Straße setzte er sich nieder, nahm sein Neues Testament hervor und begann für sich laut darin zu lesen. Manche Vorübergehende blieben neugierig eine Weile stehen; mit diesen suchte French dann ein ernstes Gespräch anzuknüpfen. Aber nur selten gelang es; die meisten hatten kein Interesse für seine Botschaft, der Islam genügte ihren religiösen Bedürfnissen. Ja, bisweilen erntete French heftige Schimpfworte und Verwünschungen. Einmal drang ein blinder Mollah mit dem Knüttel auf ihn ein, that aber zum Glück in seiner Blindheit nur Giehe in die Luft.

Die heiße Jahreszeit nahte immer mehr heran. Die Hitze wurde unerträglich. Maskat gilt als eine der heißesten Städte der Erde. Ein alter arabischer Reisender beschreibt die Hitze in Maskat, allerdings übertreibend: „die Glut ist so furchtbar, daß das Mark in den Knochen verdorrt, das Schwert in der Scheide schmilzt wie Wachs; die Edelsteine, welche seinen Griff schmücken, werden in Kohle verwandelt. Die Jagd in der Ebene ist bequem, weil die Wüste mit gebratenen Gazellen angefüllt ist.“ Aber auch uns wird die Hitze groß genug dünken, wenn wir hören, daß das Thermometer bis auf 60° R. steigt. Um der ärgsten Hitze zu entgehen, ließ sich French, körperlich schon geschwächt, nach einem lustiger gelegenen Dorfe an der Küste fahren. Dort brach er wenige Tage darauf infolge der von der Hitze hervorgerufenen Erschöpfung ohnmächtig zusammen, er wurde nach Maskat zurückgeschafft. Einige Tage lag er von menschlicher Hilfe fast verlassen in seiner Wohnung, er war schon bewußtlos, als ihn der englische Resident, der von seiner gefährlichen Erkrankung vernommen hatte, in seine Wohnung herüberschaffen ließ. Einen Tag später, am 14. Mai 1891, hauchte der edle Bischof seine Seele aus.

Dort auf dem einsamen Friedhof von Maskat das Kreuz am weitesten zur Rechten zeigt uns die Stätte, wo der nimmermüde Leib zur letzten Ruhe gebettet liegt. Es trägt zwei passende Inschriften, vorn: „Es sei denn, daß das Weizenkorn in die Erde falle und ersterbe, so bleibt es allein; wenn es aber erstirbt, so bringt es viele Frucht,“ auf der Rückseite: „Gleichwie des Menschen Sohn nicht gekommen ist, sich dienen zu lassen, sondern daß er diene und gebe sein Leben zur Erlösung für viele.“

Die Anfänge der Berliner Missionsarbeit in der Goldstadt Johannesburg.

Nach Berichten des Berliner Missionars Kuschke.

Von dem mächtigen Drakengebirge, dessen Abhänge und Gründe hier und da mit einem Mantel tropischen Urwaldes eingehüllt sind, zieht sich in der stattlichen Höhe von 5—6000 Fuß ein mit Gras

bestandenes, wellenförmiges Hochland nach Westen. Einer der aus demselben aufsteigenden Höhenzüge heißt der Witwatersrand. Im Sommer 1886 verbreitete sich in der südlich davon gelegenen Burenstadt

Heidelberg plötzlich die Nachricht, hoch oben auf den Höhen des Witwatersrandes sei Gold gefunden. Da eine solche Botschaft gewöhnlich alsbald das Zeichen zu einem gewaltigen Zusammenströmen goldhungriger Massen ist, wollte der Berliner Missionar Kuschke in Heidelberg die günstige Gelegenheit nicht unbenutzt vorüber gehen lassen und aus-

sehen, ob vielleicht dort oben eine neue Missionsstation gegründet werden könne. Aber als er zum ersten Male hinaufkam — es war im August 1886 — sah es noch traurig aus. Es stand noch kein Haus, noch weniger war von einer Straße etwas zu sehen, hier und da waren kleine Zelte und dürftige Hütten aufgeschlagen,



Wasserfall bei Johannesburg.

die Oberfläche des Bodens wurde mit Spaten und Hacke durchwühlt, an manchen Stellen waren auch tiefe Löcher gegraben. In der ganzen Gegend waren kaum einige hundert Menschen zu sehen. Es war also noch zu früh. Nach einem halben Jahr trieb es den eifrigen Missionar wieder hinauf. Inzwischen war manches anders geworden, die öde Gegend hatte sich den schönen Namen

„Johannesburg“ gegeben. Hin und her über das Land zerstreut standen unregelmäßig durcheinander kleine Häuschen aus Wellblech und Leinwandzelte, es mußte darin allerdings in der Hitze des Mittags unerträglich heiß und in den — bei der hohen Lage, 6000 Fuß über dem Meerespiegel — sehr kühlen Nächten bitter kalt sein. Leider waren nicht wenige dieser

Häuser Branntwein-Spelunken, deren Zahl bald 500 überstieg, und deren Besitzer vielfach polnische Juden waren. Auch damals machten alle Verhältnisse noch einen äußerst wüsten und ursprünglichen Eindruck.

Im Jahre 1887 — also gerade vor 10 Jahren — führte den Missionsuperintendenten Rauhaus sein Weg nach Heidelberg, und weil er da der aufstrebenden Goldstadt so nahe war, beschloß er, mit den Missionaren Ruschke und Düring hinaufzufahren. Sie machten die Reise in einem mit vier Mauleseln bespannten Wägelchen, auf dem es allerdings so eng

war, daß die drei Brüder kaum Platz hatten. Als sie hinter Heidelberg die Furt durchschritten, lag hoch oben in den Wolken die Stadt Johannesburg vor ihnen. Der Anstieg war steil und mühsam. Wiederholt mußten sie Rast machen, weil ihre Tiere ermüdet waren.

Endlich waren sie oben. Was war das für ein Gemühl von Schwarzen und Weißen! Überall waren Häuserreihen im Entstehen. Man merkte an allem, daß hier eine große Stadt gebaut werden sollte. Sie suchten zunächst Quartier für die Nacht. An Hotels war kein Mangel,



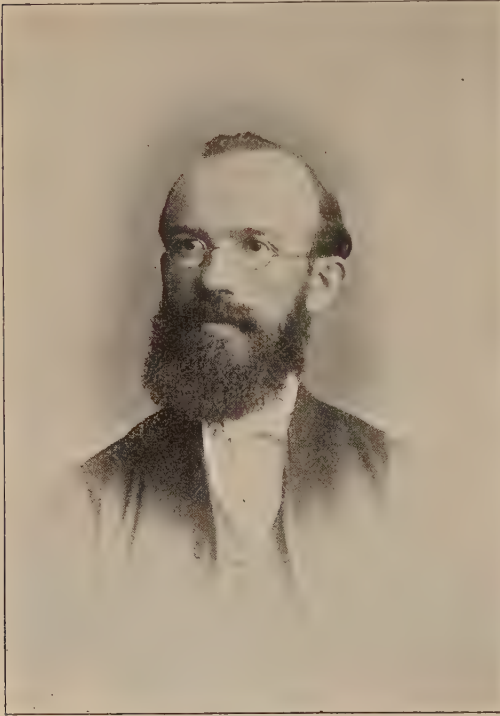
Straße in Johannesburg.

wenn es auch nur niedrige Wellblechhütten waren. Aber sie waren alle bis auf den letzten Platz besetzt. Nur in einem Hotel bot der Wirt nach gütlichem Zureden den Brüdern einen Platz unter dem Tische an, einer könnte da allenfalls noch liegen, für die beiden andern könne er keinen Rat schaffen. Unter dem Tisch zu liegen war aber auch nicht gerade verlockend; außerdem hatten sie bei diesem Quartiersuchen recht lebhaft den Eindruck bekommen, was für verräucherte, schmutzige Hütten die „Hotels“ waren. Sie verzichteten also lieber darauf und beschloßen, auf ihrem kleinen Wagen unter freiem Himmel zu

nächtigen. Sie spannten irgendwo aus, machten ihre Esel fest und fingen nun an, in den Straßen spazieren zu gehen. Welch ein Gedränge, fast wie auf einem Jahrmarkt oder in einem Circus! Es konnte ihnen nicht zweifelhaft sein, hier mußte mit der Arbeit des Evangeliums eingesetzt werden. Aber für heute war es zu spät, auch machte sich der Hunger empfindlich geltend, daher gingen sie vorläufig zu ihrer Lagerstatt zurück. Da der liebe Superintendent, in dessen Hände die jüngeren Brüder vertrauensvoll die Verproviantierung gelegt hatten, aus seinem Rucksack nicht mehr herausbringen konnte, als drin war,

nämlich außer Kaffee nur etwas vertrocknetes Brot ohne Butter oder Fleisch, so machten sich die beiden Jüngeren lieber noch einmal auf, um zu sehen, ob sie nicht irgendwo einen besseren Bissen erwischen könnten. Bald kehrten sie zurück und brachten im Triumph eine leibhaftige Wurst mit, die ihnen dann vortrefflich mundete.

Mit der Nachtruhe auf der kalten Hochfläche in dem engen Wagen unter freiem Himmel war es freilich schlecht bestellt. Die Brüder deckten sich mit ihren Mänteln, so gut es ging, zu und lagen



Missionar Kuschke.

ganz still nebeneinander, um sich gegenseitig nicht zu stören. Aber wenn der eine anfing sich zu rühren, so that's alsbald auch der zweite und dritte, und schließlich kamen sie alle drei dahinter, daß sie kein Auge zugethan hatten. Das war die erste Nacht der Missionare in Johannesburg. Sie waren herzlich froh, als die Sonne aufging und sie sich daran machen konnten, einen Platz für die künftige Missionsstation auszusuchen. Sie stiegen auf den Hügel, der das Stadtgebiet überragt, überblickten von da die kreuz und quer durcheinander

laufenden Straßen, in denen meist erst einige Häuser standen, und waren sich endlich klar, dort in der Gegend der Kreuzstraße mußten sie ein Grundstück zu erwerben suchen. Dort war noch gar nicht gebaut, es war also zu hoffen, daß der Baugrund nicht zu teuer sein würde. Dabei war man dem Mittelpunkt der Stadt so nahe, daß man erwarten durfte, dort werde in wenigen Jahren eine der Hauptstraßen der Stadt vorüberführen. Es war nun aber noch ein mühsames Stück Arbeit, bis sie die Besitzer dieser Baugrundstücke herausgefunden und einen von ihnen willig gemacht hatten, ihnen ein Zipfelfchen Land zu verkaufen. Es war freilich nur ein Stück 200 Fuß lang und 100 Fuß breit, also kaum genug, um Kirche, Schule und ein bescheidenes Häuschen darauf zu bauen. Aber dafür sollte auch der Platz nur 2000 M. kosten, für Johannesburg Verhältnisse ein billiger Preis. Freilich kam der schlimme Hafen erst später zum Vorschein. Auf dem Stück lasten nämlich ganz unerschwingliche Steuern, z. B. allein 720 M. jährliche Grundsteuer! Aber die Berliner Mission hatte doch ein geeignet gelegenes Grundstück, und befriedigt und dankbar fuhren die drei Brüder am folgenden Tage wieder nach ihren Stationen.

Einige Wochen später war Missionar Kuschke auf dem Wege, um sich in Johannesburg häuslich niederzulassen. Seine Ausrüstung dazu war mehr als einfach, ein Bett, ein Tisch und eine Kiste mit Kleidern, Kochgerät und einigen Büchern, mehr hatte auf dem Wagen nicht Platz, mehr konnte er auch bei dieser Pionierarbeit nicht mitnehmen. Da war er oben in Johannesburg, da war auch die Kreuzstraße, und da lag der große Müllhaufen, das Wahrzeichen des gekauften Grundstückes. Er war am Ziel. Der Wagen wurde ausgespannt, der Feldmesser gerufen, um die Grenzen anzuweisen und abzustecken. Dann galt es, Pfähle einzurammen, um das Ganze ein Drahtgitter zu ziehen und Erde für das Fundament des Wohnhauses auszuheben. Kuschke mietete für die schwere Arbeit einige herumlungende Schwarze; aber wenn er nicht selbst am meisten zugriff, so schritt die Arbeit nicht fort. So ging die erste Woche harter Arbeit zu Ende. Es war die Nacht vom Sonnabend zum Sonntag. Kuschke hatte die Pferde aus ihrem

Stall vertrieben und hatte sich denselben als Schlafzimmer eingerichtet, es war freilich nur ein enger Schuppen aus Balken und Rohr. Da wachte er in der Nacht auf, und der Gedanke schoß ihm durch den Kopf, ihr seid im Irrtum, das Land ist nicht richtig vermessen. Das war freilich ein unbequemer Gedanke, sollte die ganze Arbeit und aller saure Schweiß, dazu auch all der hohe Tagelohn der Woche vergeblich gewesen sein? Aber der Gedanke ließ ihn nicht zur Ruhe kommen. Er stand auf, ging im Zwielicht der Morgendämmerung hinaus, schritt seinen Platz in der Länge und Breite ab, das stimmte alles. Er suchte die Grenzpfähle der „Kreuzstraße“, die hier und da in dem grasbewachsenen Boden eingeschlagen waren, er verglich sie miteinander,

richtig, da war kein Zweifel, der Landmesser hatte falsch vermessen, das halbe Areal, welches er mit Beschlag belegt hatte, lag mitten auf der Straße. Ein Glück, daß er das jetzt merkte, ehe das Wohnhaus gebaut war! Unangenehm genug war trotzdem die Entdeckung, noch dazu am ersten Sonntagmorgen in Johannesburg.

Aber als rechter Missionar wollte er sich dadurch nicht irre machen lassen; er wollte dennoch heute schon einen Anfang machen, das Evangelium zu predigen. Als es hell geworden war, zog er seinen schwarzen Rock an, damit ihn die Schwarzen ohne weiteres als „moruti“, Lehrer, erkennen konnten, und machte sich dann nach den Minen auf, wo er eine Menge Schwarzer zu finden hoffte. Richtig, da



Goldmine bei Johannesburg.

lagen sie truppweise, wie's die Kaffern lieben, im grünen Grase auf dem Bauche, rauchten und schwachten. Ruskte redete sie so freundlich wie möglich an, sie möchten doch mit ihm kommen, er wolle ihnen das Wort Gottes verkündigen. Aber dazu hatte keiner Lust. „Ich muß jetzt essen, ich muß schlafen, ich habe keine Zeit,“ so tönte es ihm von allen Seiten entgegen, er mußte unverrichteter Sache wieder abziehen. Trotz aller Bemühungen gelang es ihm an dem Sonntag nicht, mehr Leute zum Gottesdienst zusammen zu bekommen als die drei Kaffern, die während der Woche bei ihm gearbeitet hatten. Und denen war es offenbar bei dem Singen und Beten auch nicht recht geheuer, sie zitterten bei der Predigt wie Espenlaub, weil sie meinten, sie würden verzaubert, und als Ruskte das „Amen“ gesprochen hatte, waren sie

nicht mehr zu halten. Sie sprangen auf, liefen zur Thür hinaus — und waren nicht mehr zu sehen. Das war ein trüb-seliger Sonntag. Missionar Ruskte hatte Zeit darüber nachzudenken, daß er in der Kreuzstraße wohne, und daß es ihm sicherlich in Johannesburg an mancherlei Kreuz nicht fehlen werde.

Am Montag fing die Arbeit von neuem an. Der Landmesser mußte den Baugrund nochmals vermessen und überzeugte sich von seinem Irrtum, die Pfähle wurden herausgerissen und an richtiger Stelle neu eingerammt. Dann begann Ruskte die ersten Lehmmauern für das künftige Wohnhaus aufzuführen.

Er hatte inzwischen recht lebhaft den Eindruck erhalten, wie dringend nötig gerade hier die Missionsarbeit sei. Der Branntwein floß in Strömen, jedes vierte

oder fünfte Haus war eine Brantwein-schenke. Die zahlreich vorhandenen polnischen Juden handelten mit dem gemeinsten Fusel, viele Schwarze und Weiße waren dem Trunke ergeben und gingen an Leib und Seele zu Grunde. Wie sollte er sich in diesem Babel Gehör verschaffen, wie eine Gemeinde sammeln? Er zog am nächsten Sonntag wieder seinen schwarzen Rock an und beschloß einfach in den Straßen hin und her spazieren zu gehen, vielleicht daß doch hier und da ein Schwarzer ihn anredete oder nach ihm fragte. So war er schon eine ganze Weile gegangen, und viele Schwarze waren ihm begegnet, ohne von ihm Notiz

zu nehmen. Auf einmal rief ihn von hinten her fröhlich ein Schwarzer an „*amela moruti*“, sei begrüßt, Lehrer! Kuschke wandte sich um, und ein freundliches Lächeln glitt über seine Züge, als er in das glückstrahlende Gesicht des Schwarzen schaute; es war ein Christ der Botschabeloer Gemeinde, der nach Johannesburg auf Arbeit gezogen war. Das war doch eine bekannte Seele, ein Anknüpfungspunkt für die weitere Arbeit.

Aber die Prüfungen waren noch nicht zu Ende. Zunächst kam ein Brief vom Missionsuperintendenten, der Verkäufer des Platzes habe wohl die pünktlich be-



Missionsgehöft in Johannesburg.

Ältere Kirche, gebraucht 1888—1895. Haus des Missionars.
Rechts deutsche Schule.

Kaffernschule.

zahlte Kauffumme eingesteckt, wolle aber das Besigdokument nicht herausgeben, und es sei Gefahr, daß der Platz und alles bezahlte Geld der Mission verloren gehe. Das war freilich fast zum verzweifeln! Es gehörte viel, viel Geduld dazu, um trotz allem auszuhalten und den Mut nicht zu verlieren. Erst nach monatelangen Verhandlungen mit dem Häuseragenten konnte Kuschke die Rechtsfachen in Ordnung bringen.

Unterdessen war das Lehmhäuschen notdürftig fertig geworden, die eine Hälfte desselben (auf unserm Bilde das Haus links) wurde am 15. Jan. 1888 zum Gottesdienstlokal eingeweiht. Nur zu schnell sollte die

Freude darüber zu Wasser werden. Während der folgenden Woche fielen nämlich unaufhörliche Regengüsse, und als Missionar Kuschke am nächsten Sonntag, dem 22. Januar, in dem neuen Kirchlein von der Herrlichkeit des Herrn und ihrer Offenbarung zu Kana predigte, stürzte unversehens der Giebel, an dem er stand, bis aufs Fundament ein. Der Schaden war um so schlimmer, als dem Missionar all und jede Geldmittel und Materialien fehlten, die zur Wiederherstellung des Gebäudes nötig waren. Wochenlang hat er da zwischen den Ruinen wohnen müssen, und wenn er nach den vielen schlaflosen Nächten des Morgens von seinem

nichts weniger als wasserdichten Lager aufstand, sah er sehr besorgt nach den triefenden Lehmwänden, welche sich aufzulösen und davonzuschwimmen drohten. Aber als die Not am größten, da war auch die Hülfe am nächsten. Sowohl aus der Heimat als auch von Farbigen und Weißen drüben in Afrika erhielt er Mittel und Hülfe, und mit Freude und Dank blickt er heute nach all dem Leid und Elend der ersten Tage auf das, was der Herr dort Großes gethan hat. Es ist in der Johannesburger Missionsarbeit gegangen nach der Weise:

Aus der Enge in die Weite,
Aus der Tiefe in die Höh'
Führt der Heiland seine Leute,
Daß man seine Wunder seh'.

Am 16. Dezember 1896 hat die Stadt Johannesburg ihr zehnjähriges Jubiläum gefeiert. Was ist in diesen zehn Jahren

aus der verlassenen Felsenwüste hoch oben auf den Klippen des Witwatersrandes geworden! Eine Großstadt mit allem Luxus und Komfort europäischer Großstädte, ein Handels- und Verkehrsmittelpunkt, dem sich keine andere Stadt Afrikas, nicht einmal Kapstadt, zur Seite stellen kann. Aber auch für die Missionsarbeit ist Johannesburg ein wichtiger Mittelpunkt geworden. Während sonst in Süd-Afrika die Schwarzen weit zerstreut leben, hier ein kleines Häuflein von 50—100 und ein paar Stunden weiter wieder ein Häuflein, strömen sie in Johannesburg zu Hunderttausenden zusammen. Es sind immer gleichzeitig etwa 50 000 Farbige in der Stadt und in den Minen beschäftigt, und da die meisten nur drei bis vier Monate dort bleiben, so ist es ein beständiges Kommen und Gehen, eine überaus gute Gelegenheit, den Samen des Wortes Gottes weithin auszustreuen.

Vermischtes.

Etwas vom Geben. Auf einer Predigtreise war ein Missionar bei ein paar wohlhabenden Bauersleuten zu Gast. Früher, als sie noch ärmer waren, hatten sie eine offene Hand gehabt, aber dann hatte der Reichtum ihr Herz zum Geiz verführt. Doch heute waren sie von der Predigt, die der Missionar in der Kirche gehalten hatte, bewegt, und so fanden die Worte, die er jetzt noch mit ihnen im besondern zu sprechen Gelegenheit hatte, eine gute Statt. Als der Bauersmann für einen Augenblick das Zimmer verließ, trat die Frau zu ihrem Gast und drückte ihm ein Goldstück in die Hand: „Das ist für die Mission. Aber sagen Sie meinem Manne nichts; er ist ein wenig geizig und giebt nicht gern für die Mission.“ Hernach begleitete der Bauersmann den Missionar noch ein Stück Weges, beim Abschied händigte er ihm gleichfalls ein Goldstück ein und sagte: „Sagen Sie aber meiner Frau nichts davon, denn sie ist etwas geizig und giebt nicht gern.“

Was der Hindu von seinem Priester hält. Missionar Matthes von der Leipziger Mission im Tamilenlande in Südindien war zum heidnischen Pongelfest gegangen, vielleicht daß sich bei der zu solcher Gelegenheit zahllos zusammenströmenden Menschenmenge auch zur Predigt des Evangeliums ein An-

laß bot. Aus allen Dörfern kamen die Priester mit ihren Götzen herbei, Ganesa, Krischna, Siwa und wie sie alle heißen. Wie das funkelte und blitzte von der Menge edler Steine, mit denen die schenßlichen Bilder geschmückt waren! „Ist der Schmuck auch echt?“ fragte Matthes. Entrüstet wies der Priester den Zweifel an der Echtheit der Steine zurück. Aber er sollte bald Lügen gestraft werden. Im Gedränge zweier sich begegnender Züge kam sein Göze ins Wanken, er taumelte, stürzte zu Boden, und die edlen Steine zerbrachen und lagen als wertlose Glasscherben im Schmutz. Matthes hob etliche auf. Mit Lachen fragten ihn einige Hindus: „Sie dachten wohl, es seien Juwelen?“ — „Ja, Euer Priester hat es mir versichert.“ — „Unsere Dorfgötter haben keine Juwelen.“ — „Dann hat Euer Priester gelogen.“ — „Das thun sie alle,“ entgegnete der Hindu und ging lachend davon.

Leipz. Miss.-Bl. 129.

Eine liebliche Oase in der heidnischen Wüste bildet das Thal Silindung auf Sumatra. Wie köstlich muß jene Sylvestfeier gewesen sein, welche der rheinische Miss. Meis beschreibt: Einen schönen Sylvestera Abend verlebten wir in Pea Nadscha im Silindungthal, wie ich ihn mir schöner in Europa nicht vorstellen kann. Am Abend

faund in der gutbesuchten Kirche ein Gottesdienst mit einer Predigt über Ps. 90 statt. Nach demselben blieben der Posaunenchor und die Lehrer im Missionshause bei einer Tasse Kaffee versammelt. Hier wurden die Losenngen gezogen und vierstimmige

Lieder gesungen. Punkt 12 Uhr fingen im ganzen Thal die Glocken der etwa 25 Kirchen an zu läuten, und zugleich fiel der Posaunenchor ein. Es war ein erhebender Jahresanfang im fernen, fremden Land.“

Rhein. Miss.-Ber. 117.

Neueste Nachrichten.

Es ist für die deutschen Missionsfreunde hocherfreulich, die von Jahr zu Jahr reicheren Ernten zu sehen, welche die deutschen Missionen nach langjähriger, geduldiger und gediegener Arbeit jetzt in die Scheuern sammeln dürfen. Die Gesamtzahl der in Pflege unserer Missionen befindlichen Heidenchristen beträgt 380 801, wovon das letzte Jahr allein 19 139 Tauslinge gebracht hat.

Leider halten mit diesen schönen Fortschritten auf dem Missionsfelde die Gaben der Missionsfreunde daheim nicht gleichen Schritt, so daß sich eine ganze Reihe unserer Missionsgesellschaften vor ein bedenkliches Defizit gestellt sehen. Die rheinische Mission z. B., die mit solchem Segen in Deutsch-Südwestafrika gearbeitet hat und auf Sumatra unter den Battas eins der vielversprechendsten Missionsfelder bestellt, schließt ihre letzte Jahresrechnung mit einem Fehlbetrage von 61 804 M. Noch größer ist das Defizit der Bremer Mission, welches die Höhe von 88 000 M. erreicht hat. Mit unermüdlicher Geduld hat diese Mission jetzt gerade 50 Jahre lang trotz der schwierigsten Verhältnisse unter den Eohe in Westafrika gearbeitet; nach 25 Jahren betrug die Seelenzahl der Getauften erst 93, nach 45 Jahren — 1891 — etwas über 1000; aber jetzt nach nur weiteren 5 Jahren steht zu hoffen, daß bald das zweite Tausend voll sein wird; denn endlich fängt es an sich im Eohelande zu regen, und allenthalben öffnen sich weite Thüren. — Auch die so reich gesegnete Gofßnersche Kolsmission in Indien meldet ein zum großen Teil durch die Hungersnot verursachtes Defizit von 40 000 M. Was soll nun geschehen? Entweder müssen die Gesellschaften ihren Wirkungskreis einschränken, müssen die reisende Ernte zum Teil verkommen lassen, die Thüren sich am Ende wieder schließen sehen, oder — die Missionsfreunde müssen ihre Anstrengungen vermehren.

Am 24.—26. April hat der Studentenbund für Mission in Halle die erste allgem. Studentenkonzferenz für Mission abgehalten, wozu sich gegen 300 Studenten von nah und fern eingestellt hatten. Auch Vertreter des englischen, amerikanischen und australischen Studentenbundes waren erschienen. Die Mitgliederzahl des deutschen Bundes ist von 14 auf 37 Mitglieder angewachsen; freilich was ist das gegen die Tausende in England und Amerika! Daher gipfelten die meisten der gehaltenen Reden in dem Wunsche, daß der Geist Gottes immer mehr unsere Studenten und Kandidaten ergreifen und mit Begeisterung für die herrliche Missionsache erfüllen möge.

Vom 25.—28. Mai tagte in Bremen die kontinentale Missionskonferenz; nicht nur Vertreter fast aller deutschen Missionsgesellschaften hatten sich eingefunden, sondern auch die französischen, niederländischen, schwedischen, dänischen, norwegischen und finnischen Missionsgesellschaften waren vertreten. Es wurden eine Reihe der wichtigsten und einschneidendsten Fragen des evangelischen Missionslebens in maßgebender Weise verhandelt. Wir denken auf die ebenso wichtigen wie fesselnden Beratungen in einer der nächsten Nummern unsers Blattes zurückzukommen.

Ein dankenswerter und für die Lage der Negerfrauen in Kamerun wichtiger Erlaß der deutschen Regierung bestimmt, daß fortan weibliche Personen wegen Schulden anderer, besonders ihrer Ehemänner nicht in Pfand oder Haft genommen, weggefangen oder verkauft werden dürfen. Weibliche Missionszöglinge dürfen nur mit Zustimmung des Gouverneurs zu Dienstleistungen an Europäer vermietet werden.

In Westafrika sucht die bisher noch mehr oder weniger auf das Küstengebiet beschränkte Mission an verschiedenen Punkten weiter in das Innere zu den teils schon dem Mohammedanismus verfallenen, teils

von ihm bedrohten Negerstämmen vorzudringen. In Falaba, dem nordöstlichsten Punkte der Sierra Leone Kolonie, will die englische Kirchenmission eine Station anlegen. Dieselbe Gesellschaft beabsichtigt im Verfolg des glücklichen Feldzuges der englischen Nigerkompagnie gegen den Sultan von Rupe ihre bisher im angrenzenden Yorubalande und am unteren Niger betriebene Mission auch in das Reich Rupe auszudehnen und dessen Hauptstadt Wida zu besetzen. Die amerikanischen Presbyterianer schließlich planen eine neue Mission unter den Zwergvölkern Innerafrikas östlich vom Gabun (Golf v. Guinea). Die Mittel dazu werden von einer englischen Dame, Fräul. Mac Lean, dargereicht, die schon seit lange eine besondere Vorliebe für diese Zwergvölker hatte.

Aus Südafrika sind leider wieder einige Trauernachrichten eingetroffen. Am 27. Februar starb in Natal der Hermannsburger Missionar Hörmann; nach einem Leben zuerst reich an Unruhe und Kriegsschrecken, dann an mühevoller Geduldsarbeit unter den verhärteten Kaffern ist er nach 20jähriger Wirksamkeit zu seiner Ruhe eingegangen. Ein anderes Glied derselben Gesellschaft, Frau Missionar Behrens, ist in dem ehrwürdigen Alter von 75 Jahren entschlafen. Durch ihren ganzen Wandel, durch ihr fleißiges, auch von ihrer Schwerhörigkeit nicht beeinträchtigtes Kirchengen, ihr Bibellefen und Beten, ihren unermüdlischen Fleiß war sie den Kafferfrauen eine lebendige Predigt.

Die neuesten Nachrichten des aus Uganda an die Küste zurückgekehrten englischen Bischofs Tucker veranschaulichen die gewaltigen Fortschritte, welche das Evangelium fortgesetzt in jenem Lande macht. Im März 1896 gab es 321 Kirchen, 725 eingeborene Lehrer und Lehrerinnen, 57 380 „Leser“, 25 300 Gottesdienstbesucher, 20 591 solche, die besondere Unterweisung im Christentum begehren, und 6 905 Getaufte. Die Missionsarbeit in Uganda war im März 1896 nicht ganz 19 Jahre alt. Es ruht ein wunderbarer Segen auf dieser Mission.

Obwohl Indien mit einem dichten Netz von Missionsstationen bedeckt ist und an 1000 ordinierte Missionare dort ihr Arbeitsfeld haben, so macht sich doch noch in vielen Gegenden ein erheblicher Mangel an Arbeitskräften fühlbar. Da giebt es z. B. in den

Nordwestprovinzen ein Gebiet von 20 000 englischen □ Meilen und 2 Millionen Einwohnern, wo bis vor kurzem nur ein Missionar in der Arbeit stand, während es jetzt ihrer drei sind. Ein anderer Bezirk nördlich von Allahabad mit 1½ Millionen Einwohnern hat noch keinen Missionar. Im Pandschab wird ein Bezirk von 29 000 □ Meilen und zwei Millionen Einwohnern von einem Missionar versehen. Ebenfalls noch ganz unzureichend sind Centralindien und die großen Vasallenstaaten im Dekkan besetzt.

Wie furchtbar die Hungersnot in Indien wüthet, davon kann man sich einen Begriff machen, wenn man liest, daß in den neun Monaten vom Januar bis September 1896 allein in den Centralprovinzen 76 000 Menschen Hungers gestorben sind. In diese Zahl sind die Todesfälle infolge von Cholera, Fieber u. s. w. nicht mit eingerechnet. Intell. 290.

Während sich die gläubige Christenheit nun schon ein Jahrhundert lang bemüht, Indien die Segnungen des Christentums zu bringen, finden sich neuerdings von Zeit zu Zeit immer wieder auch „aufgeklärte“, ungläubige Europäer gemüthigt, den Hindus Lobreden auf ihre Religionen zu halten. So thut jetzt wieder ein Fräul. Besant in Nordindien. Die wesentlichsten Lehren des Christentums von der Dreieinigkeit, der Menschwerdung, der Mittheilung des heiligen Geistes u. a. finden sich nach ihrer Meinung auch schon im Hinduismus. Nur zwei tatsächliche Unterschiede beständen zwischen beiden Religionen: das Christentum lehre ewige Höllenstrafen, und — es erlaube den Genuß von alkoholischen Getränken, während der Hinduismus ihn verbiete. Natürlich finden solche oberflächlichen, lächerlichen Behauptungen bei den geschmeichelten Hindus großen Beifall. Kürzlich kam einer der auf dem Religionskongreß in Chicago verherrlichten Hindu-Redner Wivegananda Swami mit drei zu seiner Religion bekehrten Engländern nach Madras, um dort über seine Erfolge im Westen zu reden. Der Eindruck, den er auf die Hindus machte, war der, daß er dort eine religiöse Umwälzung vollbracht und Tausende zum Hinduismus bekehrt hat. Nüchtern urtheilte das von einem eingeborenen Christen herausgegebene Wochenblatt, The Christian Patriot, welches schrieb: „Es ist uns

indischen Christen unbegreiflich, wie sich die Amerikaner von Swami verleiten lassen konnten, solch greifbaren Unsinn zu glauben."

Mit tiefer Teilnahme werden die Leser die Tagebuch-Schilderungen jener unsäglich entbehrungsreichen Mission im hohen Norden

am Cumberland Sund gelesen haben. (Jahrgang 1896 S. 37 ff.) Unlängst kam von dort die Trauerkunde, daß der eine der beiden heldenmütigen Männer, Miss. Parke, durch Ertrinken seinen Tod in den Wellen gefunden hat. Intell. 194.

Bücherbesprechungen.

Guinness, Lucy, Welches Haus? Eine Missionsstudie. Gütersloh, Verlag von E. Bertelsmann. 1 M., geb. 1,50 M.

Unter diesem etwas auffallenden Titel sucht die gewandte Verfasserin den evangelischen Christen ihre Missionspflicht an das Herz zu legen. Die Grundidee ist diese: Nach der babylonischen Gefangenschaft kehrte nicht eher der Segen Gottes bei den Israeliten ein, bis sie ihre eigenen Interessen hintansetzten und mit aller Kraft begannen den verfallenen Tempel des Herrn zu bauen. So wird auch in unserer Zeit der Segen des Herrn mehr und mehr von den christlichen Völkern weichen, bis sie mit allem Ernst die Aufgabe erfassen und durchführen, dem Herrn einen unsichtbaren Tempel aus erlösten Menschenseelen zu bauen in aller Welt.

Schreiber, Dr. A., Der Islam und die evangelische Mission. Vortrag, gehalten auf der diesjährigen Provinzial-Missionskonferenz in Halle. Berlin, Martin Warned. Brosch. 30 Pf.

In diesem außerordentlich fesselnden Vortrag, dem wir viel Belehrung verdanken, läßt uns der Verfasser den Islam zuerst als den gefährlichsten Konkurrenten des Christentums ansehen. Er weist sodann nach, daß es eine ganz unhaltbare Phrase ist, in Afrika im Islam einen Begleiter für das Christentum zu suchen. Im Gegenteil ist derselbe der geschworene Feind des Christentums. Dennoch hat die evangelische Mission auch in ihm ein Objekt ihrer Missionsthätigkeit zu sehen. Allerdings hat die Mohammedaner-Mission nur erst in Indien und besonders auf Java größere Erfolge aufzuweisen.

Rottrott, L., Aus der Wendenmission. Ein Beitrag zur kirchlichen Heimatskunde für das Volk. Halle, C. A. Kaemmerer & Co. Acht Hefte à 1 M.; davon sind vier erschienen.

Das ist ein glücklicher Gedanke des fleißigen, in der Mission wohlbewanderten Verfassers, uns Bilder aus der Missionsgeschichte unsrer eigenen Vaterlandes vorzuführen. Das Werk ist in erster Linie für die Bewohner derjenigen Provinzen bestimmt, welche auf altwendischem Boden liegen, Sachsen, Brandenburg, Pommern und Mecklenburg. Ihnen wird eine Heimatskunde von einer Genauigkeit und Sorgfalt gegeben, wie sie uns sonst nicht bekannt ist. Erfahrungsmäßig festelt die Einführung in die Lokalgeschichte die weitesten Volkstheile und ist oft das beste Mittel, auch Interesse und Verständnis für die Mission der Gegenwart zu wecken. Zumal Geistlichen und Lehrern stellt das Werk eine Fülle eingehendsten Materials für Ansprachen und Unterricht zur Verfügung. Das Werk zerfällt in einen allge-

meinen Teil, der von den Wenden und ihrem Gottesglauben, von den Missionaren und ihrer Missionsweise und von der geschichtlichen Bedeutung Magdeburgs als des Vorortes der Wendenmission handelt. Darauf werden in dem zweiten, besondern Teile die einzelnen Wendenstämme und ihre Missionsgeschichte durchgenommen, die Sorben im südlichen Sachsen, die Obotriten in Mecklenburg, die Pommern und die Lutizen in der Altmark und Brandenburg.

Schulze, D., Im Reich der Mitte oder die Baseler Mission in China. Basel, Missionsbuchh. 30 Pf.

Das reich illustrierte Buch giebt in zehn Kapiteln eine kurze Geschichte der Baseler Mission in China. Gerade in diesem Jahre, wo diese Mission ihr fünfzigjähriges Jubiläum feiert, ist es gewiß interessant, einen solchen Überblick über alle die wunderbaren Führungen Gottes zu lesen, welche die Baseler Missionare bis zu ihrer jetzigen ausgedehnten und gesegneten Arbeit geleitet haben. Die gute Karte ist eine wertvolle Beigabe des Buches.

Schneider, H., In fernen Heidenlanden. Herrnhut, Verlag der Missionsverwaltung.

Unter diesem Gesamttitel giebt der vortreffliche Missions- und Volkschriftsteller eine Serie anziehend geschriebener Missionserzählungen für die Jugend heraus, welche wir allen Eltern als eine gesunde und fesselnde Nahrung für ihre heranwachsenden Kinder (etwa vom zehnten Jahre ab) warm empfehlen. Die bis jetzt erschienenen Hefte tragen die Titel: Nr. 1: Jonas Walden (10 Pf.), Nr. 2: Gaba Matolwa's Traum (10 Pf.), Nr. 3: Heidenmission auch Christenmission (10 Pf.), Nr. 4: Prinz Pamiof und sein Vater (10 Pf.), Nr. 5: Hans Peter Hallbeck (10 Pf.), Nr. 6: Zweimal gehent (15 Pf.), Nr. 7: Auf der Flucht (30 Pf.). Jedem Heft ist vorn ein Bild beigegeben.

Meincke, G., Koloniales Jahrbuch 1897. Deutscher Kolonialverlag. Heft 3—4.

Wir machen diejenigen, welche sich für die verwickelten Fragen der Kolonialpolitik interessieren, besonders auf den Aufsatz des Grafen Freil aufmerksam: „Betrachtungen über die Anlegung einer Strafkolonie in Südwest-Afrika.“ Der Verfasser kommt erfreulicherweise zu dem Resultat, daß unsere Kolonie Deutsch-Südwestafrika zur Verbrecherkolonie durchaus ungeeignet sei. In der That können wir es den Einwohnern unserer Kolonien, den eingeborenen wie den eingewanderten, nur wünschen, daß sie von dem Abschaum Deutschlands verschont werden. Sehr beachtenswert und sorgfältig ist auch der Aufsatz Meinckes über die Kolonisation in Brasilien.



Fünfzig Jahre Arbeit auf der Westküste Afrikas.

Von Pastor Teipoldt in Bremen.

Mit ihrem Jahresfest im Juni verband die Norddeutsche Missionsgesellschaft in Bremen diesmal eine Jubiläumsfeier. Sie schaut in diesem Jahre auf eine fünfzigjährige Arbeit an der Sklavenküste Westafrikas zurück und hat um so mehr Anlaß, bei dieser Gelegenheit ein Eben-Ezer aufzurichten, da sie durch göttliche Führung sich angewiesen sah, im Lauf der Zeit ihre ganze Kraft auf dies eine Arbeitsfeld zu konzentrieren.

Welches Maß von Kraft zur Fortführung dieser Arbeit not war; wie der, dessen Kraft in den Schwachen mächtig ist, sie auch ununterbrochen dargereicht hat bis auf diesen Tag, das gehört sicherlich zu den lehrreichsten Erfahrungen auf dem Gebiete evangelischer Missionsthätigkeit und dürfte auch für weitere Kreise wichtig sein.

Die Boten der Norddeutschen Mission arbeiten unter dem Ehevolk. Das Gebiet desselben wird im Westen durch den Voltafluß, im Süden durch den Meer-

busen von Guinea begrenzt, während es im Osten an Dahome, im Norden an das Gebirgsland von Odonko stößt. Das Volk kann nur in Hinsicht der Sprache als ein einheitliches Ganzes angesehen werden. Von alters her bereits in verschiedene Stämme und Stämmchen zerteilt (der Anglo-, der Peki-, der Avatime-, der Dove-Stamm u. a.), hat es vor kurzem noch das Mißgeschick über sich ergehen lassen müssen, daß es durch die zwischen Deutschland und England festgesetzte Gebietsabgrenzung in zwei Stücke zerschnitten worden ist. Daraus ergibt sich, daß die Küstenstation Keta mit dem zur Station Ho gehörigen, volkreichen Peki-Sprengel englisch geblieben ist, während Ho selbst nebst den andern beiden Hauptstationen deutsch geworden ist. Da nun jede der beiden europäischen Nationen verlangt, daß in ihrem Gebiet auch ihre Sprache gelehrt werde, so ergeben sich daraus für die Arbeit an der Schule und am Seminar, die Anstellung der Lehrer u. s. w. große

Schwierigkeiten. Das ganze Hohegebiet umfaßt etwa zwei Millionen Einwohner. Landschaftlich zerfällt es in den schmalen, sandigen Küstensaum, der durch eine Reihe größerer und kleinerer Lagunen von dem Binnenlande geschieden ist; hinter den Lagunen erstreckt sich das Flachland etwa drei Tagereisen nach Norden und ist zur Regenzeit mit weit ausgedehnten Sümpfen bedeckt; dann kündigt der aus der weiten Ebene ganz isoliert sich erhebende Adaklu-Berg als Vorposten das nunmehr sanft ansteigende Gebirgsland an, das in einigen Gegenden vor den Reisenden entzückende, mehrfach an die Alpen erinnernde Schönheit entfaltet.

Das Pekithal, der südwestlich am meisten nach dem Volta vorgeschobene Teil

des Hohelandes, war der erste Angriffspunkt der Norddeutschen Mission. Dorthin richtete 1847 der erste ihrer Boten, Missionar Wolf, seinen Weg, nachdem er mit seinem Gefährten Bultmann vergeblich versucht hatte, im Gabungebiet eine Arbeitsstätte zu finden. An freundlicher Aufnahme seitens der Eingebornen am Gabun fehlte es freilich nicht, aber die französische Landesregierung verwehrte jede Niederlassung evangelischer Missionare, und so mußte der Staub von den Füßen geschüttelt und weiter gewandert werden. Mittlerweile aber hatte sich auch bereits der tief erschütternde Ernst westafrikanischer Missionsarbeit geltend gemacht. Am Gabun begrub Wolf den treuen, dem Fieber erlegenen Bultmann; bei der Rückkehr nach Cape



Station Keta von der Lagune aus gesehen.

Coast, von wo sie aufgebrochen waren, empfing ihn die Todesnachricht eines andern dort wartenden Gefährten, Flato; und kaum hatte er auf seiner Untersuchungsreise ins Innere Peki betreten (Nov. 1847), als auch der letzte Reisegenosse, der fürs erste noch in Cape Coast zurückgeblieben war, der Zütländer Jens Graff, ins frühe Grab sank. Das waren in acht Monaten drei teure Opfer. Und das vierte ließ nicht lange auf sich warten. Wohl hatte Wolf in Peki einen fröhlichen Anfang machen dürfen, und im Lauf der nächsten beiden Jahre hatte er in den Brüdern Quinius und Groth sowie in der ihm geschenkten Lebensgefährtin Hilfe bekommen. Dann aber begann auch er zu kränkeln, und als gleichzeitig in der Heimat unerwartete Hindernisse den Fortgang des

Werkes in Frage zu stellen schienen (aus konfessionellen Gründen trennte sich, wie vordem schon Mecklenburg, nun auch Hannover von der Norddeutschen Mission), so beschloß die ganze in Peki arbeitende Schar heimzukehren, um aus der persönlichen Berührung mit der Missionsleitung neue Kraft und neue Weisung zu schöpfen. Aber noch vor dem Betreten des heimatlichen Bodens ward Wolf in die obere Heimat abgerufen. Er starb im Hamburger Hafen. Nur seine Leiche konnte ans Land gebracht werden.

Diesen vier ersten Garben, welche der Schnitter Tod aus der kleinen Schar der norddeutschen Missionsarbeiter dahinnehmen durfte, sind im Lauf des verflossenen halben Jahrhunderts noch sechzig weitere gefolgt: Sechzig Männer und Frauen (etliche neu-

geborne Kindlein mit eingerechnet), die meisten drüben auf dem heißen Arbeitsfelde selbst von aller ihrer Arbeit ausruhend, etliche auch nach der Rückkehr in die Heimat durch Entkräftung dahingerafft. Zahlen haben eine relative Bedeutung. Sechzig Todesfälle würden nichts Außergewöhnliches sein, wenn sich's um Tausende handelte, unter welchen sie vorkamen. Aber die Gesamtzahl der von Bremen nach Afrika ausgesandten Missionare, Männer und Frauen, beträgt etwa 160—180. Da darf fürwahr die Norddeutsche Mission von einer Thränenfaat reden, die sie draußen gestreut hat. Aber Gottlob, sie hat nie die Freudeigkeit verloren, Zinzendorfs Wort über die Gräber ihrer Boten zu schreiben: „Es wurden viele ausgesät, als wären sie verloren; auf ihren Gräbern aber steht: Das ist die Saat der Mohren!“ —

Der Wiederanfang der Arbeit wurde um so mehr erschwert, als gerade in derselben Zeit die Gesellschaft durch die raffinierte Betrügerei ihres Kassierers ihr ganzes Vermögen einbüßte. Doch wagte man einen neuen Angriff. Unter Quinius Führung gingen die Missionare Däuble und Menge im Oktober 1851 nach Peki, wo sie Januar 1852 ankamen und wiederum freundlich begrüßt wurden. Aber auch diesmal schien alle Mühe umsonst. Der Ausbruch eines der häufigen Affantekriege zwang die Missionare zur abermaligen Aufgabe ihres Postens. Von dem frischen Grabe Menges hinweg, der nach kurzer Frist abgerufen ward, mußten die Überlebenden flüchten, um nur das nackte Leben zu retten. Aber gerade dies einsame Grab im Pekithal ist hernach lange Jahre hindurch ein lautrufender Mahner gewesen, der immer wieder mit gewaltigem Nachdruck an die Wiederaufnahme des begonnenen

Werkes erinnerte, und die Folgezeit ist den Beweis nicht schuldig geblieben, daß die sechsjährige Anfangsarbeit nicht vergeblich war in dem Herrn!

Durch alle diese Erfahrungen belehrt beschloß der Vorstand nunmehr, nach Däuble's Vorschlag zunächst an der Küste einen Stützpunkt für die ins Innere ein-



Diakonissen mit Kindern.

dringende Arbeit zu suchen. Die das Land erfüllende Malaria erfordert nicht nur den Bau solider, gesundheitlich durchaus zuverlässiger Wohnhäuser für die europäischen Arbeiter, sondern auch die beständige Versorgung der letzteren mit einer viel reichlicheren Menge von Lebensbedürfnissen, als es in gesundheitlich günstigeren Gegenden not thut. Die Beförderung derselben ins

Innere, von deren Pünktlichkeit oft genug Gesundheit und Leben abhängt, darf nicht den Zufälligkeiten eines noch unentwickelten Verkehrslebens preisgegeben werden. Sie muß in zuverlässigen Händen liegen. Es wurde darum in Keta, einer damals noch sehr kleinen, fast verlassenen Stadt, der Grund zu einer Station gelegt. Keta liegt auf dem oben erwähnten schmalen Dünenstreifen zwischen Meer und Lagune, und bietet von letzterer aus das auf S. 170 dargestellte Bild. Es ist die älteste der zur Zeit bestehenden Hauptstationen der Norddeutschen Mission. Im Lauf der Jahre ist die Stadt unter

dem englischen Regiment (es ist ein englischer Gouverneur mit einer Schar Haussa-Soldaten dort postiert) mächtig herangewachsen. Eine große Zahl europäischer Faktoreien ist dort errichtet, u. a. auch die sog. Bremer Faktorei, Eigentum der der Mission innig verbundenen Firma F. M. Vietor Söhne. Neuerdings haben auch die römischen Sendlinge, die so gern ernten, wo sie nicht gesät haben, sich hier eingedrängt. Freilich ist auch Keta, wie so manche Küstenstadt in heidnischem Lande, ein Tummelplatz aller der Greuel, mit denen gottentfremdete „Kulturträger“ und Namen-



Missionshaus in So.

christen Land und Volk besudeln und vergiften. Aber um so dringender thut an solchen Orten das lebendige Zeugnis von Jesu Erlösung not, und so ist's für die Norddeutsche Mission niemals fraglich gewesen, daß sie gerade hier allen Hindernissen und Feindseligkeiten zum Trotz festen Fuß fassen und sich behaupten müsse. Darum hat sie auch gerade in Keta ihr Diakonissenstift, in welchem vier von der Anshargemeinde in Hamburg entsandte Schwestern vor allem an der Bewahrung und Erziehung der furchtbar gefährdeten weiblichen Jugend arbeiten, und gottlob neben vielem Schweren auch viel Freude

und Segen erfahren dürfen. Letzteres vor allem an den Kleinen und Kleinsten, in deren Mitte wir sie auf dem Bilde S. 171 finden. — Von Keta aus, das noch im September 1853 in Angriff genommen war, wurden dann 1856 und 1857 die Stationen Anyako, auf einer Laguneninsel, und Waya, in der Nähe des Adakluberges gelegen, gegründet. Beide sind aber später aus Hauptstationen in Nebenstationen umgewandelt, d. h. unter die Aufsicht und Pflege eingebornen Lehrer gestellt worden, da sie als Mittelpunkte für die Arbeit europäischer Missionare sich nicht bewährten. Im Jahre 1859 kam

endlich noch die Station Ho hinzu, etwa drei Tagereisen von der Küste entfernt, zur Zeit die schönste und blühendste unter ihren Schwestern. (Vergl. die Bilder S. 172 und unten, welche eines der Wohnhäuser sowie die Schulkapelle in Ho darstellen.)

Sie war es nicht immer. In dem blutigen Afhantekrieg, der 1869 ausbrach, und dem die Baseler Missionare Ramsfeyer und Kühne ihre vierjährige Gefangenschaft in Kumase zu verdanken hatten, ward auch die Station Ho mit allen ihren schönen Baulichkeiten und Anlagen dem Erdboden gleich gemacht, Hab und Gut der Mission

vernichtet oder geraubt und die Gemeinde zersprengt. Auch Waya mußte verlassen werden, und selbst das der Küste zunächst liegende Angako wurde aufs härteste mitgenommen. Der darauf folgende Feldzug der Engländer unter General Wolfeley hat zwar den gefangenen Missionaren die Freiheit wieder gebracht, konnte aber den gefährlichen Nachbar doch nicht ganz unschädlich machen. Dies ist den Engländern erst durch den abermaligen Feldzug vor zwei Jahren gelungen, und der greise Ramsfeyer, der sich nicht nehmen ließ diesen Zug zu begleiten, hat in Kumase noch die 1869



Die Schulkapelle in Ho.

aus Ho geraubte Kapellenglocke wieder gefunden, die mittlerweile zur Verherrlichung der bluttriefenden Götzefeste hatte dienen müssen, nun aber die dort sich sammelnde Christengemeinde zum Wort des Lebens rufen soll.

Von Ho aus wurde 1889 die Station Amefshohe gegründet, das anderthalb Tagereisen nördlich am Fuß des Gemi, des höchsten Gipfels im Avatimeberglande gelegen, mit seinem kühlen Gebirgsklima und seinem Reichtum an frischem Wasser den müden und fiebergeschwächten Arbeitern schon manche Erquickung dargereicht hat und, so Gott will, auch fernerhin darreichen

wird. Einen Blick in dies Bergland öffnet uns das Bild S. 174, welches die Aussicht von der Station auf den Gemi darstellt. Auch das Seminar zur Ausbildung eingeborner Lehrer ist von Keta aus dorthin verlegt, um die jungen Leute den Versuchungen des Lebens an der Küste zu entziehen. Im vergangenen Jahre endlich wurde von Keta aus in der nächstbenachbarten deutschen Hafenstadt Lome eine Station für europäische Arbeit angelegt und besetzt.

Die Norddeutsche Mission besitzt kein eignes Missionsseminar in der Heimat. Doch hat es ihr der Herr an treuen und

tüchtigen Arbeitern in dem abgelaufenen halben Jahrhundert nie fehlen lassen. Trotz des mörderischen Klimas, dem so viele edle Kräfte oft schon nach wenigen Monaten und Wochen erlagen, fanden sich immer wieder Männer und Frauen, deren Herz der Herr willig gemacht hatte, in den Riß zu treten. Die meisten Arbeiter kamen aus dem Baseler Missionsseminar, welches bis vor kurzem die nordische Schwestermission immer mit Arbeitskräften versorgte. Seit einigen Jahren aber werden dort alle vorhandenen Kräfte für die eigene Arbeit in Anspruch genommen; seitdem sendet der Bremer Missionsvorstand solche junge Leute, die in Bremen

selbst sich gemeldet haben, in das Baseler Seminar zu ihrer Ausbildung. Auch die bekannte Anstalt Chrichona hat treue und bewährte Männer ins Euheland gesandt. Unter den bereits zur Ruhe eingegangenen Arbeitern sei namentlich des überaus tüchtigen Schlegel gedacht, dem eine besondere Begabung für die Bewältigung der vordem schriftlich nie fixierten Euhesprache eigen war, und welchem die erste grammatikalische Bearbeitung wie auch der Anfang der Bibelübersetzung zu verdanken ist; und auch die beiden ehrwürdigen Patriarchen Hornberger und Tolsch sollen hier nicht vergessen sein, denen Gott eine verhältnismäßig lange Arbeits-



Aussicht zum Gemi.

zeit geschenkt hat, und die es in besonderer Weise verstanden haben, den Weg zu dem Herzen des Volkes zu finden.

Die Erfahrung hat gelehrt, daß, wenn nicht Leben und Kraft der europäischen Arbeiter übermäßig gefährdet werden soll, dieselben auf einigen Hauptplätzen gesammelt bleiben müssen, wo ausreichende, allen Anforderungen des Klimas entsprechende Wohnhäuser errichtet sind, und wo die Geschwister einander in Zeiten der Krankheit pflegend zur Seite stehen können. In Westafrika können nicht, wie unter günstigeren Gesundheitsverhältnissen, Missionare und Missionsfamilien vereinzelt über das Land hin ausgestreut werden. Daher die geringe

Zahl der Hauptstationen gegenüber den zahlreichen, von Jahr zu Jahr sich mehrenden Außenstationen, die mit eingebornen Gehilfen besetzt sind. Daß es unter diesen nicht an scharf ausgeprägten Individualitäten und originellen Gesichtern fehlt, beweist unser Bild S. 175. Auch Pek i, das aus langem Todesschlaf wiedererwacht ist und nunmehr ungefähr 600 Christen zählt, hat noch nicht wieder mit europäischen Arbeitern besetzt werden können und steht als Außenstation von Ho unter der Pflege des ordinierten eingebornen Pastors Rud. Mallet. Um so dringender aber that es not, auf die Heranziehung eines möglichst ausgebildeten und zuverlässigen Stammes von

Nationalgehilfen Bedacht zu nehmen; es sind darum seit einer Reihe von Jahren gesundheitlich und geistig gut veranlagte Ewehjunglinge nach Deutschland gebracht worden, um unter Leitung und Obhut des früheren Missionars Binder, jetzt Pfarrers in Westheim (Württemberg), eine gründliche Ausbildung zu empfangen. Der bisherige Erfolg ermutigt zur Fortführung dieses Versuchs. Haben auch leider einzelne die auf sie gewandte Mühe und Treue mit Undank gelohnt, so stehen doch ihrer zehn bereits in nicht ungesegneter Arbeit und

geben zu der Hoffnung Anlaß, daß sie, wenn sie sich durch Gottes Geist bewahren lassen, je länger je mehr ihrem Volk ein Segen werden können.

Es hat lange, lange Jahre gedauert, ehe über dem Arbeitsfelde der Norddeutschen Mission die ersten leisen Töne eines Erntedankliedes erklingen konnten. Das Wort: „Der Tod seiner Heiligen ist wert geachtet vor dem Herrn“ schien über den Friedhöfen von Keta, Anyako, Waya und So keine Bedeutung zu haben. Die treuen Zeugen starben dahin, oft genug noch mit dem



Eingeborne Gehülfsen von So und Amedschowhe.

letzten Flehen an ihre Brüder und Schwestern wie an die heimische Missionsgemeinde: „Gebt Afrika nicht auf!“ Aber der Boden blieb steinhart, kaum daß da und dort ein dünnes Halmlein hervorsproßte. Darüber hat's je und je viel Kopfschütteln gegeben: nicht nur solche, die Gottes Wege mit der Mission nicht kennen, sondern auch Missionsfreunde wollten nicht selten irre werden und meinten unter Hinweis auf anderwärts rasch und reichlich sich zeigende Erfolge, des Ewehvolkes Zeit sei wohl noch nicht gekommen. Aber die Leiter der

Mission und allen voran der teure, im Februar dieses Jahres heimgegangene, langjährige Präses Pastor D. Vietor, haben ihre Sache immer wieder unter das Wort gestellt: „Hier ist Geduld und Glauben der Heiligen.“ Sie sind damit nicht zu schanden geworden. Man darf es aussprechen, daß der eiserne Bann des Fetischdienstes im Ewehvolk, in seinem Wesen wenigstens, gebrochen ist. Das Evangelium hat sich ihm gegenüber nicht nur als kämpfende, sondern auch als siegende Macht bewiesen — und wenn der Kampf auch noch lange nicht

zu Ende ist und der Feind noch lange Widerstand thun wird, so ist doch eins gewiß: Die Zukunft des Eohedvolkes steht unter dem Zeichen der Erlösung! Fünfzig Jahre heißer Arbeit sind verflossen. In der ersten Hälfte dieser Zeit wurden noch nicht hundert Seelen für das Evangelium gewonnen. Zwanzig Jahre später, vor nunmehr fünf Jahren, durfte die Überschreitung des ersten Tausends verzeichnet werden, und heute zählt die Gemeinde der Eoheschriften 2000 Seelen. Aus der nicht ganz 80 betragenden Schülerzahl am Ende

des ersten Vierteljahrhunderts ist heute eine zehnfach größere Schar geworden. Unser Bild unten gewährt einen Einblick in die Schule der Nebenstation Waya. Auf 28 Außenstationen werden größere oder kleinere Häuflein gesammelt, die nach Gott fragen. Hätte die Mission mehr Kraft und größere Mittel, so stände eine rasche Vermehrung dieser Arbeitsstätten, ja auch die Anlage neuer Hauptstationen kaum in Frage. Denn allerwegen wird die Bitte um Lehrer laut — ja fürwahr, jetzt ist fröhliche Erntezeit im Eohelande. Es liegt etwas wie ein öster-



Schule von Waya.

liches Morgenrot über dem Volk. An den Sonntagen sind die Kirchen und Kapellen gedrängt voll, auch die Heiden kommen in großer Zahl herzu; bei den Predigtreisen fehlt's nie an aufmerksamem Hören und eifrigem Fragen; und hält es auch schwer, die angeborne Trägheit und den Mangel an Gemeinschaftssinn zu überwinden, so ist doch neben dem „ora“ auch das „labora“ bei dem Eohedvolk nicht zu kurz gekommen, so daß es auch an den Anfängen eines gesunden Kulturlebens nicht mehr mangelt. Das Missionshaus in Amedschowhe, unter

deutscher Aufsicht und Leitung von ein- gebornen Handwerkern erbaut, ist nach dem Zeugnis der deutschen Regierungsbeamten das Vollkommenste, was als Tropenwohnung für Europäer denkbar ist. (Bild S. 177.) Das Volk als solches ist regen Geistes. Es besitzt einen großen Schatz von Sprichwörtern, Liedern und originellen Sinnprüchen. Leibeigenschaft in Folge von Geldschulden kommt nicht selten vor; weit verbreitet ist die Vielweiberei. Die schlimmsten Übel sind die Unkeuschheit, deren furchtbare Versuchungen auch immer wieder über einzelne Gemeindeglieder Nacht

gewinnen, und die Trunksucht, die durch den ruchlosen Branntweinhandel immer weiter verbreitet und befördert wird. Es ist eine empfindliche Schmach, daß namentlich die deutschen Faktoreien an der Küste (einige ehrenhafte Ausnahmen abgerechnet) diesen Handel treiben. Wie oft bringt ein und derselbe Dampfer von Hamburg her in seinen Kajüten Missionare, in seinem Raum Branntweinfässer an die westafrikanische Küste! Und nimmt man dazu

noch den der Norddeutschen Mission aufgedrungenen Verteidigungskampf gegen die römische Gegenmission, so ergibt sich von selbst, daß sie noch lange nicht ihre Hand vom Pfluge abziehen darf. Vielmehr gilt auch ihr die Mahnung 1. Kor. 15, 58. Sie kann der ihr gegebenen Aufgabe nur gerecht werden, wenn sie in einem beständigen Wachstum steht.

Sie hat aber auch in letzterer Beziehung einen schweren Stand. Daß evangelische



Missionshaus in Amedschobé.

Missionsgesellschaften einmal Schulden haben, ist an und für sich nichts Seltenes und wird von Sachkundigen noch nicht als etwas Ungewöhnliches angesehen. Aber etwas Bedrückendes liegt doch darin, wenn die Schuldenlast, wie es bei der Norddeutschen Mission der Fall ist, allmählich die Hälfte der regelmäßigen Jahreseinnahme um ein Bedeutendes überstiegen hat. Sie darf nicht darüber klagen, daß es ihr an treuen Helfern und Freunden mangle. That-

sache ist nur, daß mit dem Heranwachsen der Arbeit das Wachstum der tragenden Glaubens- und Liebeskräfte in der heimischen Missionsgemeinde nicht gleichen Schritt gehalten hat. So bittet sie in ihrem Jubeljahr um zweierlei: Tilgung der Schuld und Mehrung der ihr dargereichten Mittel und Kräfte; und sie traut es dem Herrn, dem sie dient, auch gläubigen Herzens zu, daß er dieser Doppelbitte guten Erfolg schenken werde!

Wer das liest, der merke darauf.

Eine norddeutsche Missionslegende. Von P. Bauleck in Bremen.

Der Juden Ostern war nahe, und der Herr zog mit den Zwölfen nach Jerusalem durchs Land jenseits des Jordans, und viel Volks war um ihn. Aber das Land war wüste und war kein Wasser darinnen, und sie litten Pein von des Tages Hitze. Und es war um die sechste Stunde; und sie kamen an einen großen Weinberg mitten in der Wüste, und war eine Hütte darinnen und eine Kelter neben der Hütte. Es war auch viel Gras an dem Ort und Feigenbäume, und sie lagerten sich auf das Gras. Und es trat ein Mann aus der Hütte, des Name hieß Sen,¹⁾ und trug herzu Krüge voll Weins und Schalen. Und er füllte eine Schale mit Wein und gab sie dem Herrn; danach gab er auch den Zwölfen und dem Volk, und sie tranken alle.

Und Jesus hob an und sprach: „Sen, was siehst du so trübe, und deine Augen thränen?“ Und Sen antwortete und sprach: „Herr, es sind jetzt fünfzig Jahre, daß meine Väter den Weinberg gepflanzt haben in der Wüste und haben die Hütte gebaut und die Kelter gegraben. Und sie haben Arbeiter in den Weinberg gerufen und befohlen: Arbeitet in dem Weinberg und sammelt die Trauben und keltert Wein und erquicket die Dürstenden, die durch die Wüste ziehen. Umsonst habt ihr es empfangen, umsonst gebt es auch. Und wir haben gethan nach unserer Väter Worten; den Weinberg haben wir gebaut und haben alle Jahre ein Neues gepflügt und haben Reben gepflanzt, damit wir Weins genug hätten und könnten erquickten alle, die dürstend zu uns kommen. Und der Weinberg ist groß geworden, aber wenig sind der Arbeiter; denn viele sind gestorben in der Wüste, und ihre Gräber sind mitten im Weinberg. Und die Hütte ist klein, und die Kelter will zerfallen. Und es verdorren die Trauben an den Weinstöcken, ehe sie reif geworden, denn ob wir schon arbeiten vom Morgen bis an den Abend, so können wir doch die Reben nicht alle reinigen. Und ob wir noch viele Trauben lesen, so faulen sie, denn die Kelter ist klein, und wir ver-

mögen nicht, das köstliche Weinbeerblut zu gewinnen, ehe es verdirbt. Und wir haben gerufen: Lasset euch des Weinbergs erbarmen, aber uns ist keine Hilfe geworden. Und bald wird es an Wein gebrechen, und die hinaufziehen zu den Festen des Herrn, werden vorübergehen, und wir können sie nicht laben in der Wüste. Darum sehe ich trübe, und meine Augen thränen.“

Und Jesus hob seine Augen auf und sahe an alle, die um ihn lagerten, und sprach: „Die ihr alle Jahr der Freuden-ernte dieses Weinbergs genießet, warum reichet ihr nicht Gaben dar? Sind nicht genug der Arbeiter, die müßig stehen, und man kann sie nicht dingen, weil es an Geld gebricht; denn der Arbeiter ist seines Lohnes wert. Warum reichet ihr nicht von dem Euren dar, daß die Hütten gemehrt und die Kelter größer gebaut werde?“

Sie aber antworteten ihm nicht auf ein Wort.

Da redete Jesus abermals zu ihnen und sprach: „Es ist das fünfzigste Jahr des Weinbergs, und das fünfzigste Jahr ist euer Erlassjahr, das ist das Halljahr, da jedermann wieder zu dem Seinen kommen soll. Darum richtet die zerfallene Kelter wieder auf und bauet die Hütte.“

Sie aber schwiegen stille.

Und er hob an bei dem Ersten zu seiner Rechten: „Barfabod, deine Kamele kommen von Morgen und deine Schiffe von Abend und bringen der Güter viele, und es wächst deines Hauses Reichthum je länger je mehr, und du verschließest dein Herz?“

Und es antwortete Barfabod und sprach: „Die Zahl meiner Kinder ist wie die Zahl der Kinder Jakobs, und ich sammle für sie, daß es ihnen dermaleinst nicht mangle.“

Jesus antwortete und sprach zu ihm: „Es stehet geschrieben: Ich will euch versorgen und eure Kinder, spricht der Herr.“

Und Barfabod antwortete ihm nichts.

Und Jesus wandte sich zu seiner Linken und sprach: „Sabea, du Tochter Hamons, du wohnest in einem getäfelten Hause, und deine Söhne und deine Töchter wohnen in Palästen. Deiner Dienerinnen sind viele, und deine Kleider sind mit Gold gestickt. Dein Landhaus liegt in einem gesegneten

¹⁾ Sen = Sohn, Barfabod = Sohn des Reichthums, Sabea = Überfluß, Hamon = Fülle, Dugan = Fischer und Amiel = Genosse des Gottesvolkes.

Garten, und der Weinberg der Barmherzigkeit muß wüste werden?“

Sabea antwortete und sprach: „Die Zahl meiner Jahre ist siebzig, mein Alter ist vorhanden, und ich will ehrlich zu Grabe kommen.“

Und Jesus hob seine Stimme auf, rief und sprach: „Niemand lebt davon, daß er viele Güter hat; aber so spricht der Herr: Ich will euch tragen bis ins Alter und bis ihr grau werdet; ich will es thun, ich will heben und tragen und erretten.“

Sabea aber antwortete ihm nichts.

Und Jesus hob abermal an und sprach: „Tritt herzu, Dugan; du hast reichen Fang gemacht mit deinen Netzen, und deine Schiffe wurden voll, daß sie sanken, und deiner Brüder Not schreit umsonst zu dir?“

Er sprach: „Meister, ich habe das Schreien der Dürftigen gehört in meinem Ort, und das Flehen der Witwen und Waisen, die um mich sind, habe ich nicht verachtet. Wie sollte ich aber denen helfen, die ferne von mir sind?“

Jesus antwortete und sprach: „Mein Vater ist ein Gott derer, die nahe sind, und derer, die ferne sind, und ihr sollt vollkommen sein, wie auch euer Vater im Himmel vollkommen ist.“

Dugan aber antwortete ihm nichts.

Und Jesus rief den Amiel zu sich und sprach: „Mein Sohn, dein Feld hat wohl getragen, und du hattest nicht, dahin du deine Früchte sammeltest. Du hast deine Scheuern abgebrochen und größere gebaut und darein gesammelt alles, was dir gewachsen ist. Solltest du nicht deine Brüder segnen, wie dein Gott dich gesegnet hat?“

Er aber sprach: „Meister, so oft ich durch diesen Weinberg gezogen bin, habe ich einen Groschen gegeben dem Sen und seinen Arbeitern: ich habe alle Gerechtigkeit erfüllet.“

Und Jesus sprach: „Wer die Saat kärglich misst, dem wird auch die Ernte kärglich gemessen werden.“

Aber Amiel antwortete ihm nichts.

Da stand ein Schriftgelehrter auf, versuchte ihn und sprach: „Ich gedenke des Wortes: Dem bin ich von Herzen feind, wenn ein Armer hoffärtig ist; und daß der Herr gesagt hat: Wehe denen, die einen Acker zum andern bringen, daß sie allein das Land besitzen. Warum pflüget Sen alle Jahre ein Neues, so er nicht Arbeiter genug lohnen und herbergen kann?“

Jesus antwortete und sprach: „Den Geizigen soll ihr Geiz aufs Haupt kommen, wer aber der Barmherzigkeit und Güte nachjaget, der findet das Leben. Es ist aber meines Vaters Wille, daß nichts umkomme von den Pflanzen, die mein Vater gepflanzt hat.“

Und er sahe sie umher an mit Zorn und war betrübt über ihrem verstockten Herzen. Danach stand er auf, nahm seinen Mantel und legte ihn zu den Füßen des Sen. Und er trat zu Juda und nahm den Beutel aus seiner Hand und legte ihn auf den Mantel. Und er setzte sich wieder nieder und sprach abermals zu ihnen: „Des Menschen Sohn hat nicht, da er sein Haupt hinlege, und hat keine Decke, darein er sich des Nachts hülle denn diesen Mantel, und hat keine Schätze denn diesen Beutel. Hebet aber eure Augen auf und sehet dort die Arbeiter zwischen den Weinstöcken. Sie haben alles verlassen um des Weinbergs willen meines Vaters. Und wer nicht absagt allem, was er hat, der kann nicht mein Jünger sein. Ein Beispiel habe ich euch gegeben, daß ihr thut, wie ich gethan habe.“

Und ein Zöllner saß von ferne, der hatte seine Augen nicht aufgehoben vor den Pharisäern und Schriftgelehrten; der trat jetzt herzu und schüttete viel Gold aus dem Beutel, und es fiel auf den Mantel, der zu den Füßen des Sen lag. Und er sprach: „Herr, die Hälfte meiner Habe gebe ich den Armen, und ich will hinfort nicht mehr Schätze sammeln auf Erden.“

Und Jesus sprach: „Dir ist heute Heil widerfahren; Friede sei mit deiner Seele.“

Und eine Witwe trat herzu und legte auf den Mantel zwei Scherflein, die machen einen Heller, und ging hinweg und schwieg stille. Jesus aber sprach: „Wahrlich, sie hat mehr geopfert auch als dieser Zöllner, denn sie hat ihre ganze Habe dargereicht.“

Da traten auch herzu zween Jünglinge, die sprachen: „Meister, Silber und Gold haben wir nicht, was wir aber haben, das geben wir: wir wollen Arbeiter werden im Weinberge deines Vaters.“ Und sie traten zu Sen. Jesus aber hatte sie lieb und sprach: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, es soll euch nicht unbelohnet bleiben; denn barmherzig ist mein Vater den Barmherzigen.“

Und das Volk ward bewegt, und sie standen auf alle, die da Geld hatten, und

legten Gold und Silber und Erz dar auf den Mantel, der zu den Füßen des Sen lag, daß er gar bedeckt ward.

Und es stand auf Amiel und sprach: „Erlaube mir, Herr, daß ich drei Hütten baue den Arbeitern des Weinberges nach den Tagen der süßen Brote.“

Jesus antwortete und sprach zu ihm: „Also machest du dir Freunde mit dem ungerechten Mammon, auf daß, wenn du nun darbest, sie dich aufnehmen in die ewigen Hütten.“

- Da that auch Dugan seine Hand auf und gab viel Silber und sprach: „Meine Söhne haben gelernt die Schiffe führen und die Netze auswerfen; sie sollen auch lernen lieben den Weinberg der Barmherzigkeit und helfen seine Reben mehrten und ihn im Bau halten.“

Und Jesus sprach: „Ja, selig sind, die ins Netz des Himmelreichs gehen!“

Und Sabea nahm die Ringe von ihren Fingern und die Spangen von ihren Armen und die Edelsteine aus dem Schmuck ihres Hauptes und gab alles ihrer Dienerin, daß sie es zu dem Schatze des Sen trüge. Die that also. Jesus aber sprach zu ihr: „Nun wirst du einen Schatz im Himmel haben, den die Motten und der Rost nicht fressen, und da die Diebe nicht nach graben und stehlen.“

Zuletzt trat auch herzu Barfabod und sprach: „Meister, ich will die Kelter abbrechen und eine größere bauen nicht lange nach diesen Tagen.“ Und er rief seinen Diener und sprach: „Gile und hole das

Bündlein, das auf meinen Esel gebunden ist.“ Und er brachte es. Und Barfabod wickelte es auf, siehe, da war es ein köstlicher babylonischer Mantel, der war ungenähet, von oben an gewirkt durch und durch. Und er that Gold in ein Säcklein und trat zu Jesus und sprach: „Herr, das wollest du mir nicht weigern, zu nehmen diesen Mantel, daß er dir hinfort diene zur Decke. Und habe ich Gnade gefunden vor deinen Augen, so nimm auch dies Gold für deine Jünger zur Speise.“

Und Jesus hob seine Augen auf gen Himmel und sprach: „Vater, ich weiß, daß du mich allezeit hörst; gelobet sei dein heiliger Name, daß du gethan hast nach dem Verlangen meiner Seele und willst deinen Weinberg erhalten und seine Grenzen weit machen.“

Und Sen eilte und fiel Jesu zu den Füßen und sprach: „Herr, ich bin nicht wert, daß du mir solches erzeigst, aber deine Augen haben des Weinbergs Not angesehen, und deine Hand hat ihm geholfen.“

Und Jesus legte ihm die Hände auf, segnete ihn und sprach: „Gehe hin mit Frieden!“ — Und er breitete seine Hände aus über Barfabod und über alle, die um ihn waren, und sprach: „Friede sei mit diesem Weinberg und mit allen, die ihn bauen, und mit allen, die ihn lieb haben!“

Und alles Volk sprach: Amen, Amen!

Zubildungsgaben für die Norddeutsche Mission bitten wir zu senden an Herrn Pastor Zaulck in Bremen oder an Herrn Missionsinspektor D. Zahn: Bremen Elhornstraße.

Bilder von den Bismarck-Inseln.

Von D. Peter Reinhold Grundemann, Pastor zu Mörz bei Belgig.

(Fortsetzung.)

Diesmal muß ich die Leser bitten, mit mir im Geiste einen kleinen Dampfer zu besteigen, der uns nach der zweiten großen Insel der Gruppe, nach Neu-Mecklenburg hinüberführt. Bei dem letzten Besuche sahen wir uns im wesentlichen auf Neu-Pommern um und zogen manche Züge von dem zwischen den genannten Inseln liegenden kleinen Neu-Lauenburg mit in unsre Betrachtung. Das letztere Inselchen ist ziemlich bekannt; die beiden Hauptinseln harren zum größten Teile noch der Erforschung. Sogar ihre

Küstenlinien sind noch nicht auf den Karten festgelegt. Von bedeutenden Flächen Neu-Pommerns ist es noch gar nicht ausgemacht, ob sie wirklich Land sind oder dem Meere angehören. Aber ungefähr wird der Flächeninhalt dieser von West nach Ost lang hingestreckten Insel dem unsrer Provinz Brandenburg nahe kommen. Nur auf der Gazellen-Halbinsel im Norden sind bis jetzt noch recht beschränkte Gebiete mehr oder weniger unter europäischen Einfluß gekommen. Dort hatten wir uns neulich umgesehen. Nun aber fahren wir hinüber

nach dem kaum halb so großen, aber ebenso langen Neu-Mecklenburg, dessen Gestalt auf der Karte an einen über Neu-Pommern ausgestreckten Revolver erinnert. Es gleicht einer lang hingestreckten Gebirgskette, die ins Meer versunken ist, so daß nur der oberste Kamm mit seinen Gipfeln aus dem Wasser hervorschaut. Alles ist dicht bewaldet. Hier und da zeigt ein aus den

Baumkronen hervorquellendes Rauchwölkchen den Ort menschlicher Wohnungen an. Die Küste ist schwer zugänglich. Daher giebt's hier noch viel weniger Verkehr, und die alten heidnischen Lebensgewohnheiten bestehen noch viel ungehinderter als drüben auf der Gazellen-Halbinsel. Das wird uns sofort in die Augen fallen, wenn wir dort einem der Häuptlinge einen Besuch machen. —



Sein Dorf scheint inmitten eines herrlichen Parkes zu liegen. Noch üppiger, als wir ihn neulich sahen, zeigt sich hier der Pflanzenwuchs in strotzender Kraft. Mit den dichten Kronen der Bäume wetteifern die Riesenstauden der Bananen. Ihre mächtigen Blätter sind hier am geschützten Orte vom Winde nicht so verlegt, wie man sie sonst wohl sieht. Davor das Häuschen, oder sagen wir lieber: die Hütte, sie weicht in der Bauart beträchtlich von denen ab, die wir neulich sahen. Sie ist bedeutend kleiner als jene. Der Mann wird sich drinnen ziemlich in der Mitte halten müssen, wenn er aufrecht stehen will. Sehr solide scheint sie nicht gebaut zu sein. Der Balken, welcher am Dache befestigt ist, soll wohl

als Strebepfeiler dienen. Auffallend und unerklärlich sind mir die an der Giebelseite verwendeten Bretter. Ich kann mir nicht denken, daß die Leute hier bei dem verhältnismäßig geringen Verkehr schon sollten mit der Brettflage arbeiten gelernt haben. Mit ihren alten Werkzeugen, die nur aus Stein und Knochen bestehen, wäre solche Holzbearbeitung ganz unmöglich. — Das Gärtchen mit den bunten Blattpflanzen suchen wir hier vergeblich. Doch sind der Platz und die Hütte ziemlich sauber gehalten. Es wird uns von Kennern berichtet, daß die Neu-Mecklenburger überhaupt sich größerer Reinlichkeit befleißigen als die Neu-Pommern. Auch sagt man, daß sie sich wohllicher einrichten. Die Bänkehen

vor der Thür möchten dazu stimmen. Sonst schlafen die Eingebornen auf dem Erdboden; hier aber treffen wir wenigstens eine Art Bettstelle aus Palmblatttrippen an. Freilich sie dient wohl nur für den Hausherrn. Die Weiber samt den Kindern werden auch hier auf der Erde liegen müssen. Sie mögen dann wohl in dem engen Raume wie die Heringe zusammengepackt sein, — denn dieser alte Herr besitzt nicht weniger als acht Gemahlinnen. Nimmt man die sämtlichen Kinder, klein und groß, dazu, so muß es ein bedeutendes Gewimmel geben.

Man spricht hier eine ziemlich verschiedene Sprache; unsre Unterhaltung wird daher sehr beschränkt sein. Ich habe nicht einmal erfahren können, wie der Mann heißt. Um die Namen seiner Frauen habe ich mich gar nicht bemüht. Ich habe den beiden, die sich hier aufgestellt haben, vielmehr schon gewinkt, daß sie sich entfernen sollen. Ich möchte meinen Lesern gern den häßlichen Anblick ersparen. Aber der Photograph hat sie fest gebannt. Wollen wir schnell vorüber eilen? Nein; habt einmal den Mut, der Wirklichkeit einen Augenblick ins Gesicht zu sehen. Es ist nicht unwichtig, daß Missionsfreunde in der Heimat erfahren, was auf manchem Missionsgebiete die Missionare und ihre Frauen immer vor Augen haben müssen.

Es sind wohl keine beiden Lieblingsfrauen, die der Häuptling hier den Fremden vorstellen wollte. Aber wie partiellisch! Der junge hat er ein großes Stück Baumwollenzeug zum Lendentuche geschenkt. Die andere möchte man für ein altes Mütterchen halten; aber in Wirklichkeit hat sie die Zwanziger noch nicht überschritten. Doch Jugend und Schönheit sind dahin, und so auch die Gunst des Gatten. Kleidergeld wird nicht mehr gewährt. Ihre dürftige Hülle besteht nur aus einigen über einen Faden gezogenen Blättern, die sie täglich frisch vom Baume pflückt. Nur ein Stück Schmuck, den in den Arm tief einschneidenden Muschelring, hat sie aus besseren Tagen gerettet. Augenscheinlich fühlt sie ihre Zurücksetzung gerade bei dieser Gelegenheit. Verlegen tritt sie mit dem großen Zehen des rechten Fußes auf den linken. Wie großthuerisch aber, vielleicht mit hämischer Schadenfreude schaut die Nebenbuhlerin drein, stolz auf ihr Staatskleid!

Wie schwer muß es doch für die Frauen der Missionare sein, diesen tief unterdrückten und verkommenen Schwestern in barmherziger Liebe nahe zu treten, um sie dem zuzuführen, der gekommen ist zu suchen und selig zu machen, was verloren ist.

Wenn diese armen Geschöpfe uns ihre Lebensgeschichte erzählen könnten, müßten wir wohl Mitleid mit ihnen haben. Im Alter von 4—5 Jahren pflegt eine Frau aus einem fremden Stamme gekauft zu werden. Nach kurzem Aufenthalte im Dorfe ihres zukünftigen Mannes, der sie aber noch nicht sehen darf, kehrt sie zu den Eltern zurück. Aber wenn sie 12 Jahre alt ist, muß sie in die Ehe eintreten — oder richtiger: in die Sklaverei. Wenn einer es haben kann, so kauft er sich mehrere Frauen — je mehr, desto besser. „Denn die Frau ist ein gut rentierendes Kapital. Sie arbeitet von frühester Jugend an, bis ihr die Kräfte versagen. Ist sie aber vor Alter oder infolge der schweren Arbeit krank und hinfällig geworden, so geht sie, hilflos und von niemand gepflegt, schnell zu Grunde. Die Frau ist eben nur das Lastthier des Mannes, das alle Arbeit verrichtet, das Feld bebaut, die Wohnung säubert, das Essen bereitet und die Erträge der Pflanzungen in schweren Körben weithin zum Markte trägt.“¹⁾ Die Männer pflegen bei solchen Wanderungen mit ihren Waffen nebenher zu gehen, denn sie sind in steter Besorgnis, daß Feinde den Frauen auflauern und sie abfangen könnten. Aber es fällt ihnen nie ein, ihren Gehilfinnen etwas von der Last abzunehmen. Die, welche ein kleines Kind haben, tragen dies in einem Netze über den Körben oder Säcken. Alles wird durch einen um die Stirn gelegten Riemen gehalten. Vom Lasttragen bekommen die Frauen bald einen gebückten Gang. Auch wenn sie unbeladen gehen, schleichen sie schwankend, in gekrümmter Haltung dahin. Bei dem allen aber verlieren sie ihre Heiterkeit nicht. Oft hört man sie schwätzen und lachen, sehr oft auch leisen und zanken. Oft kommt in ihren Reden die schamloseste Gemeinheit zu Tage. Wo sie mit Europäern in Verkehr kommen, gewinnen sie bald ein Gefühl für die Unschicklichkeit solcher Unterhaltung und be-

¹⁾ Parkinson, Im Bismarck-Archipel 98 f. Was hier von den Frauen auf Neu-Mecklenburg gesagt ist, trifft auch auf Neu-Pommern zu.

fleißigen sich eines ganz anständigen Betragens. Unter einander aber lassen sie ihren gemeinen Redensarten freien Lauf. So machen es auch die Männer. — Der Fehltritt einer verheirateten Frau wird mit dem Tode bestraft. Für Mädchen, die noch nicht verheiratet sind, gilt bei diesen Heiden keine Schranke der Sittlichkeit.

Hat eine Frau kein Kind, so nimmt sie als Ersatz eins von den kleinen schwarzen Schweinchen, die sie zu versorgen hat, auf den Arm und herzt und liebkost es, was sich das bald gezähmte Tierchen sehr gern gefallen läßt. Ja man kann gelegentlich sehen, wie eine Frau solch ein Geschöpf an ihrer eigenen Brust nährt — ein ekelhafter Anblick. Denen auf unserm Bilde wäre es wohl auch zuzutrauen.

Von dem Häuptlinge selbst ist wenig zu sagen. Nach seinem charaktervollen Gesicht möchte man ihn für einen gar nicht übeln Mann halten. Aber jedenfalls ist er ein eingefleischter Menschenfresser. Die scheußliche Sitte besteht auf Neu-Mecklenburg in erschreckendem Umfange. Wer einen Feind im Kampfe erlegt oder heimtückisch einen Unschuldigen umgebracht hat, gilt als Held und wird durch Verkauf von „Bau“ ein reicher Mann. Unerhörte Grausamkeit kommt hinzu, wenn mehrere

Feinde lebendig gefangen sind, die man für spätere Mahlzeiten aufbewahrt. Durch Zerschlagen des Schienbeins macht man ihnen die Flucht unmöglich.

Mit Grauen erfüllt verlassen wir diesen Teil unsres Schutzgebietes. Kehren wir nach Neu-Pommern zurück, in die Gegend, wo deutscher und nicht minder christlicher Einfluß solche Greuel immer mehr unmöglich macht. Bald sollen wir von dieser großen Veränderung eine augenfällige Probe sehen.

Was ist Dewarra? Wir haben das Wort schon oft gehört und erkundigen uns nun bei unserm Gastfreunde nach seiner Bedeutung. Er erklärt es uns als Muscheld und zeigt uns Proben. Doch um uns einen richtigen Eindruck von dieser für alle Bismarck-Inulaner äußerst wichtigen Sache zu geben, will er uns zu einem neu-pommerschen Kapitalisten führen. Unser Besuch wird vorher angemeldet. Nachmittags machen wir eine entzückende Bootfahrt nach Kuluana, das wir in einer halben Stunde erreichen. Wir steigen den Pfad zum Dorf hinan. Nicht weit von einem Häuschen, das sonst nicht bewohnt zu sein scheint, hat der Häuptling uns zu Ehren eine richtige Ausstellung seines ganzen Vermögens veranstaltet und steht mit seinen beiden Söhnen bereit, uns zu begrüßen.



Sind das Leute desselben Volkes, von dem wir schon mehrere Vertreter kennen gelernt haben? So fragen wir erstaunt beim Anblick der drei Gestalten. Nicht bloß die anständige Kleidung, ich meine auch der Gesichtsausdruck verkünden uns eine tiefgreifende Änderung. Hier sehen wir die Wirkungen der Mission. Ich habe es nicht erfahren, ob dieser Häuptling (ich meine, er heißt Tokatte) schon getauft ist mit seinem ganzen Hause. Nach diesem Bilde möchte ich es fast glauben. Jedenfalls steht er unter dem Einflusse der Mission, die in seinem Dorfe eine ihrer Hauptstationen hat. Dort wollen wir später auch noch einen Besuch machen. Zunächst aber müssen wir das sonderbare Geld kennen lernen.

Wie sonderbar sind diese größeren und kleineren mit Blättern und Bast umwickelten Reifen! Gleich links hängt ein solcher, den man der Hülle entkleidet hat. Von ferne gesehen, möchten wir das Gewinde für Draht halten. Bei näherer Betrachtung finden wir Fäden, oder vielmehr dünne Rohrstäbchen, auf denen kleine Scheibchen, die den Linzen ähneln, aber in der Mitte durchbohrt, aufgezogen sind. Sie sind unter viel Mühe und Arbeit aus kleinen Muschelschalen gemacht, die sich an einigen Stellen Neu-Pommerns finden. Man schleift sie ab, durchbohrt sie und läßt sie in der Sonne bleichen. — Das ist das Geld der Bismarck-Inulaner. Vielleicht giebt es in keinem Lande Menschen, die so sehr ihr Herz an Gold und Silber hängen wie jene schwarzen Leute das ihrige an ihr Dewarra. Möglichst viel davon zu erwerben und einen großen Schatz davon zu sammeln ist ihr eifrigstes Bestreben. Mit Dewarra kauft der Mann seine Frauen, seinen Schmuck und, wo es noch sein kann, Menschenfleisch zum scheußlichen Mahle. Kommt er irgendwie in Verwickelungen und Verlegenheiten, so hilft ihm sein Dewarra heraus. Selbst wenn er einen Menschen erschlagen hat, kann er die Blutrache der Verwandten durch dieses mächtige Mittel besänftigen.

Es giebt verschiedene Arten dieses Geldes. Ein Faden von doppelter Armeslänge bildet die Werteinheit. Nach unserm Gelde dürfte solch ein Faden der teuersten Art sich auf 6 Mark stellen;¹⁾ die geringeren

Sorten sind bedeutend billiger. Von diesen zählt man für

1 Schwein im Gewichte von 60 kg.	10 Fad.
1 Saß kleingeschn. frisch. Kofosnuß	1½ "
60 Damswurzeln (ca. 80 kg.)	1 "
1 ältere Frau	20 "
1 junges Mädchen	50—100 "
Sühne für einen Erschlagenen	20—50 "

Für gewöhnlich pflegt ein Mann nur einige Faden zu kleineren Ausgaben bei sich zu haben. Mehr Geld behält er nicht in seinem Hause. Er fürchtet viel zu sehr, es könnte ihm gestohlen werden. In jedem Dorfe befindet sich eine besondere Hütte, in der das Vermögen sämtlicher Einwohner unter steter Bewachung aufbewahrt wird. Hier liegen die Tausende der Reichen und die kleinen Ersparnisse der Armen. Jede Einlage wird unter Trommelschlag öffentlich verkündigt. So ist jeder über den Vermögensstand seiner Nächsten wohl unterrichtet, und darin liegt vielleicht eine größere Sicherheit, als europäische Buchführung sie zu geben vermöchte. Falls irgend eine Gefahr sich zeigt, schlagen die Wächter Lärm. Dann eilen sofort Männer, Weiber und Kinder herbei, um sich mit Dewarra, soviel sie tragen können, zu beladen und eilen davon, um es in irgend einem Verstecke in Sicherheit zu bringen. Man erzählt, daß bei einem feindlichen Überfalle eine Frau mit ihrem kleinen Kinde und einer Last Muschelgeldes auf der Flucht war. Nach einiger Zeit fühlte sie, wie ihre Kräfte versagten. Da warf sie das schreiende Kind fort und raffte die letzten Kräfte zusammen, um mit dem Gelde weiterzueilen.

„Tokatte, würde Deine Frau es auch so machen?“

„Nein“ sagt er, ohne sich zu besinnen, „wir haben es ja gelernt: Fällt euch Reichtum zu, so hänget das Herz nicht daran.“

Ich hoffe, wir haben später noch weitere Gelegenheit dem braven Manne zu begegnen. Darum danken wir ihm für diesmal nur für seine Bemühungen, verabschieden uns und schicken uns zur Heimkehr an.

Schon nähert sich der Abend mit angenehmer Kühlung. Unser Gastfreund schlägt vor, den Rückweg zu Lande zu machen. Es ist ein prächtiger Spaziergang. Mächtig erhebt sich über die bewaldete Landschaft der Gipfel des Bunakur, der jetzt „Barzin“ genannt wird. Er glänzt noch

¹⁾ So wenigstens auf Neu-Mecklenburg, wo das Geld Ledara genannt wird.

hell im Sonnenschein, während sich unter ihm die Landschaft in bläulichen Dufte zu hüllen beginnt. — Hier von der Anhöhe haben wir einen Überblick über eine ausgedehnte, angebaute Fläche. Ein prächtiger Anblick. Unwillkürlich entfährt mir der Ausruf: „Das ist ja, als kämen wir auf die bunten Felder der Handelsgärtner bei Erfurt oder Quedlinburg!“ Lauter vier-eckige Abteilungen mit Rändern von roten und gelben Blattpflanzen, die von dem grünen Grunde der Yams- und Taro-Pflanzungen wunderbarlich abstechen.

„Nicht wahr, soviel Schönheitsfönn hätten Sie den alten Kannibalen gar nicht zuge-
traut?“ bemerkt unser Führer. — Er hält inne und lauscht. „Richtig,“ fährt er fort, „hier können Sie noch etwas recht Interessantes zu sehen bekommen. Wir befinden uns hier im Gebiete einiger eingefleischter Heidendörfer. Und nun erschrecken Sie nicht vor den gespenstischen Gestalten, die dort am WaldeShange entlang ziehen. Schade, daß wir sie nicht in größerer Nähe betrachten können. Aber der Krimsteher wird sie Ihnen genügend nahe bringen.“

Wirklich erkennen wir ganz deutlich die unheimlichen Gestalten, die an Stelle des Kopfes eine hohe, turmartige Spitze haben.

Nur je zwei nackte, schwarze Menschenbeine verraten es, daß wir eine Vermummung vor uns haben. Jetzt vernehmen wir auch die dumpf hinzitternden Klänge der großen Trommel, die aus einem ausgehöhlten Baumstamme besteht.

Das also sind Duf-Duf — wenn man

will neupommersche Freimaurer. Die Geheimgesellschaft aber umfaßt hier alle männlichen Volksgenossen. Schon die Knaben werden aufgenommen und in die Geheimlichkeiten eingeweiht, die eigentlich keinen andern Zweck zu haben scheinen als den, die Frauen in Schrecken und Unterwürfigkeit zu halten. Nur bei be-



sonderen Gelegenheiten erscheinen solche vermummten Gestalten. Das wohlbekannte Trommelsignal und der Ruf Duf-Duf kündigen ihre Annäherung an. Alle Weiber und Kinder müssen sich dann schleunigst in den Hütten verstecken. Es sind ihnen vom Duf-Duf so viele grausige Geschichten erzählt, daß sie zitternd vor ihm fliehen. Hat eine Frau aber das Unglück, von dem „Geiste“

überrascht zu werden, so langt bald eine gewöhnliche Menschenhand mit einem tüchtigen Knüttel aus dem bunten Blättergewande hervor und prügelt die Ärmste jämmerlich durch. Auch von ihrem Manne wird sie wohl noch eine Tracht Prügel bekommen, denn der hat die Schuld seiner Frau mit 30 bis 50 Faden Dewarra zu büßen — also ebensoviel, als hätte er einen Mord begangen. Die Duf-Duf kommen in die Dörfer und tanzen vor der Versammlung der Männer. Es wird geschmaust, Betel gekaut, und man ist vergnügt — während Frauen und Kinder in den Hütten zittern.

Ursprünglich mag die Einrichtung eine religiöse Bedeutung gehabt haben. Darauf deuten die umständlichen Ceremonien, unter denen die dazu bestimmten Männer ihren sonderbaren Aufputz anfertigen. Das geschieht an einem besonderen, eingegegten Ort, der von Fremden nicht betreten werden darf. Drei bis vier Tage dauert die Vorbereitung, während deren gefastet werden muß — wenigstens solange die Sonne scheint. Erst in der Nacht und nachdem er sich die Hände gewaschen hat, darf der Duf-Duf-Tänzer Speise und Trank zu sich nehmen.

Die phantastische Bekleidung besteht in einem hohen, aus starkem Gras geflochtenen Hut, der auf den Schultern aufliegt. Durch das Geflecht kann der Mann bequem alles beobachten, während sein Gesicht von außen nicht zu sehen ist. An den Hut schließt sich nach unten zu eine dichte Umhüllung aus bunten Dracänenblättern. (Man wird uns erklärlich, wozu diese schöne Pflanze hier so viel gezogen wird.) Die hohe Spitze des Hutes besteht aus Bambus und ist ebenfalls mit Blättern, aber auch mit Blumen und mit aus Holz geschnitzten Vögeln verziert.

Die Arbeit dieser Männer mag anstrengend sein; aber sie ist einträglich. Denn in jedem Dorfe erhalten sie ein Geschenk an Dewarra. Auch nehmen sie wohl, wenn sie einem einsamen Wanderer beegnen, der nicht gerade viel Anhang und Einfluß hat, das Geld ab, das er bei sich trägt — und prügeln ihn wohl noch dazu durch.

„Das ist doch ein schändlicher, heidnischer Unfug!“ — „Ja, das ist der Duf-Duf.“

Eben verschwindet die letzte der un-

heimlichen Gestalten im Walde. „Aber nun müssen wir schnell zuschreiten.“ Die Sonne wird bald untergehen, und der nahe Wald fängt an Fieberdünste auszubauchen.“ Wir beschleunigen unsre Schritte. Jetzt liegt das Meer vor uns, zur Linken die weite Blanche Bai; dahinter die Nodup-Halbinsel mit den drei mächtigen Gipfeln, die als Mutter und die Töchter bekannt sind. Die erstere sendet eine wirbelnde Rauchsäule in die Luft, die von den letzten Sonnenstrahlen gerötet ist. Als die Sonne verschwindet und mit wunderbar wechselndem Farbenspiele die kurze Dämmerung eintritt, haben wir die Veranda des gastlichen Hauses erreicht.

Es ist dunkel geworden. Herrlich flimmern schon nach kurzer Zeit die Sterne von dem schwarzen Zelte hernieder, so wie wir sie nur etwa in einer recht kalten Winternacht sehen. Drüben beleuchtet dann und wann aus dem Schlunde des Vulkans ein Flammenschein die wirbelnde Rauchsäule. Aber wir halten uns lieber nicht draußen auf. Beim Thee läßt sich's so gemüthlich plaudern. Wir müssen aus der deutschen Heimat erzählen, und unser freundlicher Wirt hat uns viel mitzuteilen aus den Anfängen der europäischen Ansiedlung in diesem Gebiete. Er hat als junger Mann selbst davon noch etwas erlebt, wie die Agenten der Handelsfirmen hier unter beständiger Lebensgefahr in ihren besetzten Gehöften wohnen mußten und sich nur bis an die Zähne bewaffnet hinaus-trauen durften. Schwer war es für die vereinzelt wohnenden Weißen, wenn sie vom Fieber geschüttelt so verlassen dalagen. Aber auch solche Schwierigkeiten schreckten manche unternehmende Landsleute nicht ab. Der Handel war zu lohnend. Die Kokosnüsse waren hier außerordentlich billig zu haben, und ihr zerschnittener und getrockneter Kern, Kopra genannt, fand in Hamburg einen höchst günstigen Markt. So wuchs die Zahl der deutschen Händler. Etliche Mal zeigte das deutsche Reich, daß seine Macht zum Schutze seiner Unterthanen auch bis zu jenen fernen Inseln reiche. War ein Händler ermordet und eine Faktorei zerstört, so erschien ein Kriegsschiff, um den schuldigen Stamm zu strafen. Dadurch wuchs das Ansehen der Deutschen. Die Zahl der Ansiedler mehrte sich. Nun weht schon zwölf Jahre lang die deutsche Flagge

über den Bismarck-Inseln, und unter weiser und kräftiger Verwaltung haben sich die Verhältnisse immer günstiger gestaltet. „Daß wir unbesorgt solch' einen Spaziergang machen können wie heute nachmittag,“ so schloß unser Freund, „ist ein bemerkenswertes Zeichen der großen Umwandlung, die sich auf diesem Gebiet vollzieht.“ Er deutete dann auch an, wie noch von anderer Seite an der Zersekung der heidnischen Gewohnheiten und Gebräuche gearbeitet werde, nämlich durch die Mission. „Doch Sie können sich die Sache selbst ansehen,“ meint er. Es scheint, als hege er bei aller Anerkennung doch einige Bedenken gegen sie. Aber er will uns augenscheinlich nicht mit Vorurteilen erfüllen. „Gut; so wollen wir selber sehen, wie es damit steht. Aber was haben denn eigentlich diese Heiden für eine Religion?“

„Viel läßt sich davon nicht sagen,“ erwidert unser Wirt; „aber kommen Sie; ich will Ihnen etwas davon zeigen.“ Er nimmt die Lampe und führt uns in ein Nebenzimmer. Hier haben Sie einige von den Gegenständen, die unsere Inselaner bei Ausübung ihrer Religion gebrauchen. Sie sind für das G. . . Museum erworben und sollen mit dem nächsten Dampfer abgehen.

Wir sind überrascht. Diese größtenteils schwarz-weiß-rot bemalten Holzschnitzereien zeugen nicht bloß von einer Kunstfertigkeit, sondern von einer Kunst, wie wir sie bei diesem tief gesunkenen Kannibalenvolke nie erwartet hätten. Hier gleich zur Rechten der Göze mit dem phantastisch geflügelten Kopfe und der allerdings sonderbar stilisierten Darstellung des Mundes mit den Zähnen hat einen ernsten, charakteristischen

Gesichtsausdruck, der sich mit plastischen Werken weit entwickelter Völker messen kann. Bei afrikanischen Bildwerken würde man solche Züge vergeblich suchen. Die Figur zur Linken hält sich mehr in den Grenzen der Bildwerke, wie wir sie sonst bei den sogenannten Naturvölkern gewohnt sind. Sie gehört jedenfalls einer anderen Stufe der Entwicklung an.¹⁾ — „Aber das sind keine Götzen“ — so unterbricht jetzt der Gastfreund unsere Betrachtung. Diese



Figuren, Warrabat genannt, sollen (böse) Geister vorstellen, von denen die abergläubische Phantasie der Eingebornen sich eine Unmasse geschaffen hat. Man faßt sie unter dem gemeinsamen Namen Taberan zusammen. Angebetet werden sie nicht, sie erhalten auch keine Opfer. Eine genauere Erforschung der damit verknüpften religiösen

¹⁾ Ich vermute, daß sie aus Neu-Mecklenburg stammt.

Vorstellungen fehlt noch. Nur soviel ist bekannt, daß die Neu-Pommern von einem höchsten Geiste sprechen, dem Sonne, Mond und Sterne gehören, und der in seiner irdischen Wohnung auch das Erdbeben veranlassen soll. Durch zwei seiner Diener, sagen sie, habe er das Land (die Erde) schaffen lassen. Aber es scheint, als wenn auch diese Heiden sich um den höchsten Gott, von dem sie eine Ahnung haben, nicht viel bekümmern. Sie haben es nur mit den Geistern zu thun, die sie übrigens auch bei ihren nächtlichen Festen durch besonders ausgestafferte Männer darstellen lassen. Dazu dienen die Larven, von denen wir hier einige vor uns haben. Die beiden unteren rechts und links stellen riesige, phantastische Tierköpfe vor. Die mittlere mit der eigentümlichen Nachbildung von Bart und Haar erinnert schon mehr an ein menschliches Wesen. Schade, daß wir nicht auch Proben

einer anderen Art von Larven sehen können, die aus menschlichen Schädeln geschnitten und durch Ergänzung von Ritt zu einem menschlichen Gesichte gestaltet sind. Sie sind meist schwarz bemalt. Hinter der Stelle des Mundes ist ein Hölzchen angebracht, an welchem der Darsteller die ganze Larve mit den Zähnen festhält. Bei den Festen muß es unheimlich zugehen, wenn beim flackernden Feuer die Träger solcher Masken mit einem furchtbaren Lärm wie die Teufel umherraufen. Das ist — neben allerlei Zaubereien ihre hauptsächlichste Religionsübung.

Arme Heiden! „Ob sie überhaupt wohl beten?“ Darüber kann unser Gewährsmann keine Auskunft geben. „Nun so wünschen wir, daß sie bald beten lernen zu dem lebendigen Gott und dem, der ein Heiland auch der armen Kannibalen ist.“

(Fortsetzung folgt.)

Die kontinentale Missionskonferenz in Bremen.

Vom Herausgeber.

Am 25., 26. und 28. Mai dieses Jahres tagte, wie wir bereits kurz mitteilten, in Bremen die zehnte kontinentale Missionskonferenz, um im Räte der leitenden Missionsinspektoren und der sachkundigsten Missionsgelehrten die wichtigsten schwebenden Missionsfragen zu besprechen. Es war nicht eine Konferenz gleich den zahllosen kirchlichen Konferenzen hin und her im Lande, die parteipolitischen Bestrebungen dienen oder zur wissenschaftlichen Arbeit anregen wollen; sondern es war eine Zusammenkunft der Berufsarbeiter in der Mission, um zu den wichtigsten Tagesfragen Stellung zu nehmen und gemeinsame Schritte zu beraten. Es waren alle deutschen Missionsgesellschaften mit Ausnahme zweier kleiner und außerdem die französischen, niederländischen, dänischen, schwedischen, norwegischen und finnischen Missionsgesellschaften vertreten. Es wurde festgestellt, daß an den Beratungen Mitglieder acht verschiedener Länder teilnahmen, und hinter diesen Missionsleitern stand eine Missionsgemeinde von 700 Missionaren und 700 000 Heidenchristen, die über die ganze Welt hin zerstreut leben. Außerdem war es einigen für die Mission besonders Interessierten gestattet, den Versammlungen beizuwohnen,

darunter auch dem Herausgeber dieses Blattes.

Es ist leicht zu verstehen, welchen Wert es für das Missionsleben auch in der Heimat haben muß, wenn die erfahrensten Pfleger desselben sich persönlich nahe treten und in freundschaftlich-brüderlicher Weise ihre Erfahrungen austauschen. Alle Verhandlungen waren von einem solchen Geiste brüderlicher Gemeinschaft und geklärter Missionsliebe durchwaltet, daß keiner der Teilnehmer Bremen ohne reichen Gewinn wird verlassen haben. Und davon konnte man sich in allen Beratungen hinreichend überzeugen, daß trotz aller Verschiedenheiten in theologischen und kirchenregimentlichen Fragen, die zwischen den kontinentalen Missionsgesellschaften bestehen, die Missionsrichtung und die Stellung zu den großen Aufgaben des Missionslebens im wesentlichen gleich ist; sie tragen einen einheitlichen Charakter, der sie alle zugleich wesentlich von der englisch-amerikanischen Missionsauffassung unterscheidet. Darin machten auch die auf dem politischen Gebiet so stark ausgeprägten nationalen Verschiedenheiten so wenig einen Unterschied, daß einer der beiden Pariser Deputierten, der kürzlich aus Madagaskar zurückgekehrt

Professor Krüger, die bekannte Bremer Devise¹⁾ umgestaltend, als Wahlspruch der Missionskonferenz das schöne Wort ausgab: *nationalisare non necesse est, amare necesse est*: „Nur für sein Vaterland zu schwärmen ist nicht nötig, aber lieben ist nötig.“

Es könnte vielleicht ferner Stehende überraschen, was denn auf einer solchen internationalen Konferenz Wichtiges und Schwieriges zu beraten sei; denn gar viele haben keine rechte Vorstellung davon, welche verwickelten Fragen das Missionsleben in sich schließt. Vielleicht dürfen wir versuchen ein wenig von den Bremer Verhandlungen zu berichten und die Aufmerksamkeit gerade auf die schwebenden Missionsfragen lenken. Da galt es zunächst Stellung zu nehmen zu einem Schlagwort, welches in England und Amerika seit einigen Jahren großen Anklang gefunden hat und das dortige Missionsleben zum Teil beherrscht: „Die Evangelisation der Welt in diesem Menschenalter.“ Professor D. Warneck hatte es übernommen, in einem lichtvollen und vor allem auch biblisch sorgfältig begründeten Aufsatze auf die Gefahren dieses Schlagwortes hinzuweisen und vor dessen Annahme zu warnen. Es ist wahrlich in den verflossenen fast zwei Jahrtausenden seit dem Advent unseres Heilands viel missioniert worden, und doch sind noch zwei Drittel der Menschheit in der Finsternis des Heidentums. Welche Gewähr haben wir, daß in dem kurzen Zeitraum eines Menschenalters dieser ganze riesengroße Rest der Menschheit, eine ganze Milliarde von Heiden, evangelisiert werde. Und vor allem, wer sagt uns, daß das der Wille des Herrn ist? Die Gefahr liegt nur allzu nahe, daß, durch das riesengroße Ziel verführt, die Missionsaufgabe zu eng und klein gefaßt wird, als komme es nur darauf an, den Heiden das Evangelium zu predigen oder wohl gar nur einmal anzubieten. Christus aber hat uns im Missionsbefehle die Aufgabe einfach, licht und groß gestellt: *Machet zu meinen Jüngern alle Völker!* So ist dies englisch-amerikanische Schlagwort irreführend, weil es trügerische Hoffnungen erweckt, und es ist gefährlich, weil es den bewährten, auf den Befehl des Herrn und

das Vorbild der Apostel begründeten Missionsbetrieb umzustürzen droht. Wir hoffen auf diesen überaus wichtigen Punkt bald einmal noch ausführlicher zurückzukommen. —

Ferner lagen mehrere Fragen zur Besprechung vor, die für den praktischen Missionsbetrieb von weittragendster Bedeutung sind. Die Grundordnung jeder menschlichen Gemeinschaft ist die Familie und ihre Voraussetzung die Ehe. Es ist aber bekannt, wie furchtbar diese Einrichtung von dem Gift des Heidentums durchzogen und von heidnischen Unsitte fast bis zur Unkenntlichkeit entstellt ist, Vielweiberei, Vielmännerei, Kinderheiraten, Weiberkauf u. s. w.! Nun ist ja kein Zweifel, daß in der Christengemeinde das christliche Ideal der Ehe eines Mannes mit einem Weibe, die sich aus Neigung heiraten, angestrebt werden muß. Aber die Mehrzahl der Bekehrten, die in die Christengemeinde eintreten, stecken noch mit beiden Füßen in heidnischen Sitten und Anschauungen; sie sind als Heiden Verpflichtungen eingegangen, die sie nun nicht einfach abschütteln können: sie sind durch Volksitten gehemmt, die zu umgehen einfach einen Rechtsbruch einschließen würde. Kurz es ist ein überaus schwieriges Kapitel, eine Eheordnung für die evangelische Mission aufzustellen, und Missionsinspektor D. Zahn verdiente sich den Dank der Konferenz, daß er seine Gedanken darüber in anschaulicher Weise darlegte, wenn er auch manchen Widerspruch fand.

Fast ebenso schwierig war die von Missionsdirektor von Schwarz und Missionsinspektor Merensky behandelte Frage der Beschneidung. Wir haben kein Recht, Volksitten, die wir in Heidenlanden vorfinden, einfach abzuschaffen, sondern wir haben die heilige Verpflichtung, alles volkstümlich Gewachsene und Gewordene zu erhalten und mit christlichem Geiste zu durchdringen, soweit es nicht unheilbar von abgöttischen und unsittlichen Ideen und Bräuchen vergiftet ist. Das ist also bei jeder Volksitte die schwerwiegende Frage: darf sie in die Christengemeinde mit hinübergenommen oder muß sie ausgerottet werden? Und es ist leicht einzusehen, welchen Kampf sich die evangelische Mission auflädt, wenn sie derartig tief eingewurzelte Volksitten zu beseitigen unternimmt. Trotz-

¹⁾ *vivere non necesse est, navigare necesse est*. Zu leben ist nicht nötig, aber zu Schiffe zu fahren ist nötig.

dem waren alle Vertreter der südafrikanischen Missionen mit dem Referenten Missionsinspektor Merensky einig in der klaren Überzeugung, daß bei den Bantuvölkern Afrikas jede Duldung der Beschneidung in der Christengemeinde unverantwortliche Schwäche, ja geradezu Sünde sei. —

Wir erwähnen nur noch eins der zahlreichen verhandelten Themata; Missionsinspektor Dehler aus Basel hielt einen überaus anziehenden Vortrag über das Verhältnis des Missionschulwesens zu dem kolonialen Regierungsschulwesen. Wir würden wahrscheinlich den Menschen für

geistig nicht ganz richtig halten, der uns zumutete, wir sollten unseren sechs- oder zehnjährigen Kindern, anstatt sie deutsch lesen, schreiben und rechnen zu lehren, in chinesischer Sprache die Geheimnisse des Konfucius einrichten lassen. Das ist aber ungefähr das, was die englische Schulbehörde den schwarzen Negerjungen auf der Goldküste zumutet, die in englischer Sprache unterrichtet werden und Stücke von Shakespeare und Milton auswendig lernen müssen. Man faßt sich unwillkürlich an den Kopf und fragt: ist so etwas menschenmöglich? Man wird zugeben, es ist zum ver-



Missionsinspektor Merensky in Berlin.



Missionsinspektor Dehler in Basel.

zweifeln, wenn die Mission sich gewissenshalber gezwungen sieht, sich unter eine nach solchen Grundsätzen geleitete Schulbehörde zu beugen. Es ist Gott sei Dank! nicht überall so schlimm wie auf der Goldküste; auch in englischen Kolonien wird an andern Orten mehr Rücksicht auf die Volkssprachen und auf die allereinfachsten Grundsätze der Pädagogik genommen. Aber schlimm, sehr schlimm ist es überall, wo das herrschende Volk seine Sprache in seine Kolonien einführen will und nun rücksichtslos verlangt, daß die Schulkinder entweder ganz oder teilweise in dieser Sprache unterrichtet werden. Hoffentlich wird Deutschland, das

Vaterland der wissenschaftlichen Pädagogik, niemals sich so schwer an seinen Kolonien versündigen, dort in irgendwelchen Elementarschulen das Deutsche für die Eingeborenen zur Unterrichtssprache zu machen! — Wir würden gern noch mehr von den anregenden Verhandlungen der Bremer Konferenz berichten; aber wir fürchten unsere Leser mit diesen mehr theoretischen Ausführungen zu ermüden. Wir bitten diejenigen, welche die in Bremen gehaltenen Vorträge und die daran geknüpften Debatten lesen möchten, sich von Martin Warneck (Berlin W., Linkestr. 4) die veröffentlichten Konferenzprotokolle schicken zu lassen.

Vermischtes.

Deine Pfeile sind scharf im Herzen. Ein Brahmanen-Jüngling in der Regierungsschule in Trivalur sah eines Tages einen Kolporteur Bibeln verkaufen und zu ihrer Empfehlung Verse daraus vorlesen. Da sagte er zu seinen Kameraden: „Kommt, wir wollen jenen Mann zum Narren haben, der die Bibeln verkauft.“ Sie machten sich auf. Als sie herankamen, hörten sie die Worte: „Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, macht uns rein von aller Sünde.“ Diese Worte gingen wie Pfeile in das Herz des Jünglings, und nach einer Pause sagte er zu seinen Begleitern: „Wir wollen weggehen, es hat keinen Zweck, den Mann zu ärgern.“ Er ging nach Hause, aber die Worte klangen ihm fort und fort in den Ohren. Bald darauf begleitete er seine Eltern und andere Familienglieder auf einer Wallfahrt an den Kaveri; aber während er in den heiligen Fluten badete, wurden jene Worte aufs neue in ihm lebendig, ohne daß er sie los werden konnte. Indem er das Wasser verließ, bekannte er: „Ja, es ist wahr, dies Wasser kann mich nicht von der Sünde reinigen, das kann nur das Blut Jesu Christi.“ Er kam nach Hause, bemühte sich um christlichen Unterricht und ist inzwischen getauft. Harpest Field.

Das wunderlichste Bibelformat dürfte bei der jüngsten Veröffentlichung der britischen Bibelgesellschaft zur Anwendung gekommen sein. Es ist die Übersetzung der heiligen Schrift in die Sprache von Uganda. Der Band ist hoch, aber nur drei Zoll breit und ebenso dick. Die Veranlassung zu dieser seltsamen Buchform ist höchst eigenartig. Die weißen Ameisen und andere gefräßige Insekten zerstören in Innerafrika binnen kurzem alle Bücher, die nicht ganz gut verwahrt sind. Da sind die Sendboten der kirchlichen Missionsgesellschaft, deren Arbeit am Victoria Nyanza so beispiellose Erfolge aufzuweisen hat, auf den Gedanken gekommen, die Biscuitblechdosen einer englischen Firma, die in Uganda in großer Menge eingeführt werden, als Bücherfutterale zu benutzen. Daher das eigenartige Format der neuen Uganda-Bibel. Die Blechdosen sind gerade groß genug, um ein Bibelbuch, eine kurzgefaßte Bibelerklärung und ein Büchlein mit Gebeten und Liedern, alles in der Sprache der Eingeborenen, zu bergen. Bei dem großen Vesehungern, den die christlichen Baganda besitzen, wird es nicht lange dauern, bis die meisten Hütten derselben diese kleine Bibliothek in der Blechdose besitzen. Afrika.

Neueste Nachrichten.

Am 20. Mai sind auf Madagaskar ungefähr 45 Kilometer südlich von der Hauptstadt Tananarivo zwei Missionare der französisch-evangelischen Pariser Missionsgesellschaft Namens Escande und Minault ermordet worden. Noch sind keine näheren Nachrichten über diesen neuesten, schweren Schlag, der die evangelische Mission auf Madagaskar getroffen hat, in Europa eingelaufen.

Die Leipziger Mission verlor in dem bayrischen Konsistorialpräsidenten Dr. theol. Adolf von Staehlin, der am 4. Mai nach kurzer Krankheit entschlafen ist, einen treuen Freund. Nur 2½ Jahre war es ihm vergönnt, den Vorsitz im Missionskollegium der Gesellschaft zu führen.

Der Baseler Mission ist wie vor kurzem der Hermannsburgener ein ansehnliches Legat von 100 000 Fr. zugefallen. Die englische Kirchenmission erhielt eine

Schenkung von 500 000 M., die Wesleyanische Missionsgesellschaft eine solche von 100 000 M. „Wer da säet im Segen, der wird auch ernten im Segen.“

Calw. Miss.-Bl. 48.

Die Rheinische Missionsgesellschaft (Barmen) zählte am 31. Dezember 1896 auf ihren verschiedenen Missionsgebieten (Kapland, Deutsch-Südwest-Afrika, Oamboland, Borneo, Nias, Sumatra, China und Deutsch-Neu-Guinea) 79 Hauptstationen mit 167 Filialen oder Nebenstationen, 64 317 Heidenchristen, 230 Schulen mit 10 982 Schülern. Im letzten Jahre 1894 sind aus den Heiden (und Mohammedanern) getauft worden 3703, außerdem 2621 Kinder christlicher Eltern. Im Dienst der Barmer Mission stehen augenblicklich 122 europäische Missionsarbeiter, darunter 4 nicht ordinierte (1 Lehrer, 1 Zimmermann, 2 Ärzte) und 13 „Missionschwwestern“; 9 von den 122

sind augenblicklich auf Urlaub in der Heimat. Zu diesem europäischen tritt noch ein stattlicher eingeborner Arbeiterstab: 23 ordinierte Pastoren, 275 Lehrer und Evangelisten, 815 Älteste. Das sind erfreuliche Zahlen; weniger erfreulich ist eine andere Zahl, daß nämlich die Jahresrechnung mit einem Defizit von 61 804 M. abschließt.

Der deutsche Hilfsbund für Armenien teilt in einem Berichte über seine bisherige Wirksamkeit mit, daß er bis jetzt 350 000 M. eingenommen hat. Davon sind 150 000 M. zur Linderung der dringendsten Notstände verwandt; andere 150 000 M. sind zur Gründung von 4 großen Waisenhäusern bestimmt, in welchen 700 Waisen Aufnahme finden sollen. Bis jetzt befinden sich 185 Waisen in seiner Pflege. An zwei Orten, Urfa und Barna, ist die Anstellung von Missionsärztinnen ins Auge gefaßt worden.

Im Anschluß an diese christliche Viesarbeit hat sich in Berlin eine neue Missionsgesellschaft unter dem Namen „Deutsche Orientmission“ gebildet und versendet nunmehr durch Pastor Dr. Lepsius, Westend-Berlin, Platanen-Allee 7, ihren Aufruf zum Beitritt. Zum Vorstand gehören außer Pastor Dr. Lepsius der Forstmeister a. D. v. Rothkirch, der armenische Pastor Amiranjan und mehrere andere Geistliche; an der Spitze des Kuratoriums steht Graf Ed. v. Bückler.

In dem Aufruf wird ausgeführt, daß vier Erdteile unter der Herrschaft Christi stehen, da selbst in Afrika, vom Islam abgesehen, keine Macht es wagen könne, Jesu die Stirn zu bieten. Nur Asien steht noch durchaus unter der Macht der Finsternis. So sei die Orient-Mission eine der großen Aufgaben eines neuen Missionsjahrhunderts. Von seiten amerikanischer Gesellschaften ist bereits seit längerer Zeit die Missionierung Vorder-Asiens in Angriff genommen worden. Die neue „deutsche Orientmission“ will in dankbarer Anerkennung dessen, was auch schon früher deutsche Arbeit und Männer wie Gobat, Fliedner, Spittler und Schneller geleistet haben, in Anlehnung an das deutsche Hilfswerk in Armenien, aber ohne Verbindung mit der Mohammedaner-Mission Pastor W. Fabers die vom Islam bedrängten, alten christlichen Kirchen des Orients bewahren helfen und durch Er-

weckung derselben dem Herrn den Weg bereiten in das Herz der mohammedanischen Welt, um den endlichen Sieg des Kreuzes über den Halbmond herbeizuführen. Das Recht, eine besondere Missionsgesellschaft für die Evangelisierung des Orients ins Leben zu rufen, erblickten die Gründer in der Freude, die ihnen der Herr geschenkt hat, und in den Gebeten vieler, die sich mit ihnen für diese besondere Sache vereinigt haben; sodann in der Abgeschlossenheit der Sprachgebiete des Orients und der Eigenart der für die Orientmission erforderlichen Studien, welche eine spezielle Vorbildung der Missionare wünschenswert machen; zuletzt in dem evangelistischen Charakter, welchen eine Mission unter den alten christlichen Kirchen naturgemäß haben muß.

Der morgenländische Frauenverein hat aufs neue den Verlust einer seiner Arbeiterinnen, Helene Tilling, zu beklagen; sie hat 18 Jahre lang im Waisenhaus von Sikandra (Nordindien) unter reichem Segen gearbeitet.

Missionsinspektor Bahusen erzählt von einer traurigen Begegnung, die er auf seiner jüngsten indischen Missionsreise im Himalaya mit einem Deutschen hatte. Derselbe war um materiellen Gewinnes willen vom Christentum zum Buddhismus abgefallen, ja sogar Buddhistenpriester geworden. Später wollte er in Amerika Vorträge über den Buddhismus halten, wovon er sich einen hübschen Ertrag versprach. Was half es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele!

Brefl. Miss.-Bl. 42.

Ein recht schweres Jahr haben wieder einmal die Brüdermissionare 1896 auf Grönland durchmachen müssen. Der „Sommer“ war außerordentlich unfreundlich; noch am 1. Sept. hatte man wenig Wärme und noch weniger Sonnenschein gehabt. Die kleine Gemüsernte fiel infolge dessen besonders kärglich aus. Das wenige Heu, das auf einer Station geerntet war, wurde vom Sturm auf Nimmerwiedersich davon geführt. Mächtige Eisstauungen verhinderten die Schiffe monatelang ans Land zu kommen und ihre Güter auszuladen. Von 2 Stationen sind die Nachrichten überhaupt ausgeblieben. Auch der Fischfang litt unter diesem Übelstande erhebliche Einbuße.



Die Baseler Mission in Kamerun.

Von Pastor Fr. Schlegelmilch in Betten bei Finsterwalde.

1. Nach Kamerun.

Welche Aufregung ging durch Deutschlands Gaue, als die Zeitungen im Sommer 1884 die Nachricht brachten, Dr. Nachtigal habe als deutscher Bevollmächtigter in Kamerun am 14. Juli die deutsche Flagge gehißt; als wir bald darauf vor der Thatfache standen: Kamerun ist deutsches Reichsgebiet! Das neue Reichsland, bisher so unbekannt, war im Handumdrehen populär geworden; im entferntesten Dorfe war der Schornsteinfeger nicht mehr sicher davor, „Kameruner“ gerufen zu werden. Die Finsternis des dunkelsten Erdteils war dadurch auch den mit der Mission bisher wenig bekannten Deutschen an den eigenen schwarzen Landsleuten vor Augen gestellt. Gerade dieses Kamerun war ehemals einer der Mittelpunkte des schmachtvollen westafrikanischen Sklavenhandels gewesen, durch den weiße Christen zweihundert Jahre lang Tausende und aber Tausende von Schwar-

zen nach Nord- und Südamerika „exportiert“ hatten. Dies Land, in dem von den Weißen so viel gesündigt war, wurde uns nun vor die Füße gelegt, damit wir den Schaden nach Kräften gut machen sollten.

Schon vor der Ankunft der Deutschen war in Kamerun Missionsarbeit betrieben. Mit unermüdlichem Fleiße und aufopferungsvoller Hingebung hatte besonders der englische Baptist Alfred Saker durch Predigt und Schularbeit, durch Bibelübersetzung und Anleitung in nützlichen Handwerken seit 1845 unter den schwersten Verhältnissen hier dreißig Jahre lang ausgehalten — unter dem kriegerischen und rohen Negervolk Kameruns eine einsame Stimme in der weiten Wüste. Aber es war ihm nicht vergönnt, sich einer großen Ernte seiner Aussaat zu freuen. Zwar waren auf verschiedenen Stationen kleine Christengemeindlein gesammelt; das Neue Testament war, allerdings ziemlich mangelhaft,

in die Volkssprache überseht; es war eine kleine Bresche in das gewaltige Bollwerk eines Jahrtausende alten Heidentums gelegt. Als Saker mit gebrochener Gesundheit das ihm so lieb gewordene Arbeitsfeld verlassen mußte, folgten ihm bald die wenigen andern englischen Mitarbeiter nach, ohne daß die baptistische Missionsleitung für Ersatz gesorgt hätte. Sie brauchte ihre besten Kräfte für die hoffnungsvollere Kongomission und bot daher 1885 das Kameruner Arbeitsgebiet den deutschen Missionsgesellschaften zur Weiterarbeit an.

Diese richteten deshalb an die Baseler Gesellschaft die Bitte, das Arbeitsfeld der Baptisten zu übernehmen. Die Baseler hatten seit fünfzig Jahren auf der Goldküste in Westafrika ein ausgedehntes Missionswerk und waren in westafrikanischen Verhältnissen sehr erfahren. Freilich wußten sie auch, daß diese Todesländer eine thränenreiche, kostbare Aussaat fordern, ehe sie eine freudenreiche Ernte bringen. Aber da Gottes Wink so deutlich nach Kamerun wies, mußte die Missionsleitung im Glauben gehen. Im Spätherbst 1886 wurden die ersten Baseler Sendboten, die Brüder



Die Bucht von Viktoria und das Kamerun-Gebirge.

Munz und Frau, Dilger, Becher und Bizer nach Kamerun abgeordnet.

Auf einem Dampfer der Wörmannlinie traten sie die weite Seereise an. Begleiteten wir sie auf derselben, um eine Anschauung von Kamerun zu gewinnen. Die Fahrt ging an der einförmigen Küste Westafrikas entlang. Bald machte sich das böse Klima geltend. Hier erreicht die Gluthitze im Dezember ihren Höhepunkt. Fast senkrecht brennt die Sonne hernieder; zu Mittag ist die Hitze, von keinem Luftzug gemildert, kaum zu ertragen. Wie flüssiges Gold spiegeln sich auf der glatten Flut die blinkenden, flimmernden Sonnenstrahlen,

daß es wie Feuer im Auge brennt. Müde bewegen sich die Bewohner des Schiffes mit schleppendem Gange auf dem Verdeck, Schutz unter dem Segeldach suchend. Endlich nach zwanzigtägiger Fahrt nähert sich das Schiff dem Ziel der Reise. Da tauchen die dunklen Mangrovewälder der englischen Kolonie Alt-Kalabar auf. Englische und deutsche Fahnen flattern am Strande; ansehnliche, europäische Häuser erheben sich in der Ferne aus dem Wirrwarr unzähliger Wasseradern, die in gewaltigem Delta gemeinsam den Ozean suchen. Hier haben die Passagiere eine mehrtägige, unfreiwillige Reiseunterbrechung, bis der

Dampfer die nach Kamerun bestimmte Ladung eingenommen hat. Welch Spiegelbild ihrer eigenen Zukunft wird ihnen hier vor Augen geführt! Bleiche Gestalten, europäische Kaufleute, auch deutsche Landsleute, begrüßen sie und schütteln ihnen herzlich die Hand. Das afrikanische Klima hat ihnen allen, die hier eine Heimat suchen, nur zu deutlich seine Spuren aufgedrückt. Die blasser Gesichtsfarbe, die tiefliegenden Augen, der müde Gang, — das alles bezeugt zur Genüge, daß diese Europäer schon mancher Unbill des ent-

nervenden Klimas und seines unausbleiblichen Fiebers ausgesetzt gewesen sind.

Raum waren unsere Brüder gelandet, als auch schon einer von ihnen, Becker, vom Klimafieber erfaßt ward. Gottlob, der erste Anfall ging vorüber. Nun ist bald Kameruns Westküste erreicht. Immer deutlicher taucht im Osten die gewaltige Pyramide des Kamerunberges auf. Sein 3960 m hoch aufragender Gipfel ist von einem dichten Nebelschleier umhüllt, durch den nur zu Zeiten die höchste Spitze, der *Mongo ma loba* oder Götterberg, hernieder-



Viktoria an der Ambasbuch.]

schaut. Der Anblick ist um so gewaltiger und überwältigender, als die ganze Höhe dieses, den Ortler in unsern Alpen noch überragenden Berges sich ziemlich nahe am Meeresstrande bis in die Wolken emporreckt. Immer majestätischer wird die Landschaft. Vor uns erscheint das Kap Dibundsha, ein scharf vorspringendes Vorgebirge, der Ausläufer des kleinen Kamerun, welcher fegellartig und bis zur Spitze mit üppigstem Tropenwald bedeckt als *Mongo ma* Etinde steil emporsteigt und seinen Fuß von den blauen Fluten des Oceans bespülen läßt. Rechts grüßt der Clarence-

Peak herüber, um den sich malerisch das wald- und wasserreiche Bergland der Insel Fernando Po lagert. Großartiger und farbenprächtiger, abwechslungsreicher und lieblicher hat die Natur keinen andern Küstenteil Westafrikas ausgestattet als Kamerun!

Angesichts der mächtigen Bergmassen geht die Fahrt um den kleinen Kamerun herum, der herrlichen, tropenprächtigen Ambasbuch zu. Wie ein liebliches Idyll tauchen aus den tiefdunkelblauen Fluten die grünen Gilande der Ambas- und Mondoleinsel auf, natür-

lichen Sperrforts gleich den Eingang zur Ambasbucht beherrschend. Zwischen ihnen hindurch nimmt der Dampfer seinen Weg hinein in die halbmondförmige Bucht, die rings von großartigen Gebirgsmassen umsäumt ist. Hoch oben wie aus Himmels Höhen schaut ernst und majestätisch das Haupt des Götterberges aus seiner Wolkenhülle heraus, während im Hintergrunde der Bucht, wo allmählich das Ufer ansteigt, die Spuren europäischer Kultur erkennbar werden. Wehende Banner in den deutschen Farben auf den einzelnen zerstreut zwischen den Palmen liegenden Häusern deuten an, daß Deutsche hier ihr

Schutz des freundlichen Kirchleins schlummern schon inmitten der wunderbaren Tropenpracht mehrere Missionsgeschwister, die hier dem tödlichen Klimafieber erlegen sind, dem Tage der Auferstehung entgegen.

Weiter geht's um das Bergland von Bimbiamann, dessen Negerhütten zerstreut unter mächtigen Affenbrot-, Baumwollen- und Drachenbäumen bergan sich hinziehen. An den Riesenbäumen schlingen sich Lianen, Pfefferranken und wilde Weinreben empor. Zwischen Schlingwerk und Zweigen klettern kleine, grüne Affen und Paviane, während an den blütenreichen, betäubend duftenden



Kirche in Bonaduma, eine halbe Stunde von Bethel.

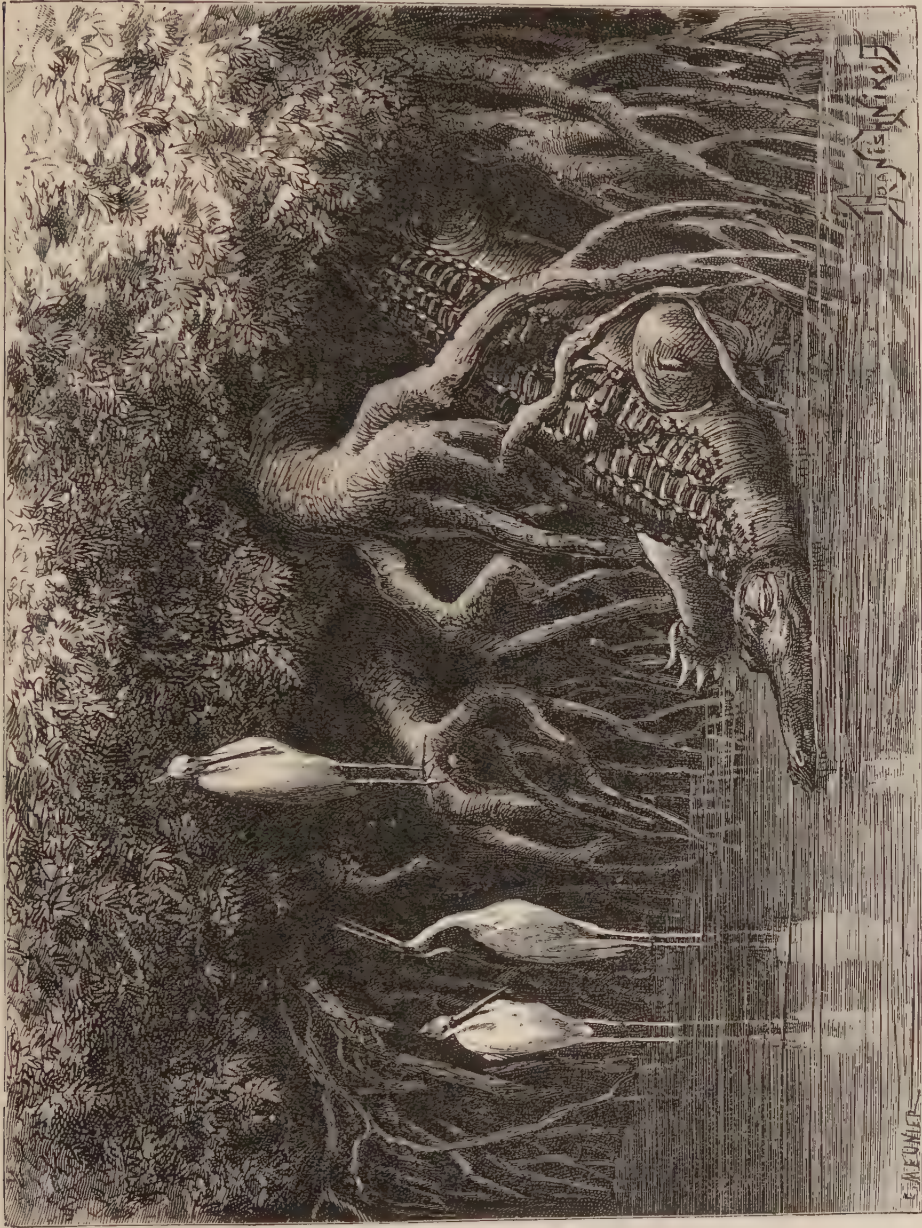
Heim aufgeschlagen haben. Viktoria ist's, die erste Station der Baptisten, die nun der Vorposten der Baseler Mission werden sollte. Ein Landschaftsgemälde von unbeschreiblicher Schönheit! Leider ist diese unvergleichlich schöne Bucht wegen ihrer abgeschlossenen Lage ein gefährlicher Fieberherd. Brächte nicht regelmäßig gegen Mittag der frische Seewind eine angenehme Kühle, die drückende Hitze der an den Lavawänden zurückprallenden Sonnenstrahlen wäre nicht zu ertragen; das Lavageröll des Fußbodens brennt unter den Füßen. Drüben auf dem Berge, dem stattlichen Missionshause gegenüber im

Kautschuklianen der Bimbiamann, der tätowierte Neger mit dem großen Schädel, der breiten Hand und den häßlichen Gesichtszügen, den milchigen, zähen Saft sammelt. An mächtigen Mangrovewaldungen vorüber eilt der Dampfer zwischen dem Kap Kamerun und der sandigen Suellabaspitze hindurch in das weite Kamerunbecken, das gelblich-schmutzige Mündungsgebiet der hier von allen Seiten sich sammelnden stromartigen Wasserläufe des Mongo, Wuri, Lungasi und Sannaga, die wiederum durch eine Anzahl kleinerer Arme und Rinnsale, die sog. Krieks, unter sich verbunden sind. Dieses weite, gesundheitsgefährliche Sumpfsgebiet, ein wahres Labyrinth von Sandzungen und Inseln, ist von dichten, dunkelfarbigen Mangrovebüschen und -bäumen bedeckt. Da stehen gleichsam auf hohen Stelzen die zahllosen Stämme, oft 4—5 Fuß über den Schlamm Boden ragend, von unzähligen Wurzeln getragen. In dieser einförmigen, feuchtheißen Sumpfniederung fliegen bunte Eisvögel und zierliche Brachschnalben über die gelbe, trübe Wasserfläche hin; auf den Sandbänken suchen flinke Strandläufer, schwerfällige Pelikane und schlanke Reiher Nahrung.

Unter dem immergrünen, glänzenden Mangrovelaub dehnen sich Flußpferde, Seekühe und Krokodile schläfrig im Schlamme.

Wo das Sumpfland aufhört, beginnen hohe Schilf- und Pandanusarten, dann

Raphia- oder Wein-, Öl- und Kokospalmen, unter und zwischen denen sich eine bunte, vielgestaltige Tierwelt tummelt. Nach dreistündiger Fahrt hebt sich im Osten festes Land aus der Sumpfniederung, das etwa



Mangrove-Sumpf.

50 Fuß hohe Ufergelände des Kamerunflusses d. i. der eigentlichen Wurimündung. Längs des Ufers liegen die stattlichen Faktoreien der deutschen Kaufhäuser. Oben auf dem Plateau ziehen sich, in dichten

Bananenpflanzungen und unter Kokospalmen versteckt, die Dörfer der Eingeborenen, der Dualaneger, zwei Meilen weit am Flusse hin. Dieselben bilden lange Hüttenreihen; jede einzelne Hütte ist ein Familiengebäude

und oft über hundert Fuß lang. Jede steht für sich da ohne abgeschlossenen Hofraum. Sie haben eine rechteckige Form und erheben sich auf einem 2—3 Fuß hohen Sockel von festgestampftem Lehm. Ein Gestell aus eingerammten Mangrovepfosten, durch Rippen der Raphiapalme verbunden, giebt den Wänden Halt. Diese sind mit geschligten Palmblattstielen mattenartig ausgekleidet, während die Bedachung mit großer Sorgfalt von ziegelartig ineinander geschobenen Blättern der Fiederpalme gebildet

wird. Von einem Anwesen zum andern führen schmale Fußpfade zwischen Palmen und Bananen hin. Etwa ein halbes Duzend abgetakelter Schiffe, liegen im Strom verankert, jedes mit einem Dach versehen: europäische, zumeist deutsche Kaufleute, haben hier wegen der kühnenden Seewinde Wohnung genommen.

Schon aus der Ferne fällt dem Auge ein stattliches Gebäude inmitten wohlgepflegter Gartenanlagen auf, von dessen rotem Ziegelbau das deutsche Reichsbanner



Eine Faktorei am Kamerunfluß.

weht. Es ist das deutsche Regierungsgebäude, das hier am Ufer in Bonamandone (Bellstadt) auf historischem Boden steht, auf der durch den Kampf vom Dezember 1884 bekannten Fokplatte. Im Garten steht das Denkmal des berühmten Afrikaforschers Dr. Gustav Nachtigal, der am 14. Juli 1884 Kamerun für das deutsche Reich in Besitz nahm, aber leider kurz darauf dem tödlichen Fieber erlag. Etwas weiter stromaufwärts liegt zwischen hochragenden Bäumen das Missionshaus Bethel;

ein Kreuz verkündet vom Giebel seine heilige Bestimmung. Es war ehemals die Hauptstation der englischen Baptisten und ist seither das Hauptquartier der Baseler Mission geworden. Es ist die neue Heimat der eben anlangenden deutschen Missionsgeschwister. Am 23. Dez. 1886 setzten sie ihren Fuß auf Kameruns Boden, die ersten deutschen Missionare in der deutschen Kolonie. Ihr Einzug in das neue Arbeitsfeld war schwer. Bruder Becher hatte sich von seinem ersten Fieberanfall

in Alt-Kalabar noch nicht ganz erholt; immer wieder packte ihn die tödtliche Krankheit. Während die andern Brüder sich anstreckten, dem Christkindlein im dunkeln Afrika die Krippe zu schmücken, hielt der Herr seinen Advent in Bethel und rief Bruder Becher vier Tage nach der Ankunft zu seinem Christfest droben. Statt seiner Arbeit nahm der Herr sein Leben. Er ist nicht das einzige Opfer gewesen, das der Herr von den Baselern hier in seinem Dienste gefordert hat. In dem verflossenen Jahrzehnt sind nicht weniger als 14 Missionare und 4 Missionarsfrauen aus dieser Arbeit abgerufen, d. h. mehr als ein Drittel aller Ausgesandten, die Kinder nicht mitgezählt! Wahrlich, man kann es verstehen, wenn ein Vater, der seinen einzigen Sohn dort verloren hat, sagte, man solle Kamerun eigentlich „Kummerun“ nennen.

2. Offene Thüren.

Der Baseler Missionare wartete viel Arbeit in Kamerun. Allerdings fanden sie von den Baptisten eine Anzahl Wohnhäuser, Schulen und Kapellen und auch einige kleine Gemeinden vor, aber leider befand sich alles im Zustande argen Verfalls. Da gab es

zu bauen, zu flicken — nicht bloß an den verfallenden Gebäuden, sondern auch an den unter der Leitung ungeschulter Nationalgehilfen vernachlässigten und mangelhaft bedienten Gemeinden, die, weil zu früh selbständig gemacht, nicht die sittliche Kraft hatten, christliche Zucht zu halten oder auch nur sich unter die strengere Ordnung der Baseler zu beugen. Die Gegensätze führten bald zur Trennung, zur Separation. Ja, die schwarzen Baptisten ließen es nicht bei einer friedlichen Scheidung, sondern gingen offen zum Kampf über, indem sie nicht bloß aus den Heiden, sondern auch aus den von den Baselern mit vieler Geduld und Mühe gesammelten

Christen Proselyten zu machen suchten. Und die deutschen Glaubensgenossen der Baptisten in Berlin waren unverständlich genug, ihren ungezogenen schwarzen Brüdern den Rücken zu stärken. Sie gründeten mit scharfer Betonung der baptistischen Sonderlehre eine deutsch-baptistische Gegenmission in Kamerun. Dadurch ist der Riß in der jungen Christengemeinde unheilbar gemacht. Wie viel Weh und Verderben schafft die engherzige Kirchturnspolitik auf dem Missionsfelde!

Aber trotz dieser Enttäuschungen und bitteren Erfahrungen ging es mit der stetigen und gründlichen Arbeit der Baseler Missionare voran. Und jetzt, nach zehn



Regierungsgebäude und Nachtigal-Denkmal.

Jahren können sie auf ein unter Gottes sichtbarem Segen entwickeltes Werk schauen. Bei der Übernahme des Gebietes von den Baptisten bestanden nur zwei Stationen, Bethel und Viktoria; die dritte, Bonaberi oder Hickory, war bei einem Streifzug der Deutschen im Dezember 1884 zerstört worden. Die Zahl der Abendmahlsberechtigten mochte etwa 250 betragen, während etwa 80 bis 100 Schüler zu dürftigem Unterricht gesammelt wurden. Der weit aus größte Teil dieser Gemeinden ging Basel durch die erwähnte Separation verloren. Nach diesem bescheidenen Anfang weisen die Zahlen des letzten Jahresberichts (vom 1. Juli 1897) einen sehr

erfreulichen Aufschwung des Werkes auf. Jetzt sind es neun Hauptstationen mit 91 Filialen und fast 1500 Kirchengliedern. Die Zahl der Schüler ist auf fast 1900 angewachsen, und in der Mittelschule in Bonaberi werden 46 Eingeborene zu Gehilfen der deutschen Missionare herangebildet.

Die Schwierigkeiten des Arbeitsfeldes sind allerdings nach wie vor sehr groß. Da ist zunächst die Vielsprachigkeit, die in Kamerun herrscht. Allein vom Sannaga

im Süden bis zu den südöstlichen Abhängen des Kamerunberges wohnen nicht weniger als 13 kleine Volksstämme bunt durcheinander gewürfelt, deren jeder seine eigene Sprache oder Mundart redet, so daß man alle paar Stunden in ein anderes Sprachgebiet kommt! Wie viel Opfer an Zeit, Mühe und Menschenleben müssen da gebracht werden, ehe diese verschiedenen Sprachen und Dialekte bemeistert sind! Allerdings kommt den Missionaren hierbei zu statten, daß das Duala, die Sprache



Miss. Autenrieth. Stolz. Keller. Klöti (ausgetr. 1895). Schölziger. Wittwer. Walther (ausgetr. 1896).
 Frau Schmid. Schmid. Frau Waller. Waller. Frau Bizer. Bizer.
 (Baumeister.) († 1897.)

Die Basler Missionsgeschwister in Kamerun.

der Duala-Neger an der Kamerunmündung, in diesem ganzen Gebiete eine Art lingua franca ist und in der Regel in jedem Dorfe wenigstens von einigen verstanden wird.

Die Duala, ein kaum mehr als 30 000 Seelen zählender Volksstamm, bewohnen hauptsächlich die langgestreckten Dörfer an der Wurmündung und sind ein selbstbewußtes, nationalstolzes Volk. Ihr ganzes Dichten und Trachten geht im Handel auf. Infolge ihres kaufmännischen Talentes, das freilich mit List und Lüge gepaart ist,

haben sie den ganzen Zwischenhandel Kameruns in ihre Hände gebracht. Auf den zahlreichen Wasseradern, den natürlichen Verkehrsstraßen, gelangen sie mit ihren schlanken und leichten Kanus, die sie geschickt und kunstvoll aus einem Baumstamm fertigen und vorzüglich zu regieren verstehen, zu allen Hinterfassen weiter im Innern, um den Zwischenhandel mit den Europäern zu vermitteln. Darauf beruht ihr Ansehen und ihre Stellung unter den Stämmen Kameruns. Die Inlandstämme,

die „Buschleute“, eignen sich von diesen durchreisenden Duala-Händlern einige Kenntnis ihrer Sprache an, um dadurch die Handelsverbindungen zu erleichtern.

So fanden die Missionare und ihre eingeborenen Gehilfen überall, wohin sie auf ihren ausgedehnten Predigtreisen kamen, einen Anknüpfungspunkt, ein Mittel, sich zu verständigen. Dazu kommt, daß selbst die heidnischen Duala auf ihren Kanusfahrten gern ein Neues Testament bei sich führen, mag dasselbe auch nur dazu dienen, um den „Buschleuten“, die noch nie etwas Gedrucktes gesehen haben, damit zu imponieren und ihnen ihre geistige und kulturelle Überlegenheit recht eindrucklich zu machen. Einige Duala missionieren sogar schon als Heiden, wenn sie nur etwas von dem Christentum erfahren haben, indem sie auf ihren Reisen hie und da eine Art Andacht oder Besprechung über „das Neuste“, die Gottesfache, halten. Allerdings ist diese Vorbereitung der Missionsarbeit nur eine äußerst flüchtige, zumal da die Duala fast durchgängig ein gründlich verdorbenes, hinterlistiges und gewinnsüchtiges Geschlecht sind.

Sehr schmerzlich und tief demütigend ist für den Missionsfreund das zweite Haupthindernis einer gedeihlichen Entwicklung der Mission in Kamerun: die verderblichen Einflüsse, die von dem unsittlichen Gebahren mancher Deutschen ausgehen. Man kann sich in Deutschland schwer vorstellen, wie verhängnisvoll solche Leute wie Leist und Wehlan die Missionsarbeit hindern, wie sie das ohnehin schon so verderbte sittliche Gefühl der Schwarzen in Grund und Boden ruinieren. Dazu der entsetzliche Branntweinhandel, der das unglückliche Land mit einer wahren Flut des schändlichsten Fusels überschwemmt. Doch diese Dinge sind nachgerade dem Missionsfreunde so bekannt, daß wir uns nicht dabei aufzuhalten brauchen. Jener Kameruner Christ hatte recht, der sagte: „Entweder vernichten wir den Branntwein, oder der Branntwein vernichtet uns.“ Dem gegenüber erkennen die Eingeborenen bald diejenigen Weißen, welche ihr wahres Wohl im Auge haben. Darum haben sie auch den Missionaren das bei ihnen sonst übliche Mißtrauen gegen jeden Weißen nicht entgegengebracht, seitdem sie in ihnen Männer des Friedens und nicht des Handels und Streites erkannt haben.

Dieser gute Ruf, der den Missionaren weit hinein ins Innere Kameruns voraus-eilte, wo man noch nie einen „Gottesmann“ gesehen hatte, hat dem Evangelium die Thüren der Herzen und des Landes geöffnet. So erzählt Missionar Schuler in Bonaberi von einer Predigtreise, wie die Leute davonrannten, sobald sie seiner ansichtig wurden, jedoch sofort stillstanden, zurückkamen und ihn freundlich grüßten, als seine Begleiter den Fliehenden zuriefen: „Fliehet nicht! Es ist ein Missionar.“ Mit eigenen Ohren durfte er hören, wie ein Eingeborener einen andern, der noch keinen Missionar gesehen hatte, belehrte: „Es ist ein Missionar. Missionare sind Männer des Friedens. Sie kommen nicht wegen des Handels, haben auch keine Flinten, sie kommen nur, um euch und eure Kinder zu lehren. Und zwar thun sie das alles ohne Bezahlung, nur aus Liebe. Sie sind nicht kriegerisch, sie sind wie die Weiber.“ Auch Missionar Autenrieth, der besonders weit im Lande herum gekommen ist, berichtet Ähnliches von seinen Reisen: „Jede Ortschaft kam uns zwar gewappnet entgegen; aber es genügte, daß wir den Leuten sagten, wir seien Gottesmänner, wovon sie sich am besten dadurch überzeugen ließen, daß wir die Bibel bei uns trugen und keine Waffen mit uns führten. Auf diese Weise war das Kriegsbild oft in wenigen Augenblicken zu einem Friedensbilde umgewandelt; und die Leute hielten es für selbstverständlich, daß wir mit ihnen von der Gottesfache redeten. So stehen uns überall, in welcher Richtung wir auch ins Land dringen, die Wege und vielfach auch die Herzen der Leute offen; und viele freuen sich, wenn nun endlich einmal der erste Mann Gottes, von denen man seit Jahren nur durch Hörensagen wußte, zu ihnen kommt.“

Zu einer merkwürdigen und lieblichen Entwicklung hat die Arbeit der Baseler Missionare im Nordosten von Kamerun, im Abolande, geführt. Die Entstehungsgeschichte der Station und der Christengemeinde Mangamba ist der erquicklichste Zug in der allerdings erst kurzen Missionsgeschichte Kameruns. Mangamba liegt etwa zehn Wegstunden nördlich von Bethel in der Nähe des in den Wuri mündenden Abolusses, mitten in dem teils mit un-durchdringlichem Urwald, teils mit palmen-

reichem Kulturland bedeckten Aboländchen. Fischreiche Flüßchen und Wasserrinnen durchziehen die wild und dicht bewaldeten Niederungen, in denen zahllose Krokodile ihr Revier haben. Dicke, schwere Flußpferde bevölkern in großen Herden den ziemlich weit hinauf für Boote schiffbaren Abosfluß, während zahlreiche Elefanten in der üppigen Wildnis haufen. Die sauberen und weithin zerstreuten, großen Gehöfte der Aboleute lagern sich malerisch an den sanft aufsteigenden Bergabhängen und Uferhöhen hin. Es sind auch hier wie in den Dualastädten größere Fa-

milienwohnungen, die, von Bananenpflanzungen umgeben, von mächtigen Mangobäumen und Ölpalmen beschattet, in langer Reihe sich hinziehen. Saubere Plätze vor denselben und wohlgepflegte Pflanzungen hinter und neben ihnen lassen das Aboländchen mit seiner Palmenkultur wie einen schönen Garten erscheinen.

Durch die Handelsreisen der Aboleute nach der Kamerunküste war das Evangelium als dunkle, unverstandene Kunde nach Mangamba, der Hauptstadt des Aboländchens, gedrungen. Ein Häuptlingssohn Namens Koto forschte der Sache Gottes weiter nach.



Koto mit seiner Familie.

Er reiste nach der Küste, kam nach der Missionsstation Bethel, wo damals noch englische Missionare wirkten, und ließ sich unterrichten. Nachdem er Lesen gelernt hatte, kaufte er ein Neues Testament in Duala und kehrte mit diesem Schätze in seine Heimat zurück. Dort fing er alsbald an, die neuerkannte Wahrheit, „die Sache Gottes,“ seinen Landsleuten zu verkünden, so weit eben seine Kenntnis zureichte. Was ihm darin fehlte, ersetzte der aufrichtige Ernst und die Wärme seines Herzens sowie die dem Neger angeborene Beredsamkeit. Er entließ seine Weiber bis auf

eines, da er hörte, das Evangelium sei gegen die Vielweiberei. Das war für ihn kein geringes Opfer: diese Frauen machten sein ganzes Vermögen aus, denn der Kaufwert einer Frau in Kamerun beträgt 1500 bis 3000 M. Gott der Herr hat ihn mit dieser einen reichlich gesegnet, sie ist eine Christin geworden und hat ihm vier liebe Kinder beschert. Dann entfernte er alle heidnischen Götzen, Abzeichen und Werkzeuge aus seiner Hütte. Auch verzichtete er auf seine Häuptlingschaft und baute sich auf einem der vielen Hügel des Landes, dem Abosflusse nahe, eine ein-

fache Hütte. Die Leute schüttelten anfangs den Kopf, hielten ihn wohl gar für verrückt. Aber seine Predigt zündete mächtig, so daß sich ein Häuflein Erweckter um ihn sammelte, „Männer Gottes“ und „Knaben Gottes“, wie sie sich nannten, die sich die Verpflichtung auferlegten, den Sonntag zu feiern, den Gottesglauben anzunehmen und die heidnischen Sitten und Gebräuche zu verlassen.

Es mag wohl ein Gefühl des Mißbehagens über die Sinnlosigkeit des Geisterdienstes und der kostspieligen Gözenfeste, über die Greuel der Geheimdienste und Orden, Hexenprozesse und Gottesgerichte unter den Abolenten weit verbreitet gewesen sein, zumal seitdem an der nicht allzufernen Küste durch die deutsche Besitzergreifung alle Verhältnisse anfangen sich umzugestalten. Die Kunde von der „Gottesache“ mußte diese Sehnsucht verstärken, die Gärung steigern. Jetzt kam der geeignete Mann, der das dunkel Ersehnte ankündete, und er war ein Eingeborener ihres Stammes, ein Glied der vornehmen Häuptlingsfamilie. Da ergriff viele das Gefühl, daß sich das Alte überlebt habe, daß Erlösung nahe sei. Sie erkannten, daß der Mot'angambi, der Wahrsager und Würfelmann, ein Betrüger war, dessen unheimlichem Treiben schon mancher Unschuldige seinen Untergang, ja viele den Tod verdankten. Wo der Zweifel einmal angefangen hatte, die wunderlichen und finstern alten Gebräuche anzutasten, da war kein Halten mehr. Der Mot'angambi mußte wohl oder übel sein schändliches Treiben aufgeben, die Geheimbünde wurden bald öffentlich ausgespottet, ja durch Volksbeschluß abgeschafft. Das Alte fiel, was sollte an seine Stelle treten?

Zunächst ohne mit der Baseler Mission in Verbindung zu stehen, trieb Koto auf eigene Hand an denen, die der „Sache Gottes“ anhängen, Missionsarbeit. Zu dem Zwecke baute er eine kleine Kapelle, eine sehr schmucklose Hütte aus Holz und Mattengeflecht. Dieselbe war für etwa 60 Personen berechnet, konnte aber bald die Hörer nicht mehr fassen. In Scharen eilten sie jeden Sonntag zu Koto, zuletzt an 300, um seinen einfachen Gottesdiensten beizuwohnen. Die Bewegung wuchs immer mächtiger, wuchs Koto recht eigentlich über den Kopf, so daß er zuletzt ganz ratlos

war und im Jahre 1888 an die Baseler Missionare nach Bethel hintereinander drei Briefe mit der Bitte sandte, es möchte doch einer von ihnen so bald als möglich kommen; seine Landsleute liebten die „Gottesache“; „die Kirche wird von der Versammlung übertroffen. Ich sah es, ich staune; ich sah nie so etwas.“ Noch vor dem Ende desselben Jahres machten sich Missionar Autenrieth und Walker nach Mangamba auf, um sich über die ihnen durchaus fremden Verhältnisse zu orientieren. Aber nun wollte man sie nicht mehr ziehen lassen. Es muß ein ergreifender Anblick gewesen sein, von dem Autenrieth schreibt: „Mit Thränen in den Augen stand Koto vor mir und bat mich, die Sache nicht mehr aufzugeben. Ich sollte es doch bei meinen Brüdern befürworten, daß seinem Lande jetzt geholfen werde; ich wisse ja selber, wie viele Leute täglich von überall her kämen, zu denen er ein „Wort Gottes“ reden müsse; und er wisse doch nur so wenig, wobei er mir drei Finger hinhielt, um damit zu zeigen, daß er nur so viel von Gottes Sache wisse, als er in diesen drei Fingern habe.“

Koto ward als Nationalgehilfe angestellt, damit er sich ganz der „Gottesache“ widmen könne, und er hat gehalten, was er versprochen: er ist die Seele der Bewegung geblieben und hat bisher in sichtlichem Segen gewirkt. Aber er sollte nicht allein bleiben; die Baseler Brüder machten sich sogleich daran, in Mangamba selbst eine Station zu gründen. Leichte Arbeit war das freilich nicht. Denn wenn den Missionaren auch ein paar Afraneger zur Verfügung standen, die Bretter sägen und Ziegel streichen konnten, so waren sie doch in erster Linie auf die Mithilfe und Unterstützung der Eingeborenen angewiesen, die keine Ahnung von solcher Bauarbeit oder Zubereitung des geeigneten Materials haben und überdies nichts schwerer lernen als angestrengt körperlich zu arbeiten. Bekanntlich sind gerade die Kamerunneger in aller Welt als unverbesserlich faul verschrien. Aber die Liebe zum Worte Gottes und das Verlangen, einen weisen „Mann Gottes“ und eine Kapelle bei sich zu haben, hat sich auch hier als Lehrmeisterin zur Arbeit bewiesen. Die Abolente, die sich als Taufbewerber meldeten, thaten die eine Hälfte des Tages Bauarbeit,

die andere Hälfte empfangen sie Unterricht. Es mag ihnen nicht leicht geworden sein und mancher Ermunterung der Missionare bedurft haben, ehe deren einfaches Wohnhäuschen und später der größere Bau mit Kapelle und Schulhaus fertig wurden. Dafür konnte dann auch ein fröhliches Dankfest unter zahlreicher Beteiligung der Abolente gefeiert werden, als oben auf dem Gipfel eines steilen Bergfegels mit einer herrlichen Fernsicht, weithin sichtbar gleich einer Stadt auf dem Berge, die Missionsstation Mangamba fertig dastand.

Man würde irren, wollte man meinen, die Baseler Missionare seien hier in ein reifes Erntefeld gekommen. Nein,

es war Anfangsarbeit, Ackerbestellung, Aussaat des Wortes Gottes, was not that. Nur der Boden war trefflich vorbereitet; dem Evangelium war eine große Thür aufgethan; es war Gelegenheit zu vielseitiger Arbeit da, gerade wie sie sich das Herz eines Missionars am sehnlichsten wünscht, ein unersättlicher Hunger nach dem Worte Gottes und ein rührender Eifer.

Wenn doch die Brüder hätten allen Rufen folgen oder das so oft ausgesprochene Verlangen nach einem Lehrer immer sogleich befriedigen können! Aber die Botschaft lief den Boten voraus. Der Eifer, die „Sache Gottes“ kennen, das



Missionshaus in Mangamba.

Neue Testament lesen zu lernen, war groß. Fast täglich kamen Abolente von nah und fern herbei, um zu fragen, wie es sich eigentlich mit der „Sache Gottes“ verhalte, von der man jetzt überall rede. Eines Tages kamen drei Jünglinge mit derselben Frage, wobei sie mitteilten, daß daheim in ihrer Stadt noch zwanzig solche wie sie seien, die auch gern glauben möchten, aber nicht wüßten, was. Aus einer fern gelegenen Stadt kamen eines Sonnabends zwei Jünglinge, die um einen Christen baten, damit er ihnen am nächsten Tage Gottesdienst halte. Sie hätten dazu eine kleine Kapelle gebaut. Viele „Männer Gottes“ kamen und blieben auf der Station,

bis sie sich ein „Buch Gottes“ (ein Neues Testament) erarbeitet hatten, denn ohne solches, meinen sie, könne man kein rechter „Mann Gottes“ sein. Da nur wenige von ihnen lesen können, sind die meisten darauf angewiesen, sich etwas von den paar Lesern vorsagen zu lassen. Das lernen sie nun mit rührendem Eifer und bewundernswertem Gedächtnis auswendig: ganze Kapitel, ja, ganze Bücher. Von weither kamen junge Leute mit der Bitte, ihnen Arbeit zu geben, sie wollten gern nur um das Essen arbeiten, nur daß sie nebenher die Schule besuchen könnten. Ja, Tagereisen weit kamen sie mitunter, oder Häuptlinge schickten Botschaft, der Missionar solle auch

zu ihnen kommen, das Evangelium predigen und einen Lehrer geben, der sie unterrichte. Mit großem Eifer arbeiteten selbst Heiden am Bau von christlichen Kapellen oder Lehrerrhäusern, und zwar ohne Bezahlung, wenn ihnen nur ein Lehrer in Aussicht gestellt wurde.

Da Lehrer und Nationalgehilfen der Mission noch nicht in genügender Anzahl zur Verfügung standen, mußte man sich vorläufig dadurch helfen, daß man einigermaßen bewährte Christen auf der Station für Predigtausflüge vorbereitete und sie in der Nachbarschaft predigen ließ.

Auch ohne Zuthun der Missionare dringt so von Jahr zu Jahr die Heilsbotschaft vorwärts durch die überall geöffneten, zahlreichen Thüren. Es wohnt den jungen Abchristen ein lebendiger Zegentrieb und -drang inne, wie wir ihn selten zu beobachten Gelegenheit haben. Getauft und nach Hause zurückgekehrt, bauen sie in ihrer Heimat ohne Beihilfe der Mission eine schlichte Kapelle und fangen an zu predigen und zu missionieren. Gegenseitig halten sie sich zu fleißigem Kirchenbesuch und zur Nüchternheit an, so daß die Missionare mit Freuden nicht bloß von dem äußern Wachstum der Bewegung, sondern auch von der inneren Vertiefung berichten können. Was die Getauften an Bauarbeit und freiwilligen, für ihre Verhältnisse großen Beiträgen leisten, wie sie alle Kraft für die Missionsarbeit aufwenden, so daß die „Gottesache“ durch ihren Missionseifer schon hinüber ins Basa- und Bodimangebiet gedungen ist, das sei nur im vorübergehen erwähnt. Die Gemeinden Mangamba, Kunang, Befungfang und Kofi, neuerdings auch die Wurigemeinden haben sich sogar zu planmäßiger, selbständiger Missionsarbeit vereinigt und ihren Missionar mit dem Beschlusse überrascht, daß sie zwei Außenstationen aus eigenen Mitteln gründen und unterhalten wollen.

Lange hatten die Missionsfreunde in der Heimat und die Missionare draußen mit wachsendem Interesse und steigender Verwunderung die Geschichte Mangambas verfolgt; hie und da hatte der Kleinglaube auch wohl einen Rückschlag befürchtet. Aber der Herr der Ernte hat den Kleinglauben beschämt und frohe Aussicht für die Zukunft gewährt. Wohl raffte sich das Heidentum zur Gegenwehr auf, als

seine Grundfesten zu wanken begannen, als selbst heidnische Häuptlinge die Sonntagsruhe einführten und der König Ngale von Bodiman durch Volksbeschluß den Fetischdienst des Djengu, eines Flußgottes, aufgab und die hierbei gebrauchten Werkzeuge und Abzeichen durch den Evangelisten Koto von Mangamba verbrennen ließ. Auf einigen Außenstationen gelang es, die Wahrheitssuchenden von den Gottesdiensten zurückzuschrecken; an andern Orten wurden sie thätlich angegriffen, bedroht und isoliert. Knaben und Jünglinge wurden gewaltsam durch den Geheimbundsstrank zu Gliedern eines heidnischen Geheimbundes gemacht, um ihnen den Übertritt zum Christentum zu erschweren. Ja, im Jahre 1893 wurden die Christen in Befungfang, Mangamba und Fiko von einer heidnischen Rotte während des Gottesdienstes überfallen, aus ihren Kapellen gezogen, ihrer Kleider beraubt und auf alle Art mißhandelt. Aber geduldig ließen sie alles über sich ergehen und legten noch ein so freundiges Zeugnis ab, daß es bei den beschämten Angreifern einen tiefen Eindruck hinterließ. So entwaffneten sie ihre Gegner durch Geduld.

Der Sturm hat nichts geschadet, er ist der Gottesache zum sichtbaren Segen gewesen. Nicht bloß gingen die Christengemeinden aus demselben geläutert hervor, nein, auch ein Zuwachs seitens der Heiden ist seitdem zu spüren. Es geht vorwärts. Durch das Zusammenleben der Christen im Christendorf erwacht das Gefühl der Gemeinschaft und das Verständnis für die praktischen Aufgaben des Christentums; und die Willigkeit, sie zu erfüllen, wächst. Es macht sich allmählich eine Reform der socialen und der sittlich-religiösen Verhältnisse geltend.

So zieht der Missionsfrühling im Aboländchen ein. Freilich steht alles erst in den Anfängen. Es mutet den erfahrenen Missionsmann an, wie wenn es im Frühling zu wachsen und zu treiben beginnt und tausend und aber tausend Blümlein hervorsprossen. Nicht alle Blumen kommen zur Blüte, und nicht alle Blüten reifen zu Früchten. Mancher Apralfrost und Hagelschauer stört und verheert die jungen Knospen. Aber soll man sich wegen dieser drohenden Gefahren und Enttäuschungen weniger des Frühlings freuen?

Es ist etwas Köstliches, wenn wir auf dem Missionsfelde Gottes Winde rauschen, Gottes Odem wirken sehen. Er wolle der Baseler Mission treue Arbeiter und

Geldmittel bescheren, daß sie als gewissenhafter Gärtner die hoffnungsreiche Saat hege und pflege, damit daraus eine reiche Ernte für die Mission heranwache!

Von der Hungersnot in Indien.

Dr. Grattan Guineß, einer der bekanntesten englischen Missionsfreunde, ist kürzlich in Indien gewesen, um die dortige Missionsarbeit und die verschiedenen Missionsfelder aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Er schildert im folgenden einen Besuch in einer von der Regierung errichteten Hungersnot-Hilfsstation in Mirzapur nahe bei Benares: „Sengend brannte die Sonne auf zwei oder drei Morgen Sandboden, die von vier langen Reihen rohgebauter Schuppen eingefaßt waren, — hier wohnten 600 Menschen. Von außen offene, thürlose Schuppenwände, innen hungernde Männer, Frauen und Kinder mit vorstehenden Knochen, scharfen Schulterblättern, eingesunkenen Wangen und dürftiger Kleidung. Hoffnungslose Blicke folgen uns, wie wir vorübergehen. Diese Leute sind von weit her gekommen, ganze Familien oder was von den Familien bisher dem Hungertode entgangen ist.

Nahe dem Eingang sehen wir etwas auf dem Boden zusammengekauert, ein Geschöpf, so schmutzig, so alt, so schwarz, so ausgemergelt vom Hunger, daß der Anblick, den es bietet, kaum noch einem Menschen ähnlich ist — ein kleines, unbeschreibliches Gemisch von Haut und Lappen. Nur ein Gesicht blickt daraus hervor, ein Gesicht mit verfilztem Haar, mit hohlen Augen und einer kreischenden Stimme: „Nein, Sahib! Nein, Mem Sahib! Nein, Mem Sahib!“

Eine tüchtige Missionschwester ist bei uns, Miß Hewlet (spr. Zulet) von der Londoner Mission, die mit ihren Gehilfinnen hier monatelang wacker gegen die Hungersnot gekämpft hat; sie er bietet sich das elende Geschöpf anzunehmen: aber das arme, alte Weib — es ist ein Weib — will nicht. „Nein, Mem Sahib, nein.“ Sie will lieber hier an der Straße nahe der Stadt Mirzapur betteln; wir lassen sie an der Straße in der sengenden Mittagssonne, wie bald wird sie da sterben!

Unsere freundliche, energische Begleiterin

redet mit den Leuten, wie wir an ihren langen Reihen entlang gehen; es ist überall derselbe traurige Anblick. Zwei oder drei eingeborene Beamte stehen umher.

„Wieviel Todesfälle letzte Nacht?“ fragt sie.

„Zehn, Mem Sahib!“

„Vorvorige Nacht?“

„Auch zehn!“

„Immer dasselbe. Immer werden innerhalb 24 Stunden acht oder zehn weggetragen, meist bei Nacht. Die Nächte sind kalt.“

Wir blicken wieder in die Schuppen. Keine Möbel, keine Betten, keine Sitze, kein Waschgerät, keine Matratze, nicht einmal Stroh zum Lager: nichts als der kahle Boden für diese ausgemergelten Geschöpfe, von denen viele nichts als ihr Lendentuch anhaben.

„Oft wache ich des Nachts auf,“ sagt die junge Missionschwester, „und denke hierher. Was muß es heißen so zu sterben, — kein Licht, keine Hilfe, keine Speise, keine Pflege, keinen Freund; so in der Kälte und Finsternis zu sterben, und ein kalter Leichnam neben dir!“

Kinder sammeln sich um uns, wie wir mit einander reden, erbärmliche, unbekleidete Geschöpfe mit kranken Augen, Hautgeschwüren, geschwollenen, verrenkten, kleinen Leibern, welche die dünnen Beine kaum noch tragen können. Die Mütter stellen die elendesten vor uns hin und richten unsere Aufmerksamkeit auf die, welche zu schwach sind, um noch stehen zu können. Keines von ihnen kann ein Wort englisch sprechen.

„Das ist das erste jeden Morgen,“ fuhr unsere Führerin fort, „die Toten wegzubekommen. Sie würden die Leichname stundenlang hier liegen lassen und dadurch Cholera und Pest herbeiziehen, wenn wir uns nicht darum bemühten. Dort begraben wir sie.“ — Sie zeigt über etwas ödes Land nach einer Vertiefung nahe bei einem Felsen wenige hundert Ellen von uns.

„Natürlich haben wir keine Särge,

kein Leichenbegängnis. Es wird ein großes Loch gegraben, darin werden sie alle zusammengelegt und mit Erde zugebedt. Früher war es noch schrecklicher, aber wir haben dagegen protestiert, und nun ist es besser geworden. Als ich einmal hinging, — schlich sich ein Schakal weg, als er mich kommen sah, und eine Schar Geier erhob sich. Ich zählte zwölf Schädel, die zwischen den Knochen auf dem Boden lagen . . . Aber jetzt ist es besser. Lassen Sie uns in das Hospital gehen, wo wir die schwersten Fälle behandeln.“

Wir gehen hundert Meter über den von der sengenden Sonne hartgebackenen Boden; wie wir uns dem Eingang nähern, sehen wir einen alten Mann im Sande liegen. Fräulein Hewlets freundliche Stimme weckt ihn auf. Er sei ein wenig hinausgegangen, berichtet er auf ihre Fragen, und ist nun zu schwach wieder zurückzugehen.

„Wir müssen ihn hier lassen,“ sagt sie ruhig. „Hören sie das leise Hüfteln? Wir bringen niemand durch, wenn das eintritt. Er hat nur noch ein paar Stunden zu leben.“

Wir lassen den alten Mann in der Sonne liegen. Dort hinten jenseits der flimmernden Wüste ist der Fels, wohin er bald getragen werden wird.

Das Hospital ist nahe bei; es ist gerade so gebaut wie das Armenhaus, wo wir eben waren, ein oder zwei Morgen kahles Land mit einem niedrigen Schuppen rings herum. Aber hier ist das Leiden bitterer. Viele im Armenhause sehen nur dünn und hungrig aus trotz der Mahlzeiten, die ihnen jeden Tag verabreicht werden; hier begegnen uns stolpernde Gestalten, die zu schwach sind, um zu stehen, erbärmliche Fälle von Ruhr, schreckliche Gerippe mit skelettartigen Händen und

Füßen daran, Leidende, die in der brennenden Sonne liegen, die braune Haut wie Pergament über die Rippen gespannt, und darunter eine schreckliche Höhle, wie man sie bei einem lebenden Wesen für unmöglich halten sollte. Die jämmerlichen Gestalten, das leise Hüfteln, das erbärmliche Winkeln um Brot, die schwachen Bewegungen, zu schwach, um die Fliegenschwärme wegzujagen, der Krankengeruch, der einem überall entgegendringt, der unfindliche Ausdruck von Verzweiflung auf den Kinder Gesichtern, die das Lächeln verlernt haben — alles das wiederholt sich immer wieder, bis man sich fragt: Bist du in der Hölle? Der Tod ist barmherzig, solchen Leiden ein Ende zu machen.

Und der Tod ist nicht fern. Man ruft uns hinter den Winkel des Schuppens. Da steht unsre Führerin schweigend neben einem Leibe, der gleich den andern auf dem Boden ausgestreckt liegt. Sie zieht ein wenig von seiner Hülle weg. Die Wange liegt platt auf der kahlen Erde, der geschorene Schädel, die knochige, eingetrocknete Brust, die ausgemergelten Hände und großen Füße, die unter dem groben Zeug hervorgucken, starren uns in der heißen, indischen Sonne an.

Es ist nur ein weiterer „Hungertodfall“, — ein Hinduweib ist zu Tode gehungert. Die Fliegen schwärmen um sie. Wir blicken weg und gehen davon.

Steht nicht über allen diesen Häusern des Hungers und Elends das Wort unsers Heilands geschrieben: Ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich gespeist? Wer liest es und versteht seine Bedeutung? Wer füllt den Missionaren die Hände bei ihrem aufopferungsvollen Dienste an den Hungernden und Sterbenden?

Der Matsuyama-Spiegel.

Ein japanisches Märchen.¹⁾

Es ist schon lange her, da lebten ferne im Lande ein junger Mann und seine Frau. Sie hatten ein einziges Kind, ein kleines Mädchen, das sie beide von ganzem Herzen lieb hatten. Ihre Namen kann ich nicht nennen, denn sie sind beide lange tot und vergeblich.

¹⁾ Text und Bilder sind der Kobunsha-Ausgabe des Japanese fairy tales entnommen.

Als das Kind noch ganz klein war, mußte der Vater einmal eine Geschäftsreise nach der Hauptstadt machen. Da es aber für die Mutter und ihr Kind zu weit war, um mit ihm zu wandern, so machte er sich allein auf den Weg. Er sagte seinen Lieben herzlich Lebewohl und versprach, ihnen etwas Hübsches von der Reise mitzubringen.

Die junge Frau war nie weiter von Hause fortgewesen als bis in's nächste Dorf und fürchtete sich deshalb bei dem Gedanken an die lange Reise ihres Mannes. Trotzdem war sie aber auch ein wenig stolz, denn ihr Mann war der erste aus der ganzen Gegend, der nach der großen Stadt ging, wo der König mit seinen Ministern und Generälen wohnte, und wo es so viele wunderbare und schöne Sachen zu sehen gab.



Abstieg.

Endlich kam die Zeit, daß sie ihren Mann zurückwarten durfte. Sie zog ein hübsches, blaues Kleid an, das ihr Mann gern hatte, und putzte auch das kleine Mädchen mit seinen schönsten Sachen heraus. Wie froh war dieses gute Weib, als sie ihren Mann glücklich heimkehren sah, und wie klatschte das kleine Mädchen, als sie das hübsche Spielzeug erblickte, das der Vater ihr mitgebracht hatte! Der mußte

viel von all' den Herrlichkeiten zu erzählen, die er auf der Reise und in der Stadt selbst gesehen hatte.

„Ich habe dir etwas sehr Hübsches mitgebracht,“ sagte er zu seiner Frau, „man nennt es einen Spiegel. Blicke einmal hier hinein und sage mir, was du darin siehst.“

Er gab ihr einen einfachen Kasten aus gebeiztem Holz, in dem sie eine runde Scheibe Metall fand. Auf der einen Seite war diese mit Vögeln und Blumen in erhabener Arbeit verziert und sah aus wie überfrorenes Silber, auf der anderen Seite glänzte sie wie der reinste Krystall. Mit Erstaunen und mit Entzücken sah die junge Frau auf die glänzende Fläche, denn vom Grunde dieses Spiegels blickte ein lächelndes, glückliches Gesicht sie an mit geöffneten Lippen und glänzenden Augen.

„Was siehst du, meine Liebe?“ fragte der Mann, welcher sich über ihr Staunen freute.

„Ich sehe eine hübsche Frau,“ antwortete sie, „die mich anblickt und die Lippen bewegt, wie wenn sie spräche. Und, o, o, wie seltsam! Sie hat ein blaues Kleid an, gerade wie das meine.“

„Ei, du einfältiges Weibchen, was du da siehst, ist dein eigenes Gesicht,“ sagte der Mann, stolz darauf, etwas gelernt zu haben, während er fortgewesen war, und etwas zu wissen, wovon seine Frau keine Ahnung hatte. „Diese runde Scheibe Metall heißt ein

Spiegel; dort in der Hauptstadt hat jeder einen, wenn wir sie hier auf dem Lande auch noch nicht gesehen haben.“

Die junge Frau war über das Geschenk hoch erfreut, und während der nächsten Tage konnte sie nicht genug in den Spiegel sehen: es war ja auch das erstemal, daß sie ihr hübsches Gesicht sah! Aber ein so wundervolles Zauberinstrument war ihr viel zu kostbar für den täglichen Gebrauch,

und bald legte sie den Spiegel wieder in seinen Kasten und bewahrte ihn neben ihren kleinen Kostbarkeiten sorgfältig auf.

Jahre gingen dahin, und der Mann und seine Frau lebten noch ebenso glücklich miteinander wie zuvor. Die Freude ihres Lebens war ihre kleine Tochter, welche zum Ebenbilde ihrer Mutter heranwuchs und so artig war, daß jedermann sie lieb hatte. Die Mutter hielt den Spiegel sorgfältig vor ihrer heranwachsenden Tochter versteckt. Sie dachte an die kleine Eitelkeit, welche sie vorübergehend gefühlt hatte, als sie herausgefunden, daß sie schön sei, und fürchtete, sein Gebrauch möchte einen gewissen Stolz in ihrem Töchterchen aufkommen lassen. Sie sprach darum auch nie von dem Spiegel, und der Vater hatte denselben ganz vergessen.

So kam es, daß das Mädchen gerade so einfach war wie ihre Mutter und von ihrer eigenen Schönheit ebensowenig wußte wie von dem Spiegel, der ihr diese Schönheit hätte zeigen können.

Da kam ein großes Leid über die glückliche, kleine Familie. Die gute Mutter wurde krank: und obgleich die Tochter sie bei Tag und Nacht mit aufopfernder Liebe pflegte, ging es ihr schlechter und schlechter, bis zuletzt keine Hoffnung mehr übrig blieb und sie sterben mußte. Als die arme Frau sah, daß sie ihren Mann und ihr Kind bald verlassen müsse, wurde sie tief bekümmert und grämte sich um die, welche sie zurücklassen mußte, am allermeisten aber um ihr Töchterlein. Sie rief das Mädchen zu sich und sprach: „Mein Herzenskind, du weißt, daß ich sehr krank bin. Ich muß nun bald sterben und dich und deinen treuen Vater allein zurücklassen. Versprich mir nun eins. Sieh, hier habe ich eine Zauberscheibe. Wenn ich nicht mehr bei euch bin, so siehe jeden Morgen und Abend

hinein: du wirst dann mich erblicken und dadurch wissen, daß ich noch immer auf dich achte.“

Bei diesen Worten nahm sie den Spiegel aus seinem Behälter und reichte ihn der Tochter. Das Kind versprach unter vielen Thränen, was ihre geliebte Mutter wünschte, und diese starb bald darauf ruhig und ergeben.



Heimkehr.

Die gehorsame und ehrerbietige Tochter vergaß die letzte Bitte ihrer Mutter niemals. Jeden Morgen und jeden Abend nahm sie den Spiegel aus seinem Kasten und sah lange hinein. Da erblickte sie das zuweilen ernsthafteste, zuweilen lächelnde, stets aber freundliche Gesicht ihrer Mutter. Und nicht blaß und krank wie in den letzten Tagen ihres Lebens war diese Mutter, sondern jung und liebreizend wie in der

guten, alten Zeit. Und jeden Abend erzählte ihr die Tochter von den Versuchungen und Anfechtungen, die sie tagüber hatte erleiden müssen, und jeden Morgen blickte

So lebte sie Tag für Tag, als ob die Mutter sie sehen könnte, und strebte danach zu thun, was dieser gefiel, und zu vermeiden, was sie betrüben oder schmerzen könnte. Ihre größte Freude war es, in den Spiegel hinein zu sehen und sagen zu können: „Mütterchen, heut' bin ich gewesen, wie du mich haben möchtest.“

Als der Vater sah, wie seine Tochter jeden Morgen und jeden Abend in den Spiegel blickte, mit dem sie sich zu unterhalten schien, fragte er zulezt nach dem Grunde ihres seltsamen Benehmens.

„Vater,“ antwortete sie, „ich blicke jeden Tag in den Spiegel, um meine liebe Mutter zu sehen und mit ihr zu sprechen.“ Dann erzählte sie ihm von dem Wunsch der sterbenden Mutter, und wie sie es nie vergessen habe, denselben zu erfüllen.

Der Vater war gerührt über so viel Einfalt und so viel treuen, liebenden Gehorsam und vergoß Thränen des Mitleids und der Liebe. Auch konnte er es nicht übers Herz bringen, seiner Tochter den Glauben an die Gegenwart ihrer Mutter zu nehmen und ihr zu sagen, daß das Bild, welches sie im Spiegel sah, das

Widerspiel ihres eigenen, süßen Gesichtchens wäre, das der Toten von Tag zu Tag ähnlicher würde.



Am Totenbette der Mutter.

sie auf zu ihr und erbat ihre Teilnahme und Ermutigung zu allem, was ihr bevorstand.

Wieder zwei Märtyrer der evangelischen Mission.

Schon in der letzten Nummer teilten wir mit, daß am 21. Mai dieses Jahres die beiden Missionare Benjamin Escande und Paul Minault von der Pariser evangelischen Mission auf Madagaskar ermordet seien. Wir berichten heute unsern Lesern, die gewiß mit uns mit inniger Teilnahme die schweren Heimsuchungen der

evangelischen Mission auf der Insel Madagaskar verfolgt haben, einige Einzelheiten des traurigen Ereignisses. Benjamin Escande war seit dem Ende des Jahres 1888 Missionar der Pariser Mission am Senegal gewesen; im Juni 1896 war er von dort zu einem wohlverdienten Urlaub mit seinem Weibe und seinen beiden kleinen Kindern

nach Paris zurückgekehrt. Kaum dort angekommen, traf ihn der Ruf, an Stelle der beiden von Madagaskar zurückkehrenden Gesandten der Pariser Mission Professor Krüger und Pastor Langa für eine Zeit den verantwortungsvollen Posten in Tananarivo zu übernehmen. Unbedenklich willigte er ein, ließ Weib und Kinder in der Schweizer Heimat und schiffte sich am 25. August in Marseille ein. Binnen Jahresfrist hoffte er die Seinen im Walliser Lande wiederzusehen! Paul Minault studierte auf der evangelischen Fakultät in Montauban, als die Pariser Mission im

vorigen Jahre ihren dringenden Aufruf um Missionare für das bedrohte Madagaskar ergehen ließ; er stellte sich der Mission zur Verfügung und wurde wegen der großen Entschiedenheit seines Charakters für den von den Jesuiten am heftigsten angegriffenen Posten in der Provinz Betfiléo bestimmt. Am 26. April dieses Jahres traf er in der Hauptstadt Madagaskars ein. Am 17. Mai machten sich Escande und Minault zusammen von Tananarivo auf den Weg nach Betfiléo; zunächst wollten beide die vom 24. Mai ab in Betafo tagende Generalkonferenz der



Missionar Escande.



Missionar Minault.

normwegischen Mission besuchen, bei der viele wichtige Fragen zur Entscheidung kommen sollten; von dort wollte sich Minault auf seinen Posten nach Fianarantsoa, der Hauptstadt Betfiléos, begeben, und Escande wollte sich bald darauf nach Europa einschiffen. Minault, der in den letzten Tagen heftig am Fieber gelitten hatte, reiste in der Traghängematte, Escande zu Pferde. An den ersten Reisetagen begleitete sie Missionar Standing von der Duäfermission, der sie gebeten hatte, in den zu seiner Mission gehörigen Gemeinden des Distriktes Ambohitantely im Westen der gewaltigen Ankaratra-Berggruppe auf der

Durchreise Gottesdienst zu halten. In dem geretteten Tagebuch Escandes finden sich noch kurze Andeutungen der Ansprachen, welche er am Montag, Dienstag und Mittwoch in diesen Dörfern gehalten hat. Bis dahin verlief die Reise ohne jede Gefahr; die Gegend, welche sie durchschritten, galt für so sicher, daß die französischen Obrigkeiten in der Hauptstadt nicht für nötig gehalten hatten, ihnen eine militärische Bedeckung mitzugeben.

Am Donnerstag, dem 20. Mai, trennte sich der Missionar Standing von ihnen, um nach Tananarivo zurückzukehren; sie schieden frohen Mutes von einander, Mi-

nault befand sich auf dem Wege der Besserung, und Escande fühlte sich gehoben durch die schönen Gottesdienste der letzten Tage. Sie setzten ihre Reise südwestlich nach Betaso fort, wo sie am Sonnabend einzutreffen hofften. Freitag, den 21. Mai, machten sie gegen Mittag Halt bei Ambatondradama. Man sagt, daß sie damals schon seit 24 Stunden von einer madagassischen Räuberbande verfolgt wurden, jedoch ohne daß sie eine Ahnung von der ihnen drohenden Gefahr hatten. Kurz nachdem sie das Dorf verlassen hatten, kamen sie an dem Wochenmarkt vorbei, der auf einem offenen Platze unweit des Dorfes abgehalten wurde. Minault wurde in der Hängematte vorausgetragen, Escande folgte ihm zu Pferde, sein Bursche Rainimanga lief nach Landesfitt neben dem Pferde her. Plötzlich fielen mitten aus der auf dem Markt zusammengebrängten Volksmenge Schüsse. Raun hörten das Minaults Träger, so legten sie die Hängematte nieder und liefen davon. Minault war schwer getroffen. Escande sprang vom Pferde, um seinem Freunde zu helfen; aber ehe er zu ihm kam, war auch er von Kugeln durchbohrt. Rainimanga, Escande's Bursche, hatte Geistesgegenwart genug, sofort sich auf das Pferd zu schwingen, davonzusprennen und dem etwa 4 Meilen nördlich in Ramainandro wohnenden anglikanischen Missionar Mac Mahon die Schreckensnachricht zu überbringen.

Es wurde sogleich eine kleine Abtheilung Soldaten ausgesandt, um die theuren Leichen zu bergen. Sie fanden

Escande 400 Meter vom Dorfe Ambatondradama, Minault 200 Meter weiter entfernt. Dem ersteren waren die Stiefel, die Hosen und der Hut, dem andern alle Kleidungsstücke bis auf das Hemd geraubt, aber die Brille und das Taschenbuch Escande's, sowie die goldenen Trauringe beider Missionare hatten die Räuber zurückgelassen. Man hüllte die Leichen in weiße Tücher und überführte sie nach der Kapelle in Ramainandro. Von dort wurden sie unter großer Theilnahme aller Franzosen und der evangelischen Missionare nach der Hauptstadt Tananarivo gebracht und feierlich bestattet.

In der ganzen evangelischen Christenheit wird sich eine tiefe Theilnahme mit der schwerbetroffenen Pariser Missionsgesellschaft regen. Nur unter großen Opfern war es ihr möglich, den englischen Missionsgesellschaften auf Madagaskar zu Hilfe zu eilen und das bedrohte Missionsfeld gegen die rücksichtslosen Angriffe der Jesuiten schützen zu helfen. Und nun hat sie auf so schreckliche Weise zwei ihrer tüchtigsten Missionare im hoffnungsvollsten Alter verloren; Escande war 33, Minault 38 Jahre alt. Innige Theilnahme verdienen auch die schwergeprüften Familien der Ermordeten, beide hinterlassen junge Witwen, Escande außerdem zwei Kinder im zartesten Alter. Gott schenke den evangelischen Brüdern in Paris Glauben und Geduld, auch in dieser Trübsal auszuharren, und er lasse aus dem Blut dieser Märtyrer eine Saat für das Reich Gottes und für das ewige Leben herauswachsen.

Vermischtes.

1. Lemgos Rede. Als Probe der originellen Redeweise eines Afrikaners werden die Leser mit Interesse folgende Kirchweihrede des Eohenegers Wilhelm Lemgo, eines eingeborenen Lehrers der norddeutschen Mission, lesen: „Als ich vor einigen Jahren an den Abaklu-Berg geschickt wurde, das Evangelium zu verkündigen, dachte ich, es wird wohl nicht so schwierig sein. In So brannte ja ein Licht und in Waya auch eins, und da der Abaklu mitten dazwischen liegt, sagte ich mir, kann's so finster da nicht mehr sein.

Als ich an den Abaklu kam, suchte ich immer nach Menschen, fand aber keine. Schließlich kam ich an eine Höhle, da drinnen war es freilich sehr finster, aber, sagte ich mir, du mußt auch da drinnen einmal nachsehen. Ich steckte meine Laterne an, die ich immer bei mir hatte, und ging getrost hinein, nach Menschen zu suchen. Aber kaum war ich in die Höhle eingetreten, da schwirrte und flatterte es von Eulen und Fledermäusen, daß mir beinahe mein Licht ausgegangen wäre. Immer flogen sie gegen mein Licht, aber da es in der

Laterne war, konnte es nicht verlöschen. Ich suchte nun unter großer Anstrengung weiter, und schließlich fand ich sechs Stachelschweine, diese brachte ich mit Freuden heraus.“

Und die Deutung des Gleichnisses? Das Licht, das in Ho und Waya brennt, sind die dortigen Christengemeinden. Aber in seiner Hoffnung, am Adaklu schon einige christliche Erkenntnis zu finden, wurde Lemgo getäuscht, es war dort noch sehr dunkel wie in einer Höhle. Die Eulen und Fledermäuse sind die Heiden, die ihn in seiner Predigt zu stören suchten. Aber sie vermochten es nicht, sein Licht war wohl wahr, er hatte das Wort Gottes bei sich, das sie ihm nicht nehmen konnten. Endlich die sechs Stachelschweine sind — die sechs Christen, die er als Erstlinge zum Taufstein bringen konnte. Das Stachelschwein gilt bekanntlich in den Augen des Negers als ein Leckerbissen, er freut sich daher, wenn er eins erbeutet. So freute sich Lemgo der Erstlinge, die er aus den Heiden gewann.

Nordd. Miss.-Bl. 39 f.

2. Aus Alaska. Die 1887 vom Missionsbunde in Schweden begonnene und 1889 von dem „Schwedischen Missionsbunde in Amerika“ übernommene Mission in Alaska hat sich erfreulich entwickelt, trotz mancherlei Schwierigkeiten, die sich in dem menschenarmen Lande mit seinem harten Klima erheben. Es bestehen jetzt drei Stationen, Yakutat, Unalaklik und Golowinbai, auf denen zwölf amerikanische Schweden, ein Russe und ein eingeborner Evangelist arbeiten. Etwa hundert Christen sind hier aus den Eskimo wie aus Thlinkiten gesammelt, 20 Kinder werden in einem Kinderhause erzogen und 300 erhalten in Tages- und Sonntagsschulen christliche Unterweisung. Bei Yakutat ist ein Dampfsägewerk in Gang, und dadurch ist es gelungen, statt der alten, schlechten Hütten ein Städtchen mit netten, sauberen Häusern in der Wildnis zu erbauen, auch ein Kirchlein ist darin vorhanden; die beiden andern Stationen haben noch keine Industrie und weisen die civilisatorischen Wirkungen der Mission noch nicht in solchem Maße auf. Aber das Eis ist gebrochen, die grundlegende Arbeit gethan, gute Erfolge stehen in Aussicht. Die Missionare haben das Vertrauen der Eingebornen gewonnen und den Widerstand der Zauberer über-

wunden. Von ferne kommen die Leute, angezogen von dem, was sie gehört haben, und möchten die Missionare gern mit in ihre Heimat nehmen. Ständen mehr persönliche Kräfte und Geldmittel zu Gebote, so könnte die Arbeit bedeutend ausgedehnt werden. Verstärkungen auszusenden, ist man in Chitago — dem Sitz des Missionsbundes — eifrig bedacht; ein Lehrer, der auch einige ärztliche Kenntnisse hat, ist zur Abreise nach der Golowinbai bereit, dazu ein Eskimomädchen, das in Amerika einige Jahre ausgebildet ist und als Krankenpflegerin in der Heimat wirken soll. Die Mittel der Mission sind stärker, als man erwartete, in Anspruch genommen worden, weil das knappe Regierungsbudget die den Lehrern in Aussicht gestellten Gehälter nicht hat flüssig machen können. Es werden deshalb Schritte vorbereitet, um in Washington mehr Mittel für Alaska auszuwirken, damit die Mission entlastet wird, die nur mit Schmerzen die hoffnungsvolle Arbeit einschränken könnte, während sie doch überall zur Ausdehnung aufgefordert wird.

3. Chinesisches. Aus einem Vortrage des ehemaligen deutschen Generalkonsuls von Brandt, den wir am 8. Dez. 1896 in Berlin Gelegenheit hatten zu hören, möchten wir einige fesselnde Einzelzüge anführen. Zauberer und Hexen giebt es in China aller Orten, dieselben nehmen zum Teil sogar offizielle Staatsstellungen ein und werden in den Staatslisten geführt. Um so ungestörter können sie ihre verhängnisvollen Ränke spinnen. Ein wohlwollender Mandarin kam auf einer Reise durch seinen Distrikt in eine fast menschenleere Gegend, deren Dörfer verlassen und verfallen waren. Er erkundigte sich nach der Ursache dieses Verfalls. Es wurde ihm erwidert, der „Graf des Flusses“ d. h. der Flußgeist verlange alle Jahre eine junge, hübsche Braut, und die Dorfhexe suche dieselbe in Gemeinschaft mit dem Dorfschulzen und den Ältesten aus und stürze sie alljährlich in den Fluß. Aus Furcht vor diesem Schicksal hätten sich die meisten Bewohner geflüchtet. Der Mandarin erklärte, das nächste Mal wolle er doch selbst zugegen sein, wenn dem „Grafen des Flusses“ seine Braut übergeben werde. Der Tag kam, der Baldachin des Mandarinen war in der Nähe des Flusses aufgerichtet, der Mandarin stellte sich zur

rechten Zeit ein. Er befahl, daß ihm die „Braut“ vorgestellt werde. Man brachte ein vom Kopf bis zu den Füßen reich geschmücktes Mädchen, das aber weder jung noch hübsch war. Der Mandarin stellte sich höchst entriistet, daß man wage, dem Grafen des Flusses ein solches Mädchen als Braut anzubieten. „Schickt die Hege zu dem Grafen des Flusses und laßt sie ihm sagen, die Braut sei noch nicht die rechte; er möchte sich noch einige Tage gedulden, bis die rechte gefunden sei.“ Seine Diener griffen die Hege und warfen sie in den reißenden Strom, in dem sie schnell unterging. Der Mandarin wartete eine ganze Weile, als ob die Hege wiederkommen sollte. Dann rief er: „Die Hege scheint mit dem Grafen des Flusses nicht fertig zu werden; schickt doch den Dorfschulzen hinter ihr her; vielleicht versteht der besser mit ihm umzugehen.“ Seine Diener ergriffen schnell den Dorfschulzen und warfen ihn gleichfalls in den rauschenden Fluß. Aber auch er kam nicht wieder! „Der Graf des Flusses scheint beleidigt zu sein, wir müssen eine Deputation an ihn absenden um ihn zu versöhnen. Schickt doch die Dorfsältesten zu ihm.“ Die Diener wollten auch die zitternden Dorfsältesten binden und sie in den Fluß werfen; da baten aber die Dorfbewohner den Mandarin mit vielen Thränen, er möchte sie doch am Leben lassen. Er ließ sich erweichen, aber nur unter der Bedingung, daß sie nie wieder zu dem Grafen des Flusses eine Braut schickten. Der grausame Brauch unterblieb, und die Gegend blühte bald wieder auf. — Es ist bekannt, daß die Chinesen nicht eben rücksichtsvoll mit ihren Götzen umgehen. In Zeiten, wo entweder die Dürre oder der allzu-

reichliche Regen die Ernte zu vernichten drohen, wird den Götzen die ernstliche Bitte vorgetragen, für bessere Witterung zu sorgen, und es werden ihnen große Opfer in Aussicht gestellt, wenn sie ihren Einfluß nach dieser Richtung hin wirksam machen. Nützen aber diese Vorstellungen nichts, so nehmen die erzürnten Dorfbewohner ihre Götzen und stellen sie mitten auf das freie Feld; da können sie selbst an ihrem Leibe merken, wie die Hitze sengt oder der Regen alles durchnäßt. Da müssen die armen Götzen oft in Sonnenglut und Gewitterregen auf dem Felde stehen, bis sie zu Staub und Asche zerfallen sind. — Einer der originellsten Philosophen Chinas war ein Schüler des Meisters Laotse, des Begründers der Sekte der Taoisten. Ihm wurde der Antrag gemacht, er solle in die Hauptstadt kommen und ein hohes Staatsamt annehmen. Er erwiderte den Gesandten: „Habt ihr die feinsten Opfertiere gesehen? Solange sie im Stalle sind, erhalten sie die reichlichste und beste Nahrung und fühlen sich stolz und glücklich. Aber wenn sie zum Opfere altar geführt werden, würden sie gern mit dem geringsten Berggrinde tauschen. Ich bin für die goldenen Bürden der Staatsämter nicht zu haben.“ Als es mit ihm zu Tode ging, fragten ihn seine Schüler, wie er bestattet werden wolle. Da antwortete er: „Werft mich aufs Feld! Da singt mir der Wind mein Totenlied, die Bäume und Blumen sind meine Gefährten, Sonne und Mond stehen um mein Totenlager.“ „Aber die wilden Tiere werden deinen Leichnam zerreißen.“ Er erwiderte gleichmütig: „Ist's ein großer Unterschied, ob mich auf dem Felde die wilden Tiere oder im Grabe die Würmer fressen?“

Neueste Nachrichten.

Die Katholiken fahren fort, sich systematisch in die evangelischen Missionsgebiete einzudrängen. In Tanga, wo bereits zwei evangelische Missionen thätig sind, haben sich jetzt auch die katholischen „Väter vom heiligen Geist“ niedergelassen. Im Ovambo-Lande, wo die finnischen Missionare seit 1870, die rheinischen seit 1892 an der Arbeit sind, dringen die Katholiken von Süden und

von Norden vor. Von Norden her scheinen sie als die Agenten und Vorläufer der portugiesischen Kolonisation zu kommen. Wenigstens haben die portugiesischen Behörden in Humbi, dem Hauptort von Mossamedes, offiziell bei Ujulu, dem Oberhäuptling der Ovakuanjama, angefragt, ob ihm katholische Missionare willkommen seien. Von Süden her ist der apostolische Präsekt, der schon seit längerer Zeit Deutsch Süd-

west-Afrika bereiste, in Ongandjera angekommen und hat sich dessen Häuptling durch das Geschenk eines Gewehrs günstig gestimmt. Also römische Konkurrenz auf allen Seiten.

Die rheinische Mission hat ganz unerwartet einen ihrer tüchtigsten chinesischen Missionare, Dietrich in Lungkun durch den Typhus verloren. Missionar Dietrich war im Jahre 1877 nach China hinausgesandt und hatte sich im besonderen Maße in die chinesische Sprache und Denkweise eingelebt. Er war seit vielen Jahren der Präses der rheinischen Missionare in China und hat als solcher ein großes organisatorisches Talent an den Tag gelegt. Er war der Begründer des Missionshospitals in Lungkun, dessen Kosten er durch eine alljährlich in Hongkong und Kanton eingesammelte Kollekte deckte. Er war unermüdlich im Unternehmen von Predigtreisen, um den guten Samen des Evangeliums immer aufs neue in die chinesischen Massen auszustreuen.

Die Niederländische Missionsgesellschaft (Nederlandsche Zendeling genootschap), die älteste Missionsgesellschaft Hollands, hat am 15. und 16. Juli dieses Jahres ihr hundertjähriges Jubiläum gefeiert. Die holländischen Missionsgesellschaften sind alle nur klein; diese hat im Laufe der verfloffenen 100 Jahre im ganzen 137 Missionare ausgesandt. Das bekannteste von ihren Missionsgebieten ist die Minahassa, der nordöstlichste Zipfel der Insel Celebes, wo es ihr gelungen ist, aus den eingeborenen Misuren-Stämmen eine christliche Volkskirche zu gründen. In den letzten Jahren war die Gesellschaft in großen Sorgen. Ihr langjähriger Direktor J. C. Neurdenburg war am 24. April 1895 gestorben. Außerdem drückte sie eine schwere Schuld von 45 161 Gulden (= 76 773 M.). So trat die Gesellschaft das zweite Jahrhundert ihrer Wirksamkeit mit bangem Herzen an, und manche ihrer Freunde erwogen gar den Gedanken, ihre Arbeiten an eine englische oder deutsche Missionsgesellschaft abzugeben. Da sind die Tage des Jubiläums eine rechte Zeit der Erquickung gewesen. Herrliches Sommerwetter begünstigte die Feiern. Von weit her waren Freunde gekommen, um an der Feier teilzunehmen, unter ihnen auch Deputierte anderer

Missionsgesellschaften. Und die Kollekten und Sammlungen ergaben den erfreulichen Ertrag von 63 000 Gulden (= 105 000 M.). Wir werden in der nächsten Nummer einige Bilder aus der neueren Arbeit der Jubilarin bringen.

Mit den Taufen im Ronde-Lande geht es erfreulich voran. In der Berliner Mission sind zu den 3 Erstlingen in Kombe weitere dreizehn auf der Station Muafareri gekommen, die am Sonntag Quasimodogeniti getauft sind. Auch in der Brüdermission sind auf der Station Rungue die beiden Erstlinge getauft.

Eine wenig erfreuliche Statistik veröffentlichte der Missionar Loomis über den Stand der Mission in Japan. Es giebt dort jetzt 38 361 evangelische Christen (d. h. vollberechtigte Abendmahlsmitglieder; die Zahl der Getauften ist dreier oder viermal so groß). Gegen das Vorjahr haben sich dieselben um 349 vermindert. Die Zahl der Gemeinden ist um 48 zurückgegangen, die der Missionsstationen um 9. Die Zahl der Theologiestudierenden ist von 295 auf 223 gesunken. Diese Zahlen sind leider Beweise, daß der nach dem chinesisch-japanischen Kriege erwartete Aufschwung der Mission in Japan noch nicht eingetreten ist. Es geht auch in Japan langsam, und die rosigsten Hoffnungen auf eine schnelle Massenchristianisierung des Landes erfüllen sich nicht.

Einen warmen Nachruf widmet das Missionsblatt der Brüdergemeinde dem treuen und tüchtigen Missionar Peter Blair, einem Negerabkömmling aus Jamaika. Er hat mehr als 40 Jahre an der Moskitoküste als Missionar gearbeitet. Seine Übersetzungen in die Moskitosprache, deren er wie kein anderer mächtig war, werden ein dauernder Segen für das Land bleiben.

Den 50jährigen Gedenttag seines Eintritts in den Missionsdienst konnte unlängst der auch als Missionschriftsteller bekannte, jetzt in Dresden im wohlverdienten Ruhestande lebende Missionar Baierlein begehen. Nachdem er seine Erstlingsarbeit unter den Tschippeway-Indianern gethan hatte, hat er von 1853—1886 erfolgreich in Indien gewirkt und eine ziemliche Anzahl Heiden für Christum gewonnen.

Bücherbesprechungen.

Heilmann, Dr. R., Seminaradministrator, Missionskarte der Erde nebst Begleitwort. Dritte Auflage. Gütersloh, Bertelsmann. 1,20 M.

Diese Missionsweltkarte erscheint erfreulicherweise schon in dritter Auflage, und wir wünschen ihr wegen ihrer klaren Übersichtlichkeit und sorgfältigen Genauigkeit noch recht weite Verbreitung. Der begleitende Text ist wesentlich erweitert und bereichert worden, zahlreiche und gut ausgewählte Litteratur-Angaben leiten zum weiteren Studium an.

Bericht über die erste allgemeine Studenten-Konferenz des Studentenbundes für Mission. Halle a. S., Verlag des Studenten-Bundes für Mission, Mittelstr. 10. Brosch. 1 M.

Über die vom 24.—26. April dieses Jahres in Halle stattgehabte allgemeine Studenten-Konferenz ist in der vorliegenden Broschüre eingehend Bericht erstattet; sie enthält die sämtlichen Referate und Ansprachen. Einige darunter sind sehr wertvoll, z. B. der Vortrag Prof. D. Warneds S. 102 ff., die Ansprache Direktor Buchners S. 4 ff., die Morgenandacht Prof. Kählers S. 90 ff. Möge die Broschüre, wozu sie in erster Linie bestimmt ist, weiter in den Kreisen der Studenten für die Mission werben.

Burchardt, G., Die Brüdergemeine in ihrer gegenwärtigen Gestalt. Gnadau, Unitätsbuchhandlung. Brosch. 0,80 M., geb. 1,20 M.

Mit dem vorausgegangenen Hefte (Grünland und Alaska) zusammengebunden 2,50 M.

Vorliegendes Bändchen ist der zweite Teil eines Sammelwerkes über die Brüdergemeine, welches ihren Gliedern und Freunden Gelegenheit geben soll, die Gemeine in ihrer inneren und äußeren Gestalt, in ihrem Betriebe und ihren Arbeitsfeldern kennen zu lernen. In diesem Hefte wird knapp und durchsichtig 1. die Lehre, 2. die Ordnung des Gottesdienstes, 3. die Verfassung, 4. die Thätigkeit nach innen und außen, 5. der gegenwärtige Bestand der Brüdergemeine dargestellt.

Warned, Prof. D., Das Bürgerrecht der Mission im Organismus der theologischen Wissenschaft. Berlin, Martin Warned. Brosch. 50 Pf.

Die Broschüre enthält die Antrittsvorlesung Prof. D. Warneds an der Universität Halle-Wittenberg. Sie giebt auf wenig Seiten zusammengedrängt ein Programm seiner wissenschaftlichen Lebensarbeit, die Quintessenz seiner wissenschaftlichen Resultate. Das theologische Bürgerrecht der Mission ist principiell begründet durch die organische Verwachsung des Missionsgedankens mit dem Grundwesen des Christentums, durch den umfassenden Inhalt der Missionskunde und durch das praktische Bedürfnis der Ausrüstung der studierenden Jugend zu einer segensvollen Mitarbeit an dem Wirken der Mission daheim und draußen.

Schmidt, Emil, Ceylon. Berlin, Schall & Grund (Verein der Bücherfreunde). 5 M., geb. 6 M.

Ceylon nimmt das Interesse der Missionsfreunde in doppelter Weise in Anspruch, einmal wegen der seit zwei Jahrhunderten betriebenen Missionsarbeit, die auf dieser Insel reich an Experimenten und Mißerfolgen war, und dann wegen seiner religiösen Verhältnisse. Es ist in seiner südlichen Hälfte eine der Hochburgen des Buddhismus. Auf die Mission geht der Verfasser leider nicht ein. Um so mehr giebt er über Land und Leute, über die Singhalesen im Süden, die Tamilen im Norden und die Bedas im Osten ausführlichen Bericht. Auch in die brahmanischen und buddhistischen Systeme und die Geschichte Ceylons wird man gut eingeführt. Zahlreiche, zum großen Teil gute Bilder zieren den Text.

Gutzmann, Auf chinesischen Missionspfaden.

Basel, Missionsbuchhandlung. 30 Pf.

Die Baseler Mission in China feiert bekanntlich in diesem Jahre ihr fünfzigjähriges Jubiläum; da war es sehr zeitgemäß, daß Missionar Gutzmann das vorliegende Schriftchen verfaßte. Es giebt auf 79 Seiten eine Schilderung der dreizehn Baseler Hauptstationen in China in Form einer Wanderung vom Meereshafen Hongkong bis zu der am weitesten landeinwärts gelegenen Station Kayintschu. Eine neu gezeichnete Karte und viele, zum Teil neue Bilder, besonders von den Stationen erhöhen die Anschaulichkeit der Schilderung.

Gelderblom, Dr., Pastor in Petersburg, Eine Reichspflicht evangelischer Christen. Für 20 Pf. zu beziehen von der Expedition des Missionshauses in Warmen.

Ein frisch und anregend geschriebenes Büchlein, namentlich dazu geeignet, den Gebildeten in die Hand gegeben zu werden, die der Mission aus Gleichgültigkeit und Unkenntnis teilnahmslos gegenüber stehen.

Valentine Chirol, Die Lage in Ostasien. Autorisierte Übersetzung von J. v. Bojanowski. Berlin, Stuhlsche Buchh. Brosch. 2,80 M.

Ein werter Freund unsers Blattes in Rußland bittet uns, die Aufmerksamkeit unserer Leser auf dieses Buch zu lenken, dem er selbst viel Belehrung verdankt. Dem Missionsfreund wird es immer interessant sein, Einblicke in den politischen Zustand der Missionsländer zu erhalten. Der Verfasser der vorliegenden Schrift ist ein englischer Politiker, der die Lage in Ostasien in erster Linie vom englischen Standpunkt ansieht. Er ist aber weitblickend und weitherzig genug, um in meisterhafter Weise allgemein zu orientieren und zu fesseln. Von besonderem Interesse ist uns das siebente Kapitel geweiht: „Die Verfolgungen der Missionare in China.“ Er führt aus, daß nicht Religionshaß, sondern Fremdenhaß die Ursache derselben sei, und empfiehlt ein energisches Vorgehen aller christlichen Mächte zur Bestrafung der Mandarine als der eigentlichen Urheber dieser Unruhen.



Wie es in der Kamerun-Mission vorwärts geht.

Von Pastor Fr. Schlegelmilch in Betten bei Finsterwalde.

Die Baseler Kamerunmission hat ihre dunklen Schattenseiten, der Missionsfriedhof in Bethel giebt davon beredtes Zeugnis, aber sie hat auch vor andern Arbeitsfeldern der Tropen ihre Lichtseiten. Dazu gehören zuerst die zu Gebote stehenden Wasserwege. Ein flüchtiger Blick auf die Karte Seite 218 zeigt, welche zahllosen und zum Teil gewaltigen Wasseradern das Land nach allen Himmelsrichtungen durchziehen. Das sind die natürlichen Verkehrsstraßen, an deren Ufern sich die Bevölkerung häuft; auf denen sich ein reger Verkehr zwischen Küste und Inland abspielt; auf denen sogar oft der Markt abgehalten wird. Dadurch ist auch der Mission eine Thür zum Innern von nicht zu unterschätzender Bedeutung geöffnet. Die Baseler Missionare sind auf ihren Predigtreisen diesen Wasserstraßen landeinwärts gefolgt. Da liegt vor der Station Bethel das Petroleummotorboot Musango d. h. Friede. Nehmen wir Platz

unter seinem schattigen Zeltdach, setzen die kleine Petroleummaschine in Bewegung und machen eine Rundreise zu den Vorposten der Mission! Wir werden zugleich ein schönes Stück unserer Kamerunkolonie und eine hoffnungsvoll aufblühende Missionsarbeit kennen lernen.

Es geht zunächst nach Norden in den Mongo hinein, der in weit verschlungenem Wasserneß sich Bethel gegenüber ins Kamerunbecken ergießt. Bald sind wir der sumptigen Küstenregion mit ihrem ewigen Sinerlei von Wasser und Mangrove entrückt und atmen im Genuß der unbeschreiblichen Pracht einer großartigen Tropenwelt freier auf. Zu beiden Seiten umgiebt uns das Dunkel üppiger Urwaldwildnis, das von tausendfachem Tropenleben erfüllt ist. Die Baumriesen sind von zahllosen Guirlanden saftiger, blütenbedeckter Schlinggewächse bis in ihre Wipfel umrankt. Bald zieht der Strom ruhig und still seine Bahn, bald schießt er, schluchtenartig zusammengeengt,

wildtosend und schäumend dahin. Hier und da begegnen wir einer dichtbewaldeten Insel oder einer trockenen, dünnen Sandbank, die die Spuren der zahlreich hier hausenden Dichthäuter trägt. Bald hindert ein bis dicht über das Wasser hängender, riesiger Baumast die Weiter-

fahrt, bald ein dicker Stamm, der quer im Flußbett liegt, vielleicht unter der Oberfläche verborgen. Da eilen verschiedene Handelskanus mit fröhlich klingender Rudererschär an uns vorüber: sie sind hier in ihrem Elemente und mit allen Klippen und Fährnissen wohl ver-



Karte des Kamerun-Beckens.

traut. Alle Duala sind geübte Schiffer und geborene Sänger. Wenn die Kraft des Armes den eifrigen Rudern in der brennenden Mittagsglut erlahmen will, dann ist das letzte, aber stets wirksame Mittel, um die Lebensgeister wieder anzufachen, ein heiteres Lied. Da wird alles Mögliche und Unmögliches gesungen,

die Geschichte des Stammes, die Erlebnisse des gestrigen Tages — und das alles aus dem Stegreif erfunden: der Vorfänger singt eine kurze Strophe vor, die in eintönigem Rhythmus vom Chore wiederholt wird. Und sitzen Christenleute auf der Ruderbank, dann erschallen die so gern gesungenen und so lieb gewordenen

Lob- und Dank- und Jesuslieder in der Muttersprache durch die Waldeinsamkeit.

So sind die Brüder den Mungo hinauf gefahren und haben den Bewohnern der zahlreichen und bevölkerten Uferorte die

„Sache Gottes“ gebracht, die hier nicht mehr ganz unbekannt war, denn am Mungo, in Bakundu ba Namwili (s. Bild S. 220), hatte schon der Baptift Richardson sieben Jahre lang Geduldsarbeit getrieben. Damals



Kanofahrt auf dem Mongosflusse.

sahen die Arbeit unter den stolzen Bakundu ganz vergeblich zu sein; stehen sie doch sogar in dem Rufe, der Menschenfresserei zu fröhnen. Seither ist ein Umschwung zum Bessern eingetreten, besonders seitdem

der Nachbarhäuptling Bebe von Bombe mutig vorging und mit seinem ganzen Fetischzauberkrum aufräumte. Jetzt bereitet Missionar Lauffer die Anlage einer Hauptstation vor; schon sind 50 Heiden getauft,

weitere 92 stehen im Taufunterricht. Auch sind die Affen, Eulen und Papageien, die früher im Lande als Eigentum des Geistes für heilig galten, schon bedeutend in der Wertschätzung der Bakundu gesunken. Letztere fangen sogar schon an, das Hühnerfleisch, dessen Genuß früher von den Fetischmännern verboten war, ganz schmackhaft zu finden, — immerhin Anzeichen, daß das Alte wankt und ein Neues sich vorbereitet. Von Bombe aus sind bereits die Vorposten weiter zu dem empfänglichen, aber abgöttischen Stamme der Ba-

long gegangen und haben den ersten Grund gelegt.

Wir fahren den Mungo noch eine Strecke weiter bis zu den Essof-Schnellen, der Grenze seiner Schiffbarkeit. Hier ist die Scheide zwischen der mit ununterbrochenem Urwald bedeckten Küstenzone und dem fast plötzlich und unvorbereitet aufsteigenden Hochland des Innern. Dieses Hochland zieht sich in weitem Bogen um das Kamerunbecken halbkreisförmig herum und ist in allen Flußgebieten durch großartige Wasserfälle gekennzeichnet, welche die



Dorf Bakundu ba Ramwilli.

prächtige Tropenlandschaft noch vervollständigen.

Von den Essof-Schnellen aus sind landeinwärts die Baseler Brüder bis zu den Ufern des Elefantensees vorgedrungen und haben auch dort bereits ein schwaches Reis des Evangeliums eingesenkt. Überall fand Missionar Scholten freundliche Aufnahme und Verlangen nach Lehrern. Wenn nur die Hilfskräfte da wären, die auch hier durch die offenen Thüren eingehen könnten!

Wenden wir uns wieder nach Süden. Da ist der Basastamm zu beiden Seiten des Lungasi, der bequem von Bethel aus zu erreichen ist, und wo die Bethelbrüder

freundliche Aufnahme und Verlangen nach der guten Botschaft finden. Diese Arbeit wird wohl für die Zukunft besondere Bedeutung erhalten und der Baseler Mission eine hoffnungsvolle Ernte bringen, da der Basastamm vor der Duala-Einwanderung das ganze Küstengebiet von Kamerun beherrschte und jetzt noch das Gebiet vom Lungasi nördlich sechs Tagereisen weit bewohnt.

Bereits sind an zwei Punkten am untern Lungasi die ersten Missionsgehilfen stationiert.

Auch das Mündungsdelta des mächtigen Sannaga erleichterte die Verbindung



Im Urwald von Kamerun.

mit den dort ansässigen Stämmen und lud zur Missionsarbeit ein. An der Mündung wohnen die friedliebenden Mulimbaleute, oben um die Sannagafälle herum der Edeastamm und zwischen beiden nach Norden und Süden bis hinab zum Nyong der sehr einflußreiche, kriegerische Bakofostamm. Obwohl die Mulimba in gewisser Abhängigkeit von den Bakoko sind, so stehen sie doch alle drei miteinander in regem Verkehr und suchen gemeinsam den Zwischenhandel zwischen den Duala und dem Hinterlande des Sannaga in ihrer Hand zu behalten. Die Edea- und Bakokoleute treiben außerdem etwas Ackerbau, soweit es die Lebensbedürfnisse in diesem fruchtbaren Lande erfordern, während die Mulimba ihren Bedarf an Kaffava, Dams u. von den Bakoko gegen Fische, mit deren Fang sie sich beschäftigen, eintauschen.

Von den Duala sind diese Sannagastämme, nicht bloß nach Sprache und Lebenshaltung, sondern auch nach Charakter und Sitten, grundverschieden. Sie sind viel urwüchsiger und roher als jene und jeglicher Berührung mit dem Evangelium fern geblieben. Es herrschen hier noch die rohen Greuel des Heidentums, dieselben Arten des Gözen- und Fetischdienstes wie früher bei den Duala, nur bei den einzelnen Stämmen in verschiedenen Abarten. Bei den Mulimba ist es der Dschengu- (Wassernixe) und Melidienst, unter den Bakoko der Besima- (Ländnixe) Dienst, der sein unheimliches Wesen treibt. Diese Gözendienste sind verbunden mit grauenhafter Unzucht und schamlosen Tänzen, mit einer nur den Eingeweihten bekannten Geheimsprache und mit heimlichen Mordthaten, durch welche schon so manches blühende Gemeinwesen, Stadt oder Dorf, entvölkert, schon so manches unschuldige Menschenleben geopfert worden ist. Das sehen die armen Leute selbst ein, sprechen es wohl gar offen aus; aber die Macht des finsternen Aberglaubens und die Herrschaft der Wahrsager und Zauberer hält sie in Menschenopfern, Blutrache, Vielweiberei, Sklaverei und andern heidnischen Lasten gefangen, soweit jenen nicht durch den Arm der Regierung das Handwerk gelegt wird.

Die Bakoko übertreffen an Roheit und wilder Grausamkeit alle andern Stämme. Selbst bei den rauflustigen und zu jeder

Betrügerei fähigen Duala stehen sie als „böse Leute“ in Verruf. Kein Bakoko geht ohne das Buschmesser aus. Kleine Jungen, die noch feins zu tragen vermögen, suchen sich ein Stück alten Fajkreisen zu verschaffen, das sie scharf machen und als Spielzeug benutzen. Kein Handel ohne Blut, kein Gözenfest ohne Blutvergießen! Beim geringsten Streit steht alles mit dem Buschmesser bereit, sogar jetzt „in den Tagen des Gouverneurs“, wie sie zu sagen pflegen.

Das waren nicht gerade hoffnungsvolle Aussichten für die Baseler. Doch waren sie mit den Mulimba schon mehrfach in freundliche Berührung gekommen, und es gab auch in dem Mulimbadorfe Manje ein Häuflein Leute, denen die Gottessache schon von den Baptisten her bekannt war. Im April 1891 unternahmen die Missionare Böhner und Scholten eine Untersuchungsreise nach diesem Gebiete. Sie fanden überall freundliches Entgegenkommen. Die Mulimba waren durch einen kurz vorher gegen sie unternommenen Strafzug der Deutschen mürrisch gemacht und hofften auch an den Missionaren Schutz zu finden. Sogar die Bakoko waren willig, einen Missionar in ihrer Mitte aufzunehmen. So wurde im Jahre 1892 auf der Grenzseide zwischen Mulimba und Bakoko, am Einfluß des Kwakwa-Kriek in den Sannaga, die Station Lobethal angelegt. Es waren schwere, an Arbeit und Entbehrungen, an Nöten und Geduldsproben reiche Monate für die Brüder, die in einer elenden Waldhütte, in der Gesellschaft von Ratten und Mäusen aushalten mußten, ehe sie sich ein menschenwürdiges und der Gesundheit einigermaßen zuträgliches Wohnhaus erbauen konnten, noch dazu an einem fremdsprachigen, abgelegenen Strande in der Urwaldwildnis, mitten unter einem feilschenden und verlogenen Volke, ohne technische Hilfsmittel. Welche Wohlthat war es, als zu Pfingsten 1892 das neue Stationsgebäude bezogen werden konnte!

Leider kamen bald danach schwere Tage. Die Bakoko gerieten mit den Duala in Streit, und als infolgedessen der Kanzler Wehlan das Dorf Adogominji einscherte, empörten sie sich. Die Missionare mußten fliehen, ihre mit so großer Mühe erbaute Station blieb schutzlos zurück. Aber wider alles Erwarten hielt der Bakoko-Häuptling, in dessen Gebiet sie lag, seine schützende

Hand über den verlassenen Gebäuden; und als Missionar Schuler zurückkehrte und einer seiner Begleiter voll Besorgnis äußerte: „Der Krieg kennt keinen Freund,“ beruhigte er ihn und antwortete: „Aber er tötet den Vater und Bruder nicht. Schuler ist nicht nur unser Freund, er ist unser Bruder, ein Bakoko.“ Die Missionare hatten also in der kurzen Zeit das Vertrauen der rohen Bakoko erworben.

Sehen wir uns auf der Station um. Von der Veranda derselben bietet sich eine entzückende Aussicht den Sannaga hinauf und hinab, dessen mächtige Fluten am Fuße des Hügels vorübergleiten. Wie ein silberner Gürtel schlängelt sich der Strom durch die großartige, üppige Tropenvegetation des fruchtbaren, feuchten Lavabodens. Überall tauchen an den Ufern zwischen Palmen und Bananen die charakteristischen Baumwollenbäume und die riesigen Affenbrotbäume auf, deren Wipfel von zahllosen Affen, grünen Tauben und kreischenden Papageien belebt sind. An Büffeln, Antilopen, Wildschweinen und Elefanten ist kein Mangel; und im fischreichen Sannaga haufen Flußpferde, Alligatoren und Schildkröten. Auffallend ist, daß hier die Ufer weniger bevölkert sind als in Duala oder am Mungo und Wuri. Die Bakofodörfer stehen mehr landeinwärts, vom Urwalde geborgen.

Von besonderer Wichtigkeit ist auf dieser Station die Kostschule für Bakoko- und Mulimbaknaben, in der 80 Eingeborene nicht nur unterrichtet, sondern vollständig erzogen werden. Sie sind Jahre lang vollständig in der Pflege der Missionare; und ihre Begabung läßt ebensowenig wie ihr Fleiß und ihr Betragen zu wünschen übrig. Haben sie auf der Schulbank ihr Tagespensum geschafft, so geht es hinaus in die Kakaopflanzung, in den Maisgarten oder in den Schreinereschuppen zu Hobel und Säge. Die Kinder der Natur müssen in der körperlich anstrengenden Arbeit ein heilsames Gegengewicht gegen die ungewohnte geistige Anstrengung finden. Welch ein Segen kann von einer solchen Schule ausgehen, wenn sie eine Pflanzstätte gediegener christlich-sittlicher Kultur im Heidenlande wird!

Von Lobethal aus haben die Brüder noch weiter nach Süden, dem Nepombe-Krieg nachziehend, bis in die Gegend des

großen Njong-Stromes Untersuchungsreisen unternommen. Hier wohnen die Jakusa, welche nach Sprache und Abstammung, Sitte und Lebenshaltung zu dem Bakokostamme gehören. Auch hier herrscht überall große Furcht vor den Europäern, die als Ausbünde von Grausamkeit und Schlechtigkeit gefürchtet werden. Dabei ist das Heidentum, besonders der alte Losangodienst, überall ins Wanken geraten, und die Leute bitten zum Teil mit rührendem Ernst um Lehrer, die sie von den Lügen des Fetischdienstes zu etwas Besserem, Höherem führen können. Das Feld ist weiß zur Ernte.

Im Westen von Lobethal besuchen wir endlich den letzten Vorposten der Baseler Mission bei Edea, einem wichtigen Handels- und Stapelplatz. Dank der Freundlichkeit des deutschen Kaufmannes Jürs konnte hier Missionar Waller das in Europa gezimmerte Missionshaus aufrichten und die Arbeit außer der Hauptstation Jürshöhe auf acht Außenstationen beginnen.

Soweit konnten wir unsere Reise im Petroleummotorboot zurücklegen. Wir haben nun noch zwei Plätze aufzusuchen, zu denen wir nur auf mühsamen Fußwanderungen gelangen können. Wir treten die erste von der uns schon bekannten Station Viktoria an der Umbasbai an. Es gilt die steilen Abhänge des Kamerunberges hinaanzuklimmen. Wir haben schon wiederholt des fieberheißen entnervenden Klimas Erwähnung gethan. Während die Durchschnittsjahrestemperatur im mittleren Deutschland etwa 8° Celsius beträgt, hat das Kamerunbecken im Jahresdurchschnitt etwa 25° Celsius; und diese außerordentlich hohe Temperatur wird dadurch noch unerträglicher, daß die Nacht nach der drückenden Hitze des Tages keine Abkühlung und Erfrischung bringt. Dazu hat das Kamerunbecken fast sechsmal soviel Regen als Norddeutschland; während bei uns im Jahre etwa 700 mm Regen fallen, rechnet man am Wuri 4067 mm; während wir etwa 70—80 Regentage haben, zählt man am Kamerun 200—250 Regentage. Es regnet nicht nur in den beiden Regenzeiten vom Juni bis August und vom November bis Februar oft tagelang ununterbrochen, sondern auch in den sog. regenlosen Zeiten vergeht oft wochenlang kein Tag, wo nicht

ein tüchtiger Regenschauer niedergegangen wäre. Wenn nun die sengende Sonnen-
glut auf die vom Regen überschweimten
Sumpflandschaften herniederbrennt, so ent-
wickeln sich ohne Aufhören die furcht-
baren Fieberdünste, die den Weißen und
den Schwarzen Tod und Siechtum drohen.
Da hatten die Baseler Brüder schon seit
Jahren sehnsuchtsvoll nach den lustigen
Höhen des Kamerunberges geschaut, ob sie
dort oben nicht frische Luft und Erquickung
für ihren erschöpften Leib finden könnten.

Einmal war ihre Hoffnung arg zu schan-
den geworden. Als sie eben in Buea ein
Erholungshaus errichtet hatten, empörten
sich die an den Abhängen des Kamerun-
gebirges wohnenden Bakwiri, rieben die
gegen sie ausgesandte Gravenreuthsche Ex-
pedition auf und trozten einige Jahre
in ihren unzugänglichen Walddörfern den
Waffen der Deutschen. Jetzt ist die Ruhe
wiedergekehrt, und die Baseler haben end-
lich ihr Erholungshaus in Buea wieder
aufbauen können. Es ist eine mühselige,



Flußübergang im Hinterland von Kamerun.

siebenstündige Wanderung, die 2700 Fuß
bergan, auf schlechten Gebirgspfaden durch
dichten Urwald, der kaum einen Sonnen-
strahl durchläßt. Aber dort oben ist dafür
auch richtiges Gebirgsklima, nicht mehr die
dumpfe, durch ihre gleichmäßige Hitze und
große Feuchtigkeit erschlaffende Atmosphäre
der Küste, sondern frische, reine Luft und kühle
Nächte. Leider wird die Missionsarbeit dort
oben dadurch recht erschwert, daß die Bak-
wiri gar zu sehr zerstreut im Busch wohnen;
jede Hütte bildet einen Schlupfwinkel für sich.

Der Ausgangspunkt unserer zweiten
Fußwanderung ist die Station Mangamba
im Abolande, wo der Evangelist Koto jene
merkwürdige „Männer Gottes“-Bewegung
angeregt hat. Der Baseler Missionar
Autenrieth war es, der von hier aus
seit 1891 mehrere Entdeckungsreisen unter-
nahm, um der Mission in dieser Rich-
tung das Hinterland Kameruns zu er-
schließen. Seine Reisen sind auch für den
Geographen von hohem Interesse, weil er
als der erste Weiße seinen Fuß in diese

unerforschten Gegenden setzte. Am 5. Februar 1891 machte er sich zum erstenmal auf, um die Bakosi- oder Kosileute weiter landeinwärts aufzusuchen. Etliche junge Abokristen und Taufbewerber begleiteten ihn. Bald hinter Mangamba ging es in den dichten Urwald hinein, der sich vom Wuri bis zum Mabombe erstreckt.

Langsam ging es im Gänsemarsch vorwärts. Oft mußte erst das scharfe Beil einen schmalen Weg durch das Dickicht hauen! Mehrmals kreuzte der Pfad reizende Wasser. Mühsam mußte der Über-

gang auf dem Rücken der wackern Träger bewerkstelligt werden. Bis an die Schultern ging ihnen das Wasser, während sie die Lasten oben auf dem Kopfe balanzierten. Die zahlreichen Elefantenspuren an den Ufern mahnten zur Vorsicht.

Die erste Reise im Jahre 1891 scheiterte an dem Verbote eines Häuptlings, sein Land zu betreten. Ein Missionar kann sich ja nicht mit Flinten und Kanonen den Durchzug erzwingen. Aber bei dem zweiten Versuche im März 1893 gelang es Autenrieth, über den Jagunmwobenen



Nyásofo und der Rupeberg.

Rupeberg ins Kosiland vorzudringen. Beim dritten Vorstoß konnte er sich auch über Land und Leute zur Genüge orientieren. Zu Anfang waren ihm die Eingeborenen mit großer Angst entgegengekommen. Man meinte, der weiße Mann besitze Zauberkräfte, die ihnen verderblich werden würden. Und die schlimme Erfahrung mit Dr. Zintgraff, dem ersten Europäer, der das Kosigebiet betrat und die Seele des früheren Häuptlings von Nyásofo gegessen haben sollte, hatte ihnen diesen Aberglauben zur

Gewißheit werden lassen. Aber der kluge und verständige Häuptling Sona nahm dem Aberglauben zum Trotz den Missionar freundlich auf und lud ihn zum Bleiben ein: „Ich und mein Volk lieben die Weißen.“ Ja, Sona trommelte in eigener Person seine Unterthanen am nächsten Tage, einem Sonntage, zur ersten Predigt in Nyásofo zusammen und machte dabei den Dolmetscher des Evangeliums, da er etwas Abo gelernt hatte. Diesen ersten Gottesdienst im Kosilande stellt unser Bild dar.

Da steht die schwarze Majestät in fürstlicher Gala, einem alten, ausgedienten, einst schwarzen Rocke, der an den Rändern sich schon in Fransen aufgelöst hat; dazu der turmartige, mit roten Papageienfedern besetzte Kriegshelm aus langhaarigem, weißgestreiftem Affenfell, etwas schief aufs Haupt gedrückt, und ein ganzes Lendentuch statt des sonst landesüblichen halben; — so steht er, auf den langen Speer gestützt, vor der lautlos harrenden Versammlung. Wie Enakskinder erscheinen diese hochgewachsenen Männer dem erstaunten Europäer! Auch die Häuser sind anders als an der Küste.

Während dort die Ansiedelungen im Dickicht unregelmäßig zerstreut und versteckt liegen, finden wir hier eine regelmäßige Dorfanlage. Während dort die Häuser im Rechteck gebaut sind und sich wohl gar wie auf dem Bilde von Bakundu ununterbrochen aneinander reihen, sind hier die Hütten rund und haben spitze, turmartige Dächer und statt einer stets zwei Thüren. Des Häuptlings Palast in der Mitte der breiten, saubergehaltenen Dorfstraße, die sich zwischen den beiden Häuserreihen hinzieht, weist gar vier Eingänge auf. Welch reine, gesunde, kühle Luft hier



Der erste Gottesdienst in Nyasoso.

oben weht; und welch weite, herrliche Aussicht man hier in 750 Meter Meereshöhe genießt! Der Boden aus verwitterter Lava ist sehr fruchtbar, die Pflanzungen stehen herrlich; Viehstand ist reichlich vorhanden und wohlgenährt!

Durch des Häuptlings Sona Vermittlung durfte sich Autenrieth auch gleich einen Platz für eine Stationsanlage aussuchen. Mit freudigem Dank und unter den herzlichsten Glückwünschen seiner neugewonnenen Freunde verließ er im Juli 1894 Nyasoso und kehrte nach Mangamba zurück; er

hoffte bestimmt, in wenigen Wochen wieder in das schöne Bergland von Nkosi zurückzukehren. Aber die Arbeit in Mangamba ließ die Übersiedelung nach Nkosi noch nicht zu. Da kam im September 1894 die traurige Kunde aus Nyasoso, Häuptling Sona sei gestorben, seine Seele sei von dem weißen Manne nach Westen mitgenommen worden. Glücklicherweise erschütterte auch dieser verhängnisvolle Todesfall das Vertrauen in den Missionar nicht zu sehr. Als Autenrieth nach anderthalb Jahren sich mit bangen Sorgen wieder auf den Weg

machte, fand er unterwegs überall einen freundlichen Willkomm. Er schreibt: „An den Haltestellen wurden wir aufs freudigste aufgenommen und überall mit einem Schaf oder einer Ziege beschenkt. Es war fast ein Triumphzug. In Nyanga kam sogar ein Häuptling zwei Stunden weit her und brachte mir eine Ziege; auch hörte ich, daß man mein Kommen in den Ländern, die ich voriges Jahr durchzog, wieder wünsche und erwarte. Hier in Nyásofo bin ich gestern nach siebentägiger Reise angekommen. An Stelle Sonas herrscht

sein Bruder. Er freut sich, daß ich gekommen bin; auch hat er es gern, wenn wir hier bleiben. Er hat seine Hilfe zugesagt. Klima und Lage ist hier einfach prachtvoll. Im Lande selbst bei den Nkosileuten hat allerdings mein Kommen große Aufregung hervorgerufen. Die Stimmung ist uns entschieden ungünstiger als voriges Jahr. Es ging deshalb schon sehr stürmisch zu, und Gottes Hand ist's, daß ich noch hier bin. Wir waren wie in einer Löwengrube. Es gab großen Lärm vor meiner Hütte; die Brüllenden forder-



Ein Dorf im Hinterlande von Kamerun.¹⁾

ten meinen Kopf und erklärten, das Fleisch der Europäer sei durch und durch so wohl-schmeckend wie lauter Salz (Butter und Honig). Es wird mir ganz offen ins Gesicht gesagt, daß ich Sonas Seele gegessen habe, und daß ich gekommen sei, noch weitere Leute zu töten. Und doch — die Nkosileute sind ein merkwürdiges Volk. Wenn man sieht, wie viel Freunde ich hier habe, welcher freundschaftlicher Verkehr zwischen ihnen und mir bereits besteht, ohne daß eins vom andern ein Wort versteht; und wie viel Schüsseln voll Essen mir jeden Tag für

1—2 Blätter Tabak in die Hütte herein-geschoben werden, so sollte man nicht glauben, daß ich ein solch gefürchtetes Ungeheuer sei.“

Kurz, Autenrieth durfte bleiben, die Nkosileute halfen ihm sogar, zunächst ein einfaches Bretterhaus als vorläufige Unterkunft zu errichten, bis er darangehen konnte, ein wohnliches Stationshaus zu bauen. Auch dort in Nyásofo ist die Baseler Mission jetzt fest gegründet.

¹⁾ Das Häuschen in der Mitte des Dorfes (Ngab) ist dem Missionar zur Herberge eingeräumt; er steht mit seinen Trägern und Reisebegleitern davor.

Nun wäre es freilich für die fünfzehn Baseler Missionare unmöglich, ein so ausgedehntes Gebiet mit fünf Hauptstationen und siebenzig Nebenstationen geistlich zu versorgen, wenn sie sich nicht Gehilfen aus den Eingebornen in großer Zahl heranzubilden könnten. In Bonaberi oder Hickory, da wo sich die Wasser des Mongo und Wuri vereinigen und sich in das Kamerun-Becken ergießen, ist deshalb eine Gehilfenschule eingerichtet. 72 Katechisten und

Hilfskatechisten sind bis jetzt daraus hervorgegangen, und unser Bild zeigt uns 24 derselben auf einer Hauptstation zur Konferenz versammelt. Die meisten sind noch junge Leute, welche mit Gottes Hilfe noch tüchtig in Kirche und Schule arbeiten können; viele haben ihre unentbehrliche Waffe, ihr Neues Testament in der Hand.

So sind denn die Eingangsthore zum Kamerunlande ringsum besetzt, der Grund zur Missionsarbeit in dem mächtigen deut-



Katechisten-Konferenz in Kamerun.

schen Schutzgebiet ist gelegt. Aber es ist groß, so groß wie Deutschland selber, fast 495 000 qkm. Und was wollen die Entfernungen bedeuten, die wir bisher auf unsern Gedankenreisen durchmessen haben, im Vergleich mit den weiten Strecken des Hinterlandes bis hinauf zum Tsadsee und mit den zahllosen, bunt zusammengewürfelten Völkern im Innern Kameruns, auf denen noch der Fluch des dunkelsten Erdteiles ruht! Es muß ja jedem Menschenfreunde das Herz weh thun, wenn

er von den endlosen Kriegen liest, in denen sich jene Völker gegenseitig zerfleischen; von den kriegerischen Wute, wo der Jüngling mit zwölf Jahren Soldat wird und erst sterbend die Waffen streckt; von den schön gebauten Bali, die lautlos die größten Schmerzen ertragen; von den bronzefarbenen, harmlosen, gastfreundlichen Yaunde zc., alles heidnischen Stämmen, die aber schon mehr oder minder unter dem mächtigen Einfluß des mit raschen Schritten vorwärts dringenden Islam stehen. Welch

herrliches, reiches Land ist dieses deutsche Kamerun-Hinterland, Adamaua genannt, über welches die Natur das Füllhorn ihrer Gaben so verschwenderisch ausgegossen hat! Nach des Reisenden Barth Worten wachsen hier die Schüsseln, Löffel und Flaschen an den Bäumen, der Reis im Walde; der Boden liefert Rohr und Baumaterial. Leicht und lustig sind die Dörfer gebaut, der Mensch bedarf keiner Mühe, sich zu ernähren. Aber der Islam mit seinem

Fluch und Schrecken bedeckt und vermüht das Land. Schon im südlichen Adamaua herrscht mohammedanische Religion und Sitte. Und eine hundertjährige Geschichte lehrt uns, wie viel schwerer mohammedanische als rein heidnische Stämme zu christianisieren sind. Deshalb ist Gefahr im Verzuge. Jeder Tag, jedes Jahr, wo wir zögern, den Stämmen des Inlandes das Evangelium zu bringen, ist für die Sache des Herrn doppelt und dreifach verloren.

Briefe aus den niederländisch-indischen Missionen.¹⁾

Von Frau Missionar Geißler in Batavia.

I.

In voriger Woche hatten wir einen recht lieben interessanten Besuch, wohl nur auf ein Stündchen, und doch war's recht hübsch. Ein Dr. Adriani aus Holland mit seiner jungen Frau hat schon einige Zeit in Depok bei Seminarlehrer Jkens gewohnt. Er ist von der niederländischen Bibelgesellschaft hinausgesandt, um die Sprachen Indonesiens für den Zweck der Bibelübersetzung zu erforschen. Vorläufig begiebt er sich nach der Station Posso der Niederländischen Missionsgesellschaft, um dort in dem noch fast unerforschten Teile des mittleren Celebes Sprachstudien zu treiben.

Es ist gut, daß er eine solche geistreiche und kluge Frau mit sich hat, die auch, ich weiß nicht wieviel, moderne Sprachen spricht. In fließendem Deutsch sprach sie mit mir. Sie ist oft in Tirol und Wien gewesen und schwärmt sehr für Deutsche und Östreicher und findet, sie seien solche herzliche, innige Menschen im Vergleich zu den kälteren Holländern. Im Lauf des Gesprächs erzählte sie, daß sie in Afrika die kleinen Negermädchen unterrichtet habe, die doch fast dasselbe Wesen hätten wie die hiesigen Kinder, auch erst scheu und verlegen seien. Ich sah sie erstaunt an und sagte: „Aber wie alt sind Sie denn, daß Sie schon in der ganzen Welt herumgekommen sind?“ „Ach,“ sagte sie, „ich bin 32 Jahre alt und 14 Jahre Lehrerin ge-

wesen.“ Sie ist die Tochter des Professors der Theologie D. Gunning in Leiden. Sie hat zum Vergnügen die Examina in all den Sprachen gemacht. Erst ist sie überall in Europa gewesen, dann nach Kapland als Lehrerin gegangen. Dort ist sie in Wellington Lehrerin an einem großen englischen Seminar für inländische Mädchen gewesen. 22 Lehrerinnen, davon 10 aus Amerika, waren dort thätig gewesen. Miß Gunning hat dort in der holländischen Sprache Unterricht erteilen müssen. Ich bewunderte die interessante Frau, die in Holland immer in den höchsten Kreisen verkehrt hatte und nun mit solcher Freude und solchem Mut nach Celebes geht. Sie wird ihrem Manne eine rechte Hilfe in der Sprachforschung sein. Sie will auch gern eine Schule unter inländischen Kindern errichten. Ja, was die wahre Liebe für den Herrn auch alles thun kann. Obwohl man an allem sehen kann, daß sie sehr vornehm ist, ist sie doch sehr einfach. Sarong und Kabaya²⁾ legt sie am liebsten nicht mehr ab. Sie läuft den ganzen Tag in den Kampongs³⁾ in Depok umher. Sie wird sich gewiß ausgezeichnet in alles finden.

Aber es giebt doch viel solche Menschenkinder, die sich so ganz dem Herrn ergeben und die darum auch immer wunderbar seine Nähe erfahren und viel geschenkt bekommen, was anderen ver sagt wird an innerem Glück.

II.

Am Montag vor acht Tagen kamen Herr und Frau v. Balan an und blieben

¹⁾ Wir bringen diese Briefauszüge unverändert zum Abdruck, weil sie gerade in ihrer frischen Lebendigkeit einen deutlichen Einblick in das Leben der Missionare im niederländischen Indonesien gewähren.

²⁾ Die hausförmigen Gewänder der Eingeborenen.

³⁾ Die Dörtschaften.

bis Mittwoch früh hier. Ach, was waren doch das für liebe Menschen. Ich komme mir dann wohl oft vor als das unbedeutendste, dümmste Missionsfrauen in der Welt, und ich dachte doch schon, wunder was für ein Opfer ich brachte, als ich hinausging. Laßt mich nun schnell von ihnen etwas erzählen, da du ja, liebe Mutter, schreibst, das Leben der Menschen und ihre Schicksale seien euch interessant. Herr v. Balan ging vor zwölf Jahren nach Neu-Guinea. Seine Frau starb nach vier Jahren, und seine beiden Kinder waren mutterlos. Eine Missionsfrau in der Nähe nahm sich der Kinder an, und da sie für ein paar Monate mit ihrem Mann nach Ternate gehen wollte, sagte sie: „Geben Sie mir die Kinder mit, in ein paar Monaten kommen wir wieder zurück.“ Der Mann dieser Frau starb auf der Reise in Ternate, und sie sah sich gezwungen, die kleinen Kinder von Herrn v. Balan mit nach Holland zu nehmen, da sie nun nicht mehr zurück nach Neu-Guinea wollte. Da bekam Herr v. Balan auf einmal, während er schmerzlich auf die Rückkehr der Kinder wartete, die Nachricht, sie sind nach Holland, und kurze Zeit darauf die Trauerkunde, das jüngste kleine Mädchen ist in Holland nach achttägigem Aufenthalt an den Masern gestorben. Das war ein schwerer Schlag.

Frau v. Balan erzählte: „Ich hatte als Schulvorsteherin in Holland eine reizende Haushaltung, alles entzückend hübsch eingerichtet, hatte viele liebe Freunde, ein gutes Gehalt, kurz ein sehr angenehmes und geselliges Leben.“ Da auf einmal kommt der Antrag des Herrn v. Balan aus Neu-Guinea. Nein, nein, das kann ich nicht thun, hieß es zuerst, und sie schrieb ab. Aber es blieb ein Stachel in ihrem Herzen und es klang immer darin: war es nicht ein Ruf vom Herrn? Ein zweiter Brief kam und da wußte sie es: Der Herr ruft mich. Die ganze Stadt war in Aufregung, daß sie, schon 36 Jahr alt, zu den Papuas gehen wolle, sie, die Geselligkeit und Fröhlichkeit in einer Person, die immer von Freunden umgeben war. Doch kurz entschlossen packt sie alles ein, hört nicht auf die Warnungen der Freunde, ihr Herr rief sie und das war ihr genug. Sie ist eine innig gläubige Seele. Ihr Weisener Porzellanservice von einer Dame, bei der sie Gouvernante gewesen, und all ihre an-

dern Sachen wandern mit ihr in die Ferne und kommen, NB. alle zerbrochen, in Neu-Guinea an. In Batavia weilte sie drei Wochen damals vor fünf Jahren bei v. Genderans.

In Ternate traf sie dann mit ihrem Bräutigam, den sie fast gar nicht kannte, zusammen. Dort war die Hochzeit. Ein halbes Jahr mußten sie warten, bis Schiffsgelegenheit nach Neu-Guinea war; dann trafen sie ein Segelschiff, welches bei ungünstigem Wind noch fünfundzwanzig Tage von Ternate bis Neu-Guinea zu reisen hatte. Ach, was war das für eine Reise mit Hindernissen! Sie war immer viel seefrank. Nun war oft Sturm. Ein Leck kam ins Schiff, und es wäre beinahe untergegangen. Die Kajüte, nicht für Passagiere eingerichtet, glich einem Stall. Ihr Bett nannte sie immer einen Kartoffelkorb. Am Tag ging das Schiff vorwärts, die Nacht oft wieder zurück, so daß sie tagelang die Station Manusinam vor Augen hatten und nicht landen konnten. Bei van Hasselts blieben sie drei Wochen, und dann ging es ins Binnenland nach Windeffi, wo noch nie ein Missionar gearbeitet hatte. Sie meinte, als sie da die nackenden Frauen und Kinder und Männer gesehen habe, wäre ihr fast der Mut gesunken, und sie hätte gemeint: kann ich diese Menschen lieben? Sie meinte auch jetzt noch: um Christi willen kann ich sie lieben, aber als Menschen sind sie entsetzlich, und für tausend Gulden Gehalt im Monat bliebe sie nicht da. Nun kennt Ihr ja aus Vater Geißlers Buch¹⁾ alle Mühseligkeiten des Anfangs unter den Papuas. Noch drei Tagereisen entfernt (mit einem kleinen Rahn zu fahren) waren sie von van Hasselts, also ganz allein. Ein Haus wurde gebaut. Die Sprache mußte erlernt werden. Niemand hatte noch die Sprache erforscht. Jedes Wort mußte abgelauscht werden, oft mit unendlich viel Mühe, aber mit der größten Energie. Sie erzählte die drolligsten Dinge, die da vorgekommen waren. Oft hatten ihr die Leute etwas ganz Verkehrtes gesagt. J. B. hatte sie einmal einen Vers übersetzt, in dem vorkam: Jesus sucht treu sein verlornes Schaf. Nun hatte sie das Wort treu (fleißig) mit viel Mühe erforscht und die

¹⁾ Morgenröte auf Neu-Guinea von E. Baltin.

Antwort erhalten, es heiße malas. Sie singen nun monatelang flott dies Wort, bis sie einmal in der Schule zu einem Jungen sagte: sei malas und alle Kinder lachten dann und sagten, njonja meint gerade das Umgekehrte: malas ist „faul“. So hatten sie so lange gesungen: „Jesus sucht faul sein Schaf.“

Auch hatten die Tabaksklumpen im Munde der Leute das Sprechen derselben oft schwer verständlich gemacht, so daß je nach der Größe des Stückes Tabak, das die Leute im Munde gehabt hatten, das Wort anders geklungen habe. Ihr Mann hatte früher auf einer anderen Station gearbeitet und von dort zehn freigekaufte Sklaven mitgebracht, die nun als ihre Pflegekinder bei ihnen im Haus wohnten und zugleich als Diener dienten, darunter auch eine dreiundvierzigjährige Frau. Alle hingen mit leidenschaftlicher Liebe an v. Balans. 72 Schulkinder hatte sie nach und nach auch an sich zu ziehen gewußt. Reizend war es zu hören, wie sie mit diesen umgegangen. Sie hatte die Schule allein gehabt.

Alle drei Monate nur kam die Post in die Nähe. Dann mußte ein Ruderboot dorthin gehen, auch noch eine Tagesreise weit, um dann Briefe aus der Heimat, Nahrungsmittel und anderes von Makassar hinzubringen. Dabei mußte Herr v. Balan stets für einige Tage fort und seine Frau blieb allein unter den Papuas. Aber es ist doch wunderbar, wie der Herr seine Kinder beschützt. Nie ist ihnen ein Leides geschehen. Im letzten Jahr war noch ein junger Missionar mit seiner Frau auf ihre Station gekommen. Der bleibt nun dort während der ein bis zwei Jahre ihres Aufenthaltes in Holland.

Mit der jungen Frau des andern Missionars hatte Frau v. Balan einmal eine furchtbare Nacht verlebt. Ihre Männer waren nach Roon gefahren, um Lebensmittel zu holen. Kaum waren sie fort, da begann ein furchtbarer Spektakel. Die Windeffer hatten nämlich aus Rache einen Papua eines anderen Stammes erschlagen, und nun waren sie bange, daß der Geist des Erschlagenen sie verfolgen könne, und machten solch einen Höllenlärm mit inländischen Musikinstrumenten, mit Tänzen u. a. Frau v. Balan meinte, die Hölle sei wie losgelassen gewesen. Es sei schauerlich gewesen. Nächstelang ging das so fort. Auch als sie von dem Mordzug zurückgekehrt seien, sei es fürchterlich gewesen. Es war wie das Toben und Schreien der Hölle, als all die Papuas in geschmückten Fahrzeugen angekommen seien, das Haupt der Erschlagenen als Siegesbeute mitbringend. O, meinte sie, so etwas muß man erlebt haben, um's begreifen zu können, und dann die Einsamkeit.

Zwei Jahre lang haben sie wohl keinen Europäer gesehen. Einmal sei der Resident gekommen. Da hat er sich sehr gefreut über die Mustererschule unter den Papuas. Geld giebt's dort auch nicht; alles ist Tauschhandel. Und bei alledem waren Mann und Frau so geistesfrisch geblieben, als kämen sie direkt aus der Großstadt. Sie hatten englisch, französisch, deutsch gelesen, um's nicht zu vergessen, hatten zusammen Mendelssohnsche Duette gesungen. Sie waren sehr glücklich zusammen. Sie ist solch fröhliche Seele. Wir saßen immer bis ein Uhr auf, musizierten zusammen und wurden nicht müde, Frau v. Balans Erzählungen zuzuhören, und wir haben so viel und so herzlich gelacht.

Bilder von den Bismarck-Inseln.

Von D. Peter Reinhold Grundemann, Pastor zu Mörz bei Belgig.

(Fortsetzung.)

2. Die Mission.

Heute müssen wir mit einem kurzen Besuch auf den Witi-Inseln beginnen. An der Südostecke der größten, Witlewu, ergießt sich der breite Rewafluß durch mehrere Mündungen ins Meer. Wir lassen uns durch das sumpfige Flachland weiter hinaufrudern in die gesündere bergige Ge-

gend. Dort auf dem Hügel winkt uns freundlich ein europäisches Haus mit schattiger Veranda entgegen. Eine breite Allee von stattlichen Kokospalmen führt zu einem großen Gebäude aus weißem Korallenkalkstein mit einem schlichten Grasdach. Zur Rechten und zur Linken sind in regelmäßigen Reihen zahlreiche kleine Häuschen in Witi-

Bauart zu sehen, jedes von einem Garten umgeben, den ein gut gehaltener Bambuszaun gegen die schwarzen Borstentiere schützt, die sonst hier eine weitgehende Freiheit genießen.

Das ist das Seminar zu Nawuloo. Als ich jung war, mußte man von den Insulanern nur, daß sie greuliche Kannibalen waren.

Noch im Jahre 1867 wurde der Missionar Baker ermordet und wahrscheinlich gefressen. Dann aber drang der Sieg des Evangeliums mit Macht über die Inseln. Jetzt giebt es schon lange dort keine Heiden mehr. Mit Verwunderung sieht man an einigen Orten die Reihen von Steinen, welche die Zahl der verzehrten Menschenleiber angeben — ein Häuptling soll es

während seiner Regierung auf 900 gebracht haben. Jetzt glaubt man es kaum noch, daß die Väter und Großväter solcher Greuel fähig waren. Überall giebt es christliche Kirchen und Schulen.¹⁾ Viele Prediger und Lehrer sind in Thätigkeit. Hier zu Nawuloo sind sie für ihr Amt vorzubilden. Auch jetzt noch finden wir 90 bis 100 Studenten, die dort in dem großen Gebäude ihre Unterweisung erhalten, während die kleinen Häuschen ihr Quartier bilden. Die meisten von ihnen sind übrigens schon verheiratet, führen also ihren eignen Haushalt und bewirtschaften mit ihren Frauen selbst die Pflanzungen, welche den größten Teil ihres Unterhalts liefern.

Es ist im Jahre 1875. Nicht weit von der Unterrichtshalle am Stamme eines



mächtigen Baumes sitzt ein Ehepaar. Der Mann gehört nicht mehr zu den Studenten. Sailasa ist bereits ein ordinierter Prediger. Er ist mit seiner Frau nur zu einer besonderen Gelegenheit hierher gekommen. Morgen soll die Prüfung und die feierliche Entlassung der diesjährigen Abiturienten stattfinden. Dabei ist seine Mitwirkung gewünscht worden. Seine Gattin ist eben noch mit Anfertigung einer Guirlande be-

schäftigt, die mit zur Ausschmückung der Halle verwendet werden soll. Wohl mögen sie auch der schönen Zeit ihres früheren Studentenlebens an diesem Orte gedacht haben. Aber eben war es ein ernstes, wichtiges Gespräch, das sie beschäftigte, als der Photograph mit seinem Kasten plötzlich die Unterhaltung bannte. Sie

¹⁾ 803 Kirchen, 2013 Schulen.

versucht es der Mahnung: „So nun; bitte recht freundlich!“ nachzukommen. Dem Gatten aber sieht man auch jetzt den vollen Ernst an, mit dem ihn seine Sache innerlich beschäftigt. Was hat er nur?

„Höre, Mary,“ sagte er, „ich muß dir etwas anvertrauen. Missionar Brown ist von seiner Untersuchungsreise zurückgekehrt. Er hat die westlichen Inseln untersucht, auf denen noch die Macht des Heidentums herrscht. Er will dort eine Mission beginnen und möchte nun von hier einige Prediger und Lehrer mitnehmen — natürlich nur solche, die freiwillig ihm zu folgen bereit sind. Er wünscht jedenfalls auch einen älteren Mann, der schon im Amte gestanden hat, mitzunehmen.“ Dann schildert er die Schwierigkeiten und Gefahren des Unternehmens. „Vor den Keulen und den Lanzen der wilden Kannibalen kann kein Mensch die Friedensboten schützen. Aber wie würde es um uns stehen, wenn die Missionare nicht zu unsern Vätern gekommen wären? Es liegt mir hart auf der Seele; aber ich denke, das ist ein Ruf des Herrn an uns. Wir wollen ihm folgen.“

Die Frau versucht erst einige Entschuldigungen. Es gäbe doch auf den Witi-Inseln noch viele andre Prediger, die ebensogut dem Rufe folgen könnten — und wie es mit den Kindern werden sollte — die möchte man doch nicht in solche Gefahr bringen.

Der Photograph ist abgezogen. Die beiden haben noch lange miteinander geredet. Endlich hat auch Mary fest und bestimmt gesagt: Wo du hingehst, da gehe ich auch hin. Wir sind in des allmächtigen Gottes Hand. Dann haben sie auf den Knien im heißen Gebete ihren ernstesten Entschluß besiegelt.

Am andern Tage fand die Prüfung in dem großen Saale statt.

Der große helle, lustige Raum ist mit schön gemalten Bibelsprüchen geschmückt. Auf der einen Seite haben sich ein paar Missionare von andern Stationen und ältere eingeborne Prediger als Prüfungskommission eingefunden. Unter ihnen sehen wir auch Sailasa. Auf den Bänken sitzen 20 braune Kandidaten in ihrer einfachen, sauberen, weißen Kleidung, die nur in dem Hemd und dem Sulu besteht, einem fünf Ellen langen Stück Kattun, das um die

Hüften geschlungen ist. Fußbekleidung fehlt. Jetzt erklingt unter den geübten Händen eines braunen Lehrers das Harmonium. Es werden einige Verse gesungen. Die Stimmen klingen weich und wohlklingend. Einer der Missionare spricht ein inbrünstiges Gebet. Nun beginnt die strenge Prüfung, bei der manchem Kandidaten die hellen Schweißtropfen über die dunkle Stirne perlen.

Dürfen wir uns wundern, wenn die Leistungen nicht gerade bedeutend sind und unter der Stufe einer theologischen Prüfung bei uns weit zurück bleiben? Vergessen wir nicht, daß die Eltern oder Großeltern dieser jungen Leute noch wilde Kannibalen waren, welche z. B. die Kunst des Schreibens für eine furchtbare Zauberei der weißen Leute hielten. Die Dorfschulen und Kreisschulen, die jetzt in Thätigkeit sind, können nicht schon das Gleiche leisten wie europäische Schulen, die eine Entwicklung mehrerer Jahrhunderte hinter sich haben. Auch der vierjährige Unterricht hier im Seminar kann vielfach nichts anderes sein als ein mechanisches Einprägen. Aber doch hat man sich nicht ganz umsonst bemüht, ihnen die biblischen Begriffe, die dem Vorstellungs- und Gedankenkreise der Polynesiier fremd sind, verständlich zu machen. Hauptsächlich ist ihnen viel biblischer Stoff so angeeignet, daß sie ihn in ihrer späteren Amtsthätigkeit verwenden können. Sie haben viel Übung im freien Veten gehabt, und die meisten haben darin Gewandtheit erlangt. Wenn die Verstandesbildung zu wünschen übrig läßt, so ist um so mehr Wert auf die Stellung des Herzens gelegt. Die Mission gehört einer methodistischen Kirchengemeinschaft an. Die Belehrung (in der bekannten Form) ist Vorbedingung der ganzen weiteren Ausbildung, die nun durch diese Prüfung ihren Abschluß findet.

Endlich ist das schwere Werk vollendet. Während die Geprüften draußen Atem schöpfen, wird in der Kommission beraten, welche Kandidaten zur Entlassung fähig seien. Ich weiß nicht, wie viele als Durchgefallene einer weiteren Studienzeit entgegensehen sollen. Jedenfalls haben die meisten das Examen bestanden. — Nachdem den wieder Versammelten feierlich das Ergebnis der Prüfung mitgeteilt ist, tritt Herr Brown an den Tisch. Er erzählt von seiner Untersuchungsreise und vom

Glende der wilden Stämme auf den westlichen Inseln. Er teilt den Beschluß des Missionsvorstandes mit, der ihn mit der Gründung einer neuen Mission in jenem Gebiete betraut. Er verhehlt die Schwierigkeiten nicht; schildert vielmehr mit glühenden Farben die drohenden Gefahren. Dann aber richtet er die Frage an die Kandidaten: „Wer ist bereit dem Herrn an die-

fem Werke zu dienen?“ — Eine Weile tiefes Schweigen, dann erheben sich alle 20 wie ein Mann mit den Worten: „Ich will mit.“ Abermalige Warnungen machten sie nicht wankend. — Doch so viele junge Lehrer kann man nicht entbehren. Die acht geeignetsten werden ausgewählt. Wir können sie im Bilde begrüßen.

Brav von euch, ihr lieben Kandidaten!



Eure Kenntnisse mögen schwach und mangelhaft sein. Aber ihr habt eine That gethan, die euch vielleicht nur wenige von uns trotz aller höheren theologischen Bildung unter ähnlichen Verhältnissen nachthun würden.

Fünf von ihnen waren verheiratet. Ich weiß nicht, ob die Frauen alle ohne weiteres dem heldenmütigen Entschlusse zustimmten. Aber zurückgeblieben ist keine.

Vor Demuka, der Hauptstadt der Witi-Inseln, lag das stattliche Missionschiff, John Wesley, zur Abfahrt bereit. Der oberste englische Beamte hatte von dem Unternehmen gehört. Er ließ die neun

eingebornen Männer rufen und suchte ihnen noch in letzter Stunde ihren Entschluß leid zu machen. Er erzählte, wie kurz zuvor auf Neuguinea mehrere Lehrer mit Frauen und Kindern ermordet worden seien. Das könnte auch ihnen widerfahren. Noch sei es Zeit; niemand dürfe sie tadeln, wenn sie zurückblieben. Da nahm einer von ihnen das Wort und bezeugte, daß ihnen alle drohenden Gefahren bereits deutlich genug geschildert wären. Sie aber seien entschlossen, dem Missionsbefehle des Herrn Jesu zu gehorchen. „Wenn wir sterben, so sterben wir; und wenn wir leben, so leben wir!“ Alle übrigen stimmten zu

und unterschrieben ein Protokoll, daß sie sich trotz ernstlicher Warnung an dem Missionsunternehmen des Herrn Brown beteiligten.

In der großen Kirche von Lewuka wurde ein feierlicher Abschiedsgottesdienst gehalten. Hunderte von schwarzen Christen sammelten sich am Strande und manche gaben den Reisenden noch das Geleit bis zum Missionschiffe. Das lichtete seine Anker und steuerte unter volltönigem Gesänge aufs hohe Meer hinaus.

Zwanzig Jahre sind vergangen. Wohl war es gelungen, die Prediger mit ihren Familien hier und dort anzusiedeln. Zum Teil wurden sie sogar freundlich aufgenommen. Hier und da aber hatten sie bei der Habgier und dem Mißtrauen der Häuptlinge einen schweren Stand. Sailasa und drei andere sind unter den Keulen der Heiden als Märtyrer gefallen. Seine Frau und die Kinder wurden noch im letzten Augenblick gerettet und in ihre Heimat zurückgeführt. Mehrere Prediger sind von dem verderblichen Fieber dahin gerafft

worden, aber immer fanden sich andre heldenmütige Männer von den Witi- und Samoa-Inseln, die in die Lücken eintraten.

Mit der Arbeit selber hatte es ebenfalls viel Schwierigkeit. Den Witiern machte es viel Not, die fremde Sprache zu lernen, um so mehr als es noch gar keine Hilfsmittel dazu gab. Herr Brown machte sich freilich sofort an eine Wörtersammlung sowie die Erforschung der grammatischen Grundzüge. Er hatte seine Station auf Neu-Lauenburg angelegt, von wo aus er in einem kleinen Dampfboot die Außenstationen fleißig besuchte und den Lehrern mit Rat und That beistand. Leider stellte es sich heraus, daß man es mit drei verschiedenen Sprachen zu thun hatte. Da gab es die dreifache Arbeit. Zunächst konnten die Lehrer den Leuten nichts von dem Besten, was sie ihnen bringen wollten, begreiflich machen. Nur durch ihr christliches Vorbild bei der äußeren Arbeit, beim Bau ihrer Häuser, in ihren Pflanzungen, durch Hilfeleistung in Krankheiten und sonstige Beweise der Liebe konnten sie den Inselanern predigen.



Jetzt nach zwanzig Jahren sind die kleinen, ungesundten Hütten, mit denen sie sich anfangs behelfen mußten, ersetzt, durch solche verhältnismäßig stattlichen und gesunden Häuser, wie das vorstehende Bild zeigt. Die Witier haben ihre heimatliche Baukunst eingeführt. Das Dach ist ungleich sicherer und haltbarer als die Blätterdächer der Eingebornen; wie überhaupt der bedeutende Unterschied solches Predigerhauses von den landesüblichen Hütten sofort in die Augen springt.

Dem Prediger selbst scheint es gut zu gehen. Jedenfalls sehen wir hier, wie er bereits das Vertrauen der Eingebornen erworben hat, die gern zu ihm kommen und in seinem Hause verkehren. Jetzt versieht

und spricht er ihre Sprache. Sonntags verkündigt er ihnen Gottes Wort. Viele hören's gern. Manchen ist es schon so zu Herzen gegangen, daß sie als Christen zu dem lebendigen Gott beten und christliche Lieder singen.

Aber fast möchte man glauben, der schwarze Prediger habe recht viel Muße. Wie bequem er sich da auf seine Matte hingesezt hat! Nein, das hat er nur dem Photographen zu lieb gethan. Zu trägem Stillsitzen hat er wahrlich keine Zeit. Denn jede der Außenstationen ist selbst wieder der Mittelpunkt geworden, von dem ringsumher selbst nach entfernteren Dörfern die Verkündigung des Evangeliums gebracht wird. Hier sehen wir zwei dieser



Prediger auf einer solchen Reise. Sie sind erst im Boot eine Strecke der Küste entlang gefahren, wie das Ruder zeigt, das der eine trägt. Nun wandern sie ins Innere zu den Dörfern, nach denen sich noch vor wenigen Jahren kein Fremder

wagen durfte. Jetzt brauchen sie nicht mehr zu fürchten, daß sie getötet und aufgefressen würden. Sie werden jedenfalls wieder wie schon so oft freundlich aufgenommen, und hier und da haben sie schon Freunde, denen das Wort Gottes bereits zu Herzen

geht. Die Reisevorräte, die sie mitgenommen haben, deuten auf eine längere Dauer der Reise hin. Daß sie's sich bei dieser Gelegenheit möglichst leicht gemacht haben und nur den Sulu als einziges Kleidungsstück tragen, wollen wir ihnen nicht übel nehmen, sondern uns erinnern, daß die Hitze das

Wandern sehr beschwerlich macht. Auch in dieser leichten Tracht werden sie noch unzählige Schweißtropfen vergießen, die im Sonnenschein wie Diamanten blizend über die schwarze Haut rollen.

Gott segne eure Reise und bringe euch wohlbehalten wieder nach Hause!

(Fortsetzung folgt.)

Vom großen Missionsfelde.

Die Fieberepidemie in Transvaal.¹⁾

Von Pastor Seifert in Margonin (Prov. Posen).

Transvaal wird von einer Trübsal nach der andern heimgesucht; kaum ein Missionsgebiet nimmt seit Jahren so anhaltend unsre innige Teilnahme in Anspruch. Die folgenden Auszüge aus Briefen des Berliner Missionars Kahls in Neu-Halle im Ländchen Marapyane nördlich von Prätoria schildern anschaulich die Zustände, wie sie sich mit geringen Änderungen leider auf den meisten Berliner Stationen in Transvaal wiederholen. So sind sie Stimmungsbilder der herrschenden Notlage.

Seit mehreren Jahren schickt der Herr eine Heimsuchung nach der andern über Südafrika. Erst kamen die Heuschrecken. 1893 vertilgten sie im Lande Marapyane binnen 36 Stunden 20 000 Centner Kafferkorn und Milis im Werte von 200 000 M. Jahr für Jahr lehrten die Schwärme wieder, und immer wieder erwies sich's als ein eiteltes Beginnen, sie zu vernichten oder zu vertreiben. Es blieb nicht bei dieser Plage. Als der Hunger schon sehr groß war und die Leute vielfach von getrockneten Baumwurzeln und ein wenig Mehl lebten, brach eine Pockenepidemie aus. In Marapyane legten sich zwei Drittel aller Einwohner.

Zwei Jahre später, im Oktober 1896, kam eine neue Gottesgeißel: die Rinderpest. Da gab es ein entsetzliches Sterben unter dem Vieh. Von 2000 Stück Rindvieh blieben kaum 100 übrig. Jetzt ist nun das Sterben über die Menschen ge-

kommen. Ein furchtbares Fieber, wie es auch die ältesten Eingebornen noch nicht erlebt haben, wütet seit Anfang April im Lande. Von den 700 Christen, die zu der Station Neu-Halle gehören, sind nicht weniger als 400 erkrankt. Im ganzen mögen von den 3000 Kaffern in Marapyane 2000 und mehr darniederliegen.

Seit acht Wochen ist es meine tägliche Arbeit, Kranke zu besuchen. Früh vor dem Kaffee reite ich bereits aus und gehe dann in den Dörfern der Heiden wie der Christen von Hof zu Hof, von Hütte zu Hütte. Es ist herzerreißend, was ich da vielfach sehen und hören muß. Gewöhnlich liegen sie da nackt auf dem Erdboden, ohne ein Hemd auf dem Leibe, entweder ein Fell oder eine Strohmatten unter sich. Unter dem Kopfe haben sie ein hartes Stück Holz als Kopfkissen. Eine wollene Decke oder ein Karoß, aus Schaffellen zusammengenäht, dient zum Zudecken.

Da komme ich wieder in eine Hütte. Vater, Mutter und Kinder — alle liegen krank. „Habt Ihr schon etwas gegessen?“ — „Nein, Mynheer, es ist niemand hier, der für uns mahlen und kochen kann,“ sagt mit matter Stimme die Hausfrau. Ich laufe um Rat zu schaffen und Helfer zu suchen. Dann krieche ich in eine andre Hütte. Hier liegt eine Witwe, fünf Kinder mit ihr unter einer Decke. Das Fieber schüttelt sie. „Mynheer, meine Kinder hatten des Nachts Durst,“ sagt sie zu mir, „aber es ist kein Tropfen Wasser hier. Feuer und Speise haben wir auch nicht.“ Ich konnte mich nicht halten, mir gingen die Augen über vor Jammer und Mitleid. Ich suchte jemand zum Wasserholen und schickte nach Hause, daß meine Frau Brot und einen großen Topf Thee hersende.

Weiter trete ich in ein heidnisch Haus. Da ist in der Nacht jemand gestorben. Hinten auf dem Hofe haben sie ihn ein-

¹⁾ Eine ganze Anzahl europäischer Missionsgeschwister sind dieser Fieberepidemie erlegen; wir erwähnen nur die Hermannsburg Missionare Wiffelhorn und Lüneburg mit drei Kindern und die Berliner Missionarsfrauen Deuster und Sonntag. Fast alle Missionarsfamilien in Transvaal sind von schwerer Krankheit und monatelangem Siechtum heimgesucht.

gegraben und dann die Erde darüber wieder schön glatt gestrichen. Nur die nasse Stelle zeigt an, daß hier ein Grab sich befindet. In zwei Tagen ist bei der Sonnenglut auch dies letzte Zeichen verschwunden. Dann sieht kein Mensch mehr, daß hier ein Toter ruht, und nach vier Wochen, wenn das Korn erst reif ist, werden da die vollen Viertöpfe stehen, und die Lebenden werden auf dem Toten sitzen und schwagen und singen und rasen.

Ich komme in einen andren Hof. „Sei gegrüßt, Mutter des Modikoe,“ rufe ich einer alten, dicken Heidin zu; sie ist an 60 Jahre und darüber. „Wie geht es dir, Großmutter?“ — „Ich grüße dich, mein Vater, mir geht es sehr schlecht. Mein Kind ist krank da drinnen in der Hütte.“ — „Ist es der Andreas, Großmutter?“ — „Ja, Mynheer, ich ließ ihn in seiner Krankheit von Regtnit herholen.“ — „Das ist ja ganz schön; so kannst du ihn pflegen! Aber sag mal, hast du schon Medizin für ihn holen lassen?“ — „O wie konnte ich das? Habe ich denn jemand zu schicken?“ Ich ließ die Alte plappern. Sie hat zwei große Töchter, aber keine von beiden kam zu mir, um Chinin zu holen. Ich kroch in die Hütte und kniete nieder am Lager des Andreas Modikoe, den ich samt seiner Frau 1881 getauft hatte. Beide haben sich bisher treu zur Kirche und zum heiligen Abendmahl gehalten. Die Frau und Kinder liegen schwer krank in Regtnit, der Mann aber getrennt von ihnen im Hause seiner Mutter, die ihn hat holen lassen. Das ist so echt kaffrisch. Wie schwer lernen sie's doch, auch wenn sie schon Christen sind, daß Eheleute zusammen gehören bis in den Tod. Allein zu ihrer Ehre sei's gesagt, es giebt doch auch schon Kaffernchristen, die getraute Treue über alles halten und sich niemals verlassen würden, auch nicht in solcher Heimsuchung. Ich untersuche Andreas, befühle ihm Kopf, Hände und Füße. Normale Wärme! Das freut mich. Ich frage: „Nun, Andreas, was thut dir denn weh?“ — „O, das Herz brennt, es brennt so sehr.“ Er sagt noch mehr, aber es ist so derb und handgreiflich, daß ich bei mir denke: Der ist noch nicht zum Tode krank. Ich gebe ihm eine Dosis Chinin, lege auch gleich ein andres Pulver hin und sage der Mutter Bescheid, wie sie die Medizin ge-

ben soll. Darauf wende ich mich nochmals zu dem Kranken: „Andreas, siehe, es ist jetzt eine schwere Zeit! Hunderte liegen krank am Fieber, von der Gemeinde wohl 400. Da muß man an den Tod denken, und jetzt gilt es zu beweisen, daß wir Christen sind. Fliehe doch ja in deinem Leiden mit Gebet und Flehen zum Herrn Jesu! Er helfe dir und segne dich!“ — „Ja, Mynheer,“ sagt er müde und legt sich auf die Seite, um zu schlafen. Leise verlasse ich ihn und grüße die Mutter, ihr nochmals zureufend: „Nachmittag und Abend giebst du ihm so viel Medizin!“ — „Ja, Mynheer, grüße deine Frau,“ so ruft sie mir nach.

Ich muß auf den Kirchhof. Es ist um 3 Uhr. Es soll ein Begräbniß stattfinden. Dasselbe wird feierlich vollzogen. Kaum bin ich fertig, da tritt Jephtha Mametse an mich heran: „Unser Bruder Andreas ist auch gegangen!“ — Erschrocken frage ich: „Andreas Modikoe, sagst du?“ — „Ja, Mynheer, eben derselbe!“ — „Aber ich war ja um 12 Uhr noch bei ihm!“ — „Gewiß, bald darauf ist er gestorben.“ Ich mußte mich darin finden, er war tot. Am andern Tage schon wurde er begraben. Ein kleines Begräbniß! Nur vier Frauen, achtzehn Männer und fünf Schuljungen hatten sich eingefunden, während sonst 100 bis 200 Christen und Heiden kommen, wenn ein Erwachsener beerdigt wird. Aber kann es denn in dieser Zeit anders sein? Die wenigen Gesunden dienen den vielen Kranken. Ich frage mich, wer soll zuletzt die Gräber graben. Doch der Herr wird's schon versehen; er wird auch hier die Hilfe schicken, wenn die Not am größten ist.

Bohl seufzen wir jetzt; denn des Herrn Hand liegt schwer auf uns. Aber der Segen wird nicht ausbleiben. Es muß ja auch diese Trübsal zu unfrem Besten dienen. Schon zeigt sich's, daß unter den Christen Gebet und Glaube eine dankenswerte Förderung erfahren haben. Auch Heiden machen aus ihrer Sicherheit auf und fangen wieder mehr an, Gott zu suchen. Neulich kamen zwei junge heidnische Frauen zu mir auf den Hof und wollten mich sprechen. Die eine fragte mich: „Mynheer, du redest so oft zu uns vom Beten und Glauben und Befehlen; und das ist gut, denn Gott der Herr redet auch durch Krankheit und Tod zu allen Leuten. Aber

nun höre mich mal an! Wenn ich nun bisher nicht geglaubt noch gebetet habe, und nun in meiner Krankheit mich rasch zu Gott wende mit Beten und Glauben, und ich sterbe, kann ich dann selig werden?“ — „Gewiß,“ sage ich, „wenn du recht betest und glaubst an Jesus, den Sohn Gottes, der für uns gestorben ist, dann wirst du selig.“ — Das will ihr nicht recht eingehen. Ich setze ihr auseinander, daß die, welche im Leben stehen, in der Erkenntnis und in der Heiligung wachsen müssen, und daß die Heiden keine Entschuldigung haben, wenn sie sich dem Herrn nicht zuwenden; daß aber auf dem Sterbette zur Seligkeit nichts weiter nützt als der Glaube an die versöhnende Gnade des Heilands. Da wendet sie sich zu der andern und sagt: „Höre du, wenn das so steht, wie Mynheer sagt, so müssen wir auch anfangen! Denn wir leben noch und sind gesund, damit wir auch können selig werden.“ Ähnlich sprach sich eine alte Heidenfrau zu mir aus. Der hatte ich auch den Weg des Lebens gezeigt, da sagte sie zuletzt: „Ich sehe, es ist Zeit; man muß doch noch glauben und sich bekehren, denn du hast uns nun lange genug gerufen, daß wir zu Gott dem Herrn kommen sollen. Wer nun nicht will, der hat selber Schuld, wenn er verloren geht. Ich danke dir, Mynheer!“

Solche Erlebnisse lassen mich erkennen, daß das große Sterben doch vielen zum Segen gereichen wird. Der Herr schenke es uns, daß wir nach dieser Trübsalsglut erleben, wie hier sein Reich wächst in die Tiefe wie in die Breite!

Was unsere schwarzen Landsleute in Afrika vom Deutschen zuerst lernen.

Ein amüsantes, aber leider zugleich recht niederschlagendes Examen hielt (nach der

Schlesischen Volkszeitung) ein Deutscher auf der Straße von Daressalam ab. Es kam ihm darauf an festzustellen, was die Schwarzen durch den gelegentlichen Verkehr von den Deutschen gelernt hätten. Er rief zu diesem Zweck etwa zwanzig Negerburschen im Alter von 12 bis 18 Jahren zusammen und ließ sie im Schatten eines breitlästigen Mangobaumes niederhocken. „Wie die schwarzen Augen der halbnackten Burschen erwartungsvoll daherstarren,“ erzählt er, „wie die weißen Zähne aus den offenen Lippen blitzen — ein eigenartiges Bild!“ Das Examen beginnt: „Wer weiß von euch ein deutsches Wort?“ Sofort kommt eins geflogen. „’n Morgen“, ruft ein kleiner Krauskopf. „Nennt mehr deutsche Wörter! Vorwärts!“ „Hier! . . . Fauler Kopp!“ kreischt es durcheinander. „Weiter! Noch ein paar deutsche Wörter.“ Wieder allgemeines Schweigen. Verlegen stieren die schwarzen Augen aufs Meer hinaus. „Vorwärts! Nachdenken . . . Wer noch ein deutsches Wort weiß, bekommt von mir einen Pesa.“ (Zwei Pfennige.) Das wirkt Wunder. Die schwarzen Stirnen runzeln sich zu Denkerstirnen. Nackte Arme fuchteln in der Luft. „Verbieten! . . . Polizei! . . . Halt’s Maul!“ schreit es freudig, und ich zahle drei Pesas aus . . . Alle Schwarzköpfe quälten sichtlich ihr Gehirn. „Halt! Du Kleiner da hinten, weißt auch noch eins?“ „Stillgestanden — Rindvieh!“ „Bravo, mein Junge!“ — Man weiß in der That nicht, ob man lachen oder weinen soll über dieses originelle Examen. Welches Schlaglicht werfen diese aufgefangenen Brocken des Deutschen auf den Verkehrston der Deutschen an der Küste! Man schaudert bei dem Gedanken, daß das die ersten Elemente deutscher christlicher Kultur in Afrika sein sollen.

Neueste Nachrichten.

Von einem schweren Unglücksfall ist die englische Kirchenmission betroffen. Auf dem Dampfer „Aber“ kehrten mehrere ihrer Missionsgeschwister aus China zurück, Frau Missionar Collins, welche kurz zuvor ihren Mann auf einer Predigtreise in den Fluten des Minflusses verloren hatte, mit zwei kleinen Kindern, Frau Missionar Smith, die junge Frau

des Missionsarztes Smith in Ningpo, und die beiden Missionschwester Miss Weller und Miss Lloyd. Der Dampfer wurde von einem furchtbaren Südwestmonsun gegen die Felsenriffe der Insel Socotra geschleudert und strandete. Sechzehn Tage wurde das Wrack von Wind und Wellen gepeitscht. Das einzige Boot wurde herabgelassen um Frau Missionar Collins mit ihren beiden

Kindern nach dem nicht allzu fernen Strande zu bringen. Aber das Meer hat das Rettungsboot verschlungen. Die übrigen Passagiere des Schiffes wurden einer nach dem andern eine Beute der Wellen, die sie von den Planken herunterrissen. Nur wenige lebten noch, als von Aden her das Schiff Mayo kam, um nach dem verschollenen Dampfer zu suchen. Archidiacon Wolfe hatte auch mit diesem Dampfer heimreisen wollen, fand aber glücklicherweise keinen Platz mehr und mußte deshalb auf den nächsten Dampfer warten.

Am 3. Juli hat die Kirche von England feierlich das 1300. Jahresfest der Ankunft St. Augustins, des Apostels von England, und der Taufe des Königs Ethelbert in Canterbury gefeiert. Fast 200 Erzbischöfe und Bischöfe der anglikanischen Kirche waren aus der ganzen Welt zu dieser Feier und zu der sich daran anschließenden Bischofskonferenz im Lambeth

Palaste, der erzbischöflichen Residenz in London, versammelt. Es war nach der glänzenden Schaustellung von Englands Macht und Größe beim diamantenen Jubiläum der Kaiserin Königin Viktoria ein zweiter eindrucksvoller Beweis der weltumfassenden Bedeutung und Aufgabe der englischen Kirche. Die Missionsgedanken kamen auch in den Beratungen der Bischöfe zu ihrem Rechte.

In Amerika ist kürzlich ein vornehmer Japaner, der Gesandtschaftssekretär Akizama, getauft worden. Eine in seinem Hotelzimmer ausliegende Bibel, in deren Studium er sich vertiefte, war das Mittel zu seiner Bekehrung.

Die Provinz Sachsen hat am 23. Juli einen ihrer fleißigsten Missionsarbeiter, den Pastor Paul Eger in Mienstedt bei Alstedt, durch den Tod verloren. Er war unermüdlich thätig, auf Missionsfesten und durch schriftstellerische Arbeiten das Missionsinteresse zu wecken und zu pflegen.

Bücherbesprechungen.

Verhandlungen der neunten kontinentalen Missionskonferenz zu Bremen. Berlin, Martin Warnack. Broch. 1,20 M.

Die Missionskonferenz hat in diesem Jahre zum ersten Male ihre Verhandlungen in vollem Umfang erscheinen lassen, die Referate sind im Wortlaut und die Diskussionen nach den Nachschriften der beiden Protokollführer gedruckt. Wir wiesen schon in der August-Nummer auf die Bedeutung dieser Verhandlungen hin. Einige Referate sind so wichtig, daß sie auch in der Allg. Miss.-Zschr. abgedruckt sind, Professor D. Warnacks Referat über die „moderne Weltbevangelisationstheorie“ wird auch in englischer, französischer und holländischer Sprache verbreitet werden. Es sind also für den Missionsforscher hochwichtige Verhandlungen, und sie werden hoffentlich die gebührende Beachtung finden.

Marie von Kraut, Pundita Ramabai, eine Vorkämpferin der Indischen Frauenbewegung. Aus dem Englischen frei bearbeitet. Halle a. S., F. Friedes Verlag. Mit Goldschnitt 1 M., Volksausgabe 0,75 M.

Ramabai, die tapfere Bekämpferin des Glendes der Kindwitwen in Indien, ist auch in Deutschland so bekannt, daß diese Broschüre auf einen Leserkreis, besonders in der Frauenwelt, rechnen darf. Zuerst wird auf 35 Seiten eine kurze Skizze des bewegten Lebens der jetzt neununddreißigjährigen Frau gegeben, die selbst nach nur neunzehnmönatlicher Ehe Witwe wurde. In der zweiten Hälfte der Broschüre, von S. 39—79, folgen Auszüge aus dem in England und Nordamerika verbreiteten Buche The High caste Hindu Woman, in dem das mannigfache Glend des

weiblichen Geschlechts in Indien von der Geburt bis zum Tode geschildert wird.

Bericht über die christlichen Jahresfeste in Basel vom 28. Juni bis 2. Juli 1897. Basel, Missionsbuchh. 0,80 M.

Dieser alljährlich erscheinende Bericht über die Basler Festwoche enthält auch in diesem Jahre viele gebiegene und beachtenswerte Ansprachen und Berichte. Die Reden bei den Missionsfeiern nehmen die größere Hälfte der Broschüre ein. Wir möchten die Aufmerksamkeit besonders auf die sehr lehrreichen Ausführungen des Missionsinspektors Dehler „über die Aufgaben der Basler Mission nach ihrer innern und äußern Seite“ (S. 63 ff.) und auf die Berichte des chinesischen Missionars Reusch und des Kameruner Missionars Stolz richten.

Haller, F., Das Leben im Basler Missionshaus. Basel, Missionsbuchh. 15 Pf.

Ein Traktat, der für solche bestimmt ist, die sich für das innere Leben und die Ordnungen eines Missionshauses interessieren. Einige charakteristische Einzelzüge abgerechnet trifft das hier geschilderte, geistig und geistlich belebte Bild auch auf die andern deutschen Missionshäuser zu, man wird deshalb die Schrift Hallers mit Nutzen in die Hände solcher legen, welche den Gedanken erwägen, in ein Missionshaus einzutreten.

Evangelischer Missionskalender für 1898. Basel, Missionsbuchh. 20 Pf.

Der Basler Missionskalender tritt bereits seinen neunzehnten Rundgang an, er enthält auch diesmal wieder eine lange Reihe von Einzelschilderungen und Miniaturbildern aus der Mission, die ihm besonders in ländlichen Gemeinden und bei den Kindern weithin Eingang verschaffen werden.

Berichtigung: In der Recension von Burckhardt, Die Bräutigamsgemeine, Teil II (S. 216 d. Bl.) muß es heißen: Teil I und II zus. geb. 2,50 M. Ein Heft „Grönland und Alaska“ giebt es nicht dabei.



Bilder von den Bismarck-Inseln.

Von D. Peter Reinhold Grundemann, Pastor zu Würz bei Belgig.

(Fortsetzung.)

„Nun Freund, wie sitzt du so matt im Schaukelstuhle unter der Veranda? Nicht wahr, du hast mit einem Fieberanfall dem Klima deinen Tribut zahlen müssen? Neulich haben wir uns auf dem Spaziergange doch etwas zu lange aufgehalten, und bei dir ist etwas von dem schädlichen Hauche des Waldes hängen geblieben.“

Er nickt; doch versichert er, daß es nur ein ganz leichter Anfall gewesen sei. Dank der angewandten Mittel und der guten Pflege des freundlichen Wirtes fühle er sich schon wieder ganz wohl. — „Ja siehst du, es ist keine Kleinigkeit, in den Tropen zu leben! Wenn nur erst in weiterem Maße der Urwald der Kultur gewichen wäre, würde auch hier die Fiebergefahr abnehmen. So aber kann man nicht vorsichtig genug sein.“

Sinnend blicken wir eine Weile hinaus auf das weite, dunkelblaue Meer, aus dem

am Horizont die Inseln von Neu-Lauenburg sich nur wenig erheben. Sieh da, ein Boot! — Ein schmuckes Fahrzeug mit weißen Segeln durchschneidet ziemlich schnell die gekräuselte Flut. Unser Gastfreund ist eben aus dem Zimmer getreten.

„So, so,“ sagt er, „da kommt ja Mr. Ch zurück und hat sein neues Boot mitgebracht. Nun gut, sobald Sie sich wieder kräftig genug fühlen, wollen wir ihm einen Besuch machen. Er wird sich freuen, ein paar so warme Missionsfreunde kennen zu lernen, die um der Sache willen die weite Reise bis in diesen abgelegenen Winkel der Erde nicht gescheut haben. Von ihm können Sie am besten über den Stand des Werkes Auskunft erhalten.“

Einige Tage später wird der Besuch ausgeführt. Auch unser Patient fühlt sich wieder ganz frisch. — Nach kurzer Fahrt landen wir abermals an demselben Orte

wie neulich, als wir den wohlhabenden Häuptling besuchten. Damals hatten wir gar nicht das nette, europäische Haus bemerkt, das rechts auf dem Hügel halb

versteckt unter den Bäumen steht. Unser Weg führt zwischen Rasenstücken, die ein frisches Wachstum zeigen, zum Eingang, der von einer üppig gewachsenen Bougain-



villea überrankt, mit vielen roten Blüten geschmückt ist. Einige Stufen führen zur Veranda hinauf. An der Seite hocken drei Eingeborene, die wohl irgend ein Anliegen haben, aber sich nicht hineintrauen. Wir treten ein, und bald erscheint ein sauber gekleideter schwarzer Junge, der uns in englischer Sprache begrüßt. Wir übergeben ihm unsere Visitenkarten und werden in ein einfach möbliertes Zimmer geführt. In der Mitte steht ein Tisch mit allerlei Büchern und einem Photographienalbum. — Der Engländer, unter welchem Himmelsstrich er immer zu leben hat, richtet sich sein Haus möglichst mit derselben Behaglichkeit ein, wie er sie daheim gewohnt war. Überall bewahrt er seine Lebensformen.

Bald erscheint Mr. Ch. Wir werden schnell mit ihm bekannt. Er erzählt uns eingehender die Geschichte der hiesigen Mission. Es sind wesleyanische Methodisten, die hier arbeiten, dieselbe Kirchengemeinschaft, durch welche die Be-

völkerung der Viti-Inseln christianisiert wurde. Früher kamen die Missionare von der wesleyanischen Missionsgesellschaft in London. Jetzt bilden die Wesleyaner in Australien und Neuseeland einen selbständigen Kirchenkörper, der auch die sämtlichen wesleyanischen Missionen in der Südsee übernommen hat. Die Missionsgesellschaft (australasiatische wesleyanische Methodisten Missionsgesellschaft genannt) hat ihren Sitz in Sydney. „Die erste Station auf diesem Gebiete hat, wie Sie wissen, Dr. Brown auf Neu-Dauenburg angelegt und zugleich zahlreiche Außenstationen mit Südseelehrern besetzt. Einige kamen aus Tonga. Unsere Sache hat zuerst nur sehr langsame Fortschritte gemacht. Die Feinde der Mission spotteten, daß alle Bemühungen der Missionare an der Teilnahmslosigkeit der Eingebornen scheitern würden. „Sie haben kein Interesse daran etwas zu lernen, ausgenommen vielleicht einen neuen Tanz,“ schrieb Powell nach dreißjährigem Bestande der Mission. „Die ersten zwei oder drei

Male, wenn an irgend einem neuen Platze Lotu (Gottesdienst) gehalten wird, kommen sie, um zu sehen, was los ist; nachher scheinen sie sich dabei zu langweilen und bleiben weg.“ Später schreibt ein anderer Berichterstatter, daß wir nach 10 Jahren wohl manche sprachliche Arbeiten und Übersetzungen gemacht hätten, aber die ältere Generation wäre für uns völlig unzugänglich; vielleicht könnten wir später bei der heranwachsenden Generation einigen Erfolg haben. Bis zur Zeit sei noch nichts erreicht, als daß unsre Zöglinge nicht nackt gingen und anfangen sich an Reinlichkeit des Körpers zu gewöhnen.“

„Nun ich denke,“ fuhr der Missionar fort, „Sie werden noch Gelegenheit haben zu beobachten, wie ältere und jüngere Leute, die wir aus dieser Kannibalenbevölkerung in christliche Gemeinden gesammelt haben, eine Umwandlung zeigen, die allen billigen Anforderungen entspricht.“

Hier können wir uns nicht enthalten, dem braven Manne zu bezeugen, wie uns

diese Änderung neulich an dem Häuptlinge sofort in die Augen gefallen ist.

„Sie würden noch einen weiteren Eindruck davon gewinnen, wenn Sie den Geiz und die Geldliebe der heidnischen Neupommern kennen und nun erfahren, wie bedeutende Summen dieser Mann jetzt für die Kirche und die Ausbreitung des Evangeliums hergiebt.“

„Freilich, unser Werk hat seine schwachen Seiten. Wir sind gezwungen sehr extensiv zu arbeiten.“

„Jawohl,“ fällt ihm jetzt unser Gastfreund ins Wort; „ich wünschte Ihnen auch, daß Sie Ihre Amtswirksamkeit auf einen kleineren Kreis beschränken könnten. Aber jetzt werden Ihre vielen Reisen wenigstens durch das neue Boot erleichtert werden. Nicht wahr, ich habe recht gesehen, Sie sind vorgestern in demselben von Port Hunter zurückgekommen? Sie scheinen einen guten Segler bekommen zu haben.“

„So ist es. Hier können Sie es so gleich in der Photographie betrachten,“



sagte jener, indem er das Album aufschlug. „Freund B. . . . hat uns neulich sofort aufgenommen.“ Unser Begleiter betrachtet

das Boot mit Kennerblick. Wir beschäftigen uns mehr mit den dargestellten Personen. Wir können uns nicht enthalten, dem

Missionar unsre Bewunderung auszudrücken, daß er auch als praktischer Seemann thätig ist. Seine beiden munteren Jungen John und James sind inzwischen ins Zimmer getreten. Nach freundlicher Begrüßung der Fremden gucken sie uns über die Schultern und können sich nicht enthalten, leise ein paar freudige Worte über den neuen „Whaler“ (Walfischfahrer) auszutauschen.

Der Steuermann, wird uns auf Befragen erklärt, ist ein braver Witi-Pastor Namens Wuniwalu; neben ihm steht sein Landsmann Muawesi, ein Lehrer. Vorn im Boot befinden sich Bismarck-Inulaner. Drei von ihnen stehen im Dienste des Missionars. Besonders bei seinen Reisen bedarf er ihrer. Gute Schiffer waren sie von Jugend auf; jetzt wissen sie auch mit dem europäischen Boote geschickt umzugehen. Außerdem zeigt das Bild noch ein paar Häuptlinge, die gerade zugegen waren, als die Aufnahme gemacht wurde. Man

ließ sie mit einsteigen. Der eine ist ein alter, eingefleischter Heide. „Daß selbst solche Leute mit allerlei Anliegen zu den Missionaren kommen, ist auch ein Zeichen von dem ausgedehnten Vertrauen, das die Mission bei der ganzen Bevölkerung gefunden hat. „Namentlich trägt unsre Medizin und ärztliche Hilfe, die viel in Anspruch genommen wird, dazu bei. Auch dergleichen dient dazu, unserm Werke immer mehr die Wege zu bahnen.“

„Aber hier eine andre Photographie muß ich Ihnen auch zeigen,“ fuhr er fort, indem er einige Blätter des Albums umwandte: „Das ist die erste Kirche auf den Bismarck-Inseln. Sie sehen, daß wir keine übertriebenen Prachtbauten errichten. Unser Streben geht darauf hin, die Herzen zu einem heiligen Tempel Gottes zu machen. Für die Versammlungen der Gemeinde genügen uns zweckmäßige Gebäude nach landesüblicher Bauart. Andere Gesell-



schaften haben zum Teil eine andere Praxis. Es giebt Missionsgebiete z. B. in Indien, wo mit dem Gelde englischer Christen großartige Kirchen in europäischer Bauart errichtet sind, welche die armen Gemeinden mit ihren Mitteln nicht einmal in baulichem Zustande erhalten können. Es ist ein trauriger Gedanke, daß, wenn die betreffenden Gemeinden einmal selbständig sein werden, sie dann im besten Falle eine ärmliche Kirchenhütte erbauen werden, während die großartigen Kathedralen in Trümmern liegen. Hier wird dergleichen nicht vorzukommen können. Wir haben von Anfang an nur Kirchen gehabt, wie sie die Eingeborenen mit eignen Mitteln zu bauen imstande sind. Übrigens läßt sich den landesüblichen Bauten gegenüber ein sehr fördernder Einfluß der auf Witi herrschenden Bauart nicht verkennen.“

„Und wie viel solcher Kirchen haben Sie jetzt auf diesen Inseln?“ forschen wir.

„63 Gemeindefkirchen“ lautet die Antwort, „und außerdem 14 Predigtplätze an Orten, wo noch keine Gemeinden gebildet sind. Zu meinem Amtsbezirk gehören jetzt 25 Kirchen nebst 8 Predigtplätzen. Überall sind Lehrer oder Katechisten angestellt. Sie können sich denken, daß es keine leichte Aufgabe ist über ein so ausgedehntes Werk die Oberleitung zu führen, zumal da unsere Witilehrer oft sehr des Beistandes und der Stärkung bedürftig sind.“

Eine Einladung, nächstens den Missionar nach einer seiner Außenstationen zu begleiten, wird mit Dank angenommen. Er blättert weiter und zeigt uns das Wohnhaus seines Kollegen in Kabakada. „Das ist unsre zweite Station auf Neu-Pommern. Sie liegt an der westlichen



Küste der Gazellenhalbinsel, an der Talili-Bai, so genannt nach dem berühmtesten Häuptlinge, der gleich in den ersten Jahren unsrer Mission vier Witilehrer ermorden ließ. Jetzt gehören nicht wenige seiner Unterthanen zu unsrer Gemeinde. Im ganzen sind mit jener Station 17 Kirchen verbunden. In neuester Zeit wird unsre Arbeit dort mehrfach durch die katholischen Missionare

gestört. Sie versuchen es, ganze Gemeinden von uns abwendig zu machen. Aber unsre Lehrer finden auch bei solchen Gemeinden immer noch Gelegenheit zu predigen und ihre Versammlungen abzuhalten.“

Hier werden wir durch einen kleinen, dienstbaren Geist unterbrochen, welcher bestellt, daß Frau Ch. . . . zu einer Tasse Thee bitten läßt. Indem uns der Missio-

nar in das einfache Speisezimmer führt, sehen wir auf der Veranda das Kindermädchen mit dem Baby auf dem Arme. Der Vater stellt uns sein jüngstes Töchterlein Annie vor. Wir aber wenden unsere Aufmerksamkeit hauptsächlich auf das saubere, gut gekleidete, wohl aussehende Mädchen. Wir können uns die Bemerkung nicht versagen, daß wir unter den Eingebornen noch kein weibliches Wesen von solcher Gesundheit gesehen haben. Wir begegneten sonst immer nur elenden, gebückten und verkümmerten Gestalten. Auch hier zeigt sich der umgestaltende Einfluß des Evangeliums.

Die Hausfrau, eine fein gebildete Dame, begrüßt uns freundlichst. Es giebt eine interessante Unterhaltung über ihre australische Heimat. Aber bald sind wir wieder bei der Mission angelangt. Wir erfahren, daß die Dame auch in diesem Stücke die treue Gehilfin ihres Gatten ist. Sie widmet den schwarzen Frauen und Mädchen viel Zeit und Kraft, erteilt ihnen auch Nähunterricht.

Im Laufe des Gesprächs erfahren wir noch, daß die älteste Hauptstation auf Neu-Pauenburg der Sitz des Distriktsleiters ist. Von seinen 21 Kirchen liegen einige auch auf Neu-Mecklenburg. Doch sind dort bis jetzt noch die wenigsten Erfolge zu ver-

zeichnen. Im ganzen umfassen die christlichen Gemeinden jetzt 1005 volle Mitglieder; 458 Probeglieder harren der Aufnahme. Die Zahl derjenigen, welche den Gottesdienst besuchen, beläuft sich bereits auf 7962.

An verschiedenen Orten wird die Anstellung von Lehrern gewünscht. Leider fehlt es oft an passenden Persönlichkeiten. Nächstens jedoch wird das Missionschiff, die Meda, von den Witi-Inseln eine Anzahl Gehilfen bringen. Auch sind schon bescheidene Anfänge gemacht, aus den neupommerschen Bekehrten selber Lehrer heranzubilden.

Mit herzlichem Danke empfehlen wir uns.

Einige Tage später holt uns Herr Ch. mit seinem Boote ab. Wir segeln der Küste nach Nordwesten zu folgend und biegen nach links zu, Raluana-Huf umschiffend, in die Blanche-Bai ein, — eine weite Wasserfläche, umgeben von bewaldeten Bergen. Noch besser als neulich können wir von hier aus die Mutter mit den beiden Töchtern sehen. Nach längerer Fahrt landen wir. Hier ist eine Außenstation. Bald erreichen wir das Haus des Witi-predigers, vor dem die ganze christliche Gemeinde versammelt ist.



Wie wir uns nähern, stimmt sie ein Lied nach englischer Melodie in ihrer Muttersprache an. Der Gesang läßt manches zu wünschen übrig, klingt aber nicht unangenehm. Wir mustern die sonderbare Versammlung. Früher hatten wir uns die Bekehrten aus den Heiden etwas anders vorgestellt. Wir dachten an lauter wohlgekleidete Menschen. Hier sehen wir, daß in diesem Stücke noch einige Unvollkommenheit herrscht. Wenn wir uns aber den Anblick vergegenwärtigen, den die Einwohnererschaft eines heidnischen Dorfes darbietet, so müssen wir hier einen großen Fortschritt erkennen.

Während der Missionar mit dem Witi-Prediger mancherlei Amtsgeschäfte zu erledigen hat, werden für uns Matten hingebreitet, auf die wir uns, so gut es geht, niederlassen. Man bringt uns Betel. Aber ein Witi-Lehrer bedeutet den Leuten, daß diese Erquickung nicht nach unserm Geschmack sei. Ein paar frische Kokosnüsse würden uns lieber sein. Wir sind dem braven Manne herzlich dankbar, daß er uns vor der Qual des Betelkauens bewahrt. Einer von den Burtschen hat sofort eine der Palmen hinter dem Hause bestiegen und mehrere grüne Nüsse herabgeworfen. Wir bohren mit dem Taschenmesser ein Loch an dem oberen Ende und schlürfen den köstlich erquickenden Trank.

Darauf zieht die ganze Versammlung

in die einfache Kirche. Leider verstehen wir nichts vom Gesang und den Ansprachen und Gebeten des Missionars und einiger Eingebornen. Zuweilen scheint die Gemeinde sehr bewegt. Man vernimmt ein tiefes Seufzen, hier und da sogar Schluchzen. Wer mit Methodisten und ihren kirchlichen Verhältnissen bekannt ist, weiß, daß der gleichen zu ihrer Gewohnheit gehört. Wenn die Versammlung vorüber ist, kehrt bald ein fröhlicher Ton zurück. Es ist eine alte, auch in unsrer Zeit oft aufgewärmte Verläumdung, daß die Mission die von Natur so heiteren Südseeinsulaner zu finstere blickenden Murrköpfen mache. Hier können wir uns durch den Augenschein überzeugen, daß dies nicht der Fall ist. Es wird sogar uns zu Ehren ein Tanz veranstaltet. Das ist freilich etwas andres, als wir darunter verstehen. Wir sollten eher sagen: ein Reigen. Von zwei gegenüberstehenden Gruppen werden mit allerlei Bewegungen und Gebärdenspiel bestimmte, stets wechselnde Gruppierungen ausgeführt, meist Nachahmungen der charakteristischen Bewegungen irgend eines Tieres. Alles geschieht mit bewundernswerter Pünktlichkeit. Diese Spiele der Südseeinsulaner lassen die Methodisten ihren Bekehrten und thun recht wohl daran. Um so mehr gelingt es ihnen, andre heidnische Tänze voll greulichere Gemeinheit bald abzuschaffen.

Mit reichen, neuen Eindrücken kehren wir von diesem Ausfluge zurück.

Bischof Alexander und die Begründung des Bistums in Jerusalem.¹⁾

Die Begründung des Bistums in Jerusalem ist ohne Zweifel die interessanteste Episode in der Geschichte unserer Missionsbeziehungen zum Oriente; es ist deshalb gerade jetzt, wo die kirchlichen Fragen des Orients in den Vordergrund des Interesses rücken, angemessen, daß der unermüdlige litterarische Vertreter der Judenmission Lic. de le Roi in seiner kürzlich erschienenen Biographie des Bischofs Alexander die Aufmerksamkeit darauf gerichtet hat. Wir

heben aus dieser lehrreichen Lebensbeschreibung nur den Abschnitt heraus, der die Begründung des Bistums in Jerusalem behandelt und deshalb von allgemeiner Bedeutung ist.

Der hochedel gesinnte und von idealen Plänen erfüllte König Friedrich Wilhelm IV. war der Urheber und die treibende Kraft dieser Neuschöpfung. Ihm schwebten vier weitausschauende Gedanken vor, die er in diesem einen Plane zu verwirklichen hoffte. Einmal war es seinem evangelischen Herzen Bedürfnis, inmitten der versteinerten und verkümmerten orientalischen Kirchen eine Centralstelle evangelischen Lebens zu

¹⁾ Lic. J. J. A. de le Roi, Michael Solomon Alexander, der erste evangelische Bischof in Jerusalem. C. Bertelsmann in Gütersloh. 3 M., geb. 3,60 M.

schaffen, von wo aus die Ströme evangelischen Geistes sich in jene Kirchen ergießen könnten. Sodann wollte er den in der Türkei zerstreuten Evangelischen, deren Konfession bisher offiziell überhaupt nicht anerkannt war, geschliche Anerkennung und Gleichstellung mit den andern Kirchengemeinschaften verschaffen und zwar in der im Oriente allgemein üblichen Form der Bevollmächtigung eines kirchlichen Oberhauptes. Drittens lag es ihm am Herzen, der damals eben aufblühenden Judenmission

einen festen Rückhalt und ein unbestrittenes Arbeitscentrum zu geben, indem er ihr Hauptquartier nach Jerusalem verlegte; eine in Jerusalem fest fundierte Judenmission im großen Stile mußte, so dachte und hoffte er, die Aufmerksamkeit aller Juden auf sich ziehen. Und viertens lag es ihm besonders am Herzen, die großen evangelischen Kirchen zu einer Einigung und zu gemeinsamer Arbeit an der Ausbreitung des Reiches Gottes zusammen zu schließen; eine Union der evangelischen



Bischof Michael Solomon Alexander.

Kirchen Englands und Preußens auf dem Boden gemeinsamer kirchlicher Arbeit schwebte ihm als höchstes Ziel vor.

Nun waren das ohne Zweifel ideale Pläne und Gedanken reichlich genug, wenn aus dem Jerusalemer Bistum eine lebensfähige Schöpfung mit faßlichen, praktischen Aufgaben werden sollte. Allein in den englischen kirchlichen Kreisen kamen dieser Idee noch wieder anders geartete Hoffnungen entgegen. Das Studium der Verheißungen hatte die Führer der Judenmissionskreise zu der Überzeugung gebracht, man müsse eine baldige Rückkehr der Ju-

den nach Palästina erwarten. So war im Anschluß an die mühsam gesammelte jüdenchristliche Gemeinde in Jerusalem der Plan erwogen, auf dem Berge Zion eine Kirche zu erbauen, die in erster Linie zwar anglikanisch sein, aber hauptsächlich das Hauptquartier einer „unabhängigen jüdischen Kirche“ werden sollte. Als deshalb 1839 und 1840 die europäischen Großmächte den ägyptischen Chedive Mehemet Ali aus Syrien verdrängten, hoffte man in England und suchte das Ministerium nach dieser Richtung zu beeinflussen, daß jetzt Palästina für eine allgemeine Einwanderung der

Juden geöffnet werde. — Eine andere Perspektive eröffnete sich den mehr hochkirchlich gerichteten Politikern, als das Projekt Friedrich Wilhelms IV. bekannt wurde. Sie hofften, daß eine Verbindung Englands mit der Kirche Preußens dem ersteren ein solches Übergewicht geben werde, daß nach seinem Vorbilde auch in Preußen das „historische Bistum“ eingeführt werde, — eine Idee, der bekanntlich der König sehr sympathisch gegenüber stand. Und dazu kam schließlich noch dies, daß man in Jerusalem die „Diözese des heiligen Jakobus“ wieder aufrichten wollte. St. Jakobus der Gerechte, der Bruder des Herrn, war par excellence der Apostel der Beschneidung. Bis zur Zerstörung Jerusalems unter Hadrian hatten auf dem Bischofsstuhle St. Jakobs in Jerusalem nur Juden gesessen. Dieses Apostolat der Beschneidung wollte man wieder herstellen durch Begründung eines spezifisch jüdisch-christlichen Bistums in der heiligen Stadt, so daß der „Erzbischof von Canterbury als Apostel der Heiden — soweit gingen die Pläne — vielleicht an diesen Bischof eine neue Epistel an die Hebräer schreiben könne.“

Diese Hoffnungen und Erwartungen sind so bezeichnend für die Gedankengänge und Ideenkreise der christlichen Kreise um 1840, daß wir uns nicht versagen konnten, sie etwas ausführlicher darzulegen. Wo aber so viele und verschiedenartige Direktiven durcheinander gingen, wird es niemand Wunder nehmen, daß das praktische Resultat in keinem Verhältnis zu diesen Erwartungen stand. Allerdings kam das Bistum Jerusalem in wenigen Wochen zu stande; aber es war ein spezifisch angli-

kanisches Bistum, und der Einfluß Preußens auf dasselbe war gleich null! Preußen hatte nur die Ehre zum Gehalt des Bischofs jährlich 12 000 M. beizusteuern. Allerdings war der erste Bischof Alexander, dessen Bild wir bringen, ein getaufter Jude, zufällig auch ein geborener Preuße; aber als er schon nach vier Jahren (1845) starb, ernannte Friedrich Wilhelm IV. mit Zustimmung des Erzbischofs von Canterbury den Bischof Gobat, einen geborenen Christen und Schweizer. Die Union der englischen und der preussischen Kirche hat sich als ein schöner Traum erwiesen; die lockere Verbindung in der gemeinsamen Beteiligung am Jerusalemer Bistum ist längst wieder gelöst. Das englisch-preussische Episkopat ist nur eine Episode gewesen, eine Episode, die zwar nicht dem staatsmännischen Geschick, wohl aber dem edlen Herzen Friedrich Wilhelms IV. alle Ehre macht.

Und doch ist diese Episode für die Entwicklung der kirchlichen Richtungen sowohl in England wie in Deutschland bedeutungsvoll geworden. In Deutschland hat sich an diesen Arbeiten des edlen Königs die Liebe zum heiligen Lande von neuem entzündet, als deren Frucht wir die Arbeit des Jerusalem-Vereins vor uns sehen. In England hat sich an das Bistum in Jerusalem daheim ein heftiger Kampf der extrem hochkirchlichen Richtung, der sogenannten Ritualisten, angeschlossen, durch den einige der fortgeschrittensten Vorkämpfer dieses Neukatholizismus nach Rom hinübergedrängt wurden. Und in Palästina ist im Anschluß an das Bistum die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft in eine ausgedehnte Missionsarbeit eingetreten.

Aus dem Leben des Missionsarztes Dr. Valentine.

Vom Herausgeber.

An den Namen des Missionsarztes Dr. Valentine (spr. Wellentein) knüpft sich eine merkwürdige Episode der indischen Missionsgeschichte. Liebe Freunde hatten uns an den gerade zur Erholung in der Heimat weilenden Missionar empfohlen. So machten wir uns an einem schönen Maimorgen nach seiner Wohnung in dem reizenden Villenviertel Morningside im Osten Edinburgs

auf. Ein einfaches, freundliches Haus mit wohlgepflegtem Vorgarten war sein Quartier. Er hatte uns erwartet, und nach einigen einleitenden Fragen war er bald mitten im Erzählen aus seinem vielbewegten Leben. Die vereinigten Presbyterianer, deren Kirchengemeinschaft Dr. Valentine angehört, unternahmen 1860 unter dem Eindruck des Söldneraufstandes vom Jahre

1857 eine Mission in dem öden, weiten Gebiete Radschputana, wo bis dahin noch keine evangelische Gesellschaft arbeitete. Dr. Valentine war einer ihrer ersten Missionare.

In Radschputana lagen damals ganz eigenartig verworrene Verhältnisse vor. Oberst Dixon, ein tüchtiger, aber leider ungläubiger Schotte, hatte zur Erschließung der weiten Dschungelgebiete im Süden und Osten des Landes viel gethan; er hatte Straßen gebaut, Kanäle gegraben und Ackerbau und Kultur nach Kräften gefördert. Nun fand er, daß die dortige Bergbevölkerung der Mers in ihren religiösen Anschauungen auf der niedrigsten Stufe der Geistesfurcht stand, und er glaubte sie in der Gesamtheit ihres geistigen Lebens nicht wirksamer heben zu können als dadurch, daß er ihnen den an geistigem Gehalt unfreitig höher stehenden Hinduismus brachte. So baute er den Hindugöttern Tempel, verscrieb von Benares und andern heiligen Städten Götterbilder und Brahmanen und beförderte die Hindureligion in jeder Weise. Seine Bemühungen hatten anfänglich geringen Erfolg, die Mers gaben sich kaum die Mühe in den Tempel zu gehen und die neuen Götter anzubeten. Da wollte Dixon sein civilisatorisches Werk krönen und seinen religiösen Bestrebungen Hinterhalt gewähren; indem er in dem neuen Kulturgebiete eine neue Stadt erbaute; Naya nayar d. i. Neustadt nannte er dieselbe. Er rüstete sie mit Straßen und öffentlichen Häusern aus; in der Mitte aber baute er einen großen Tempel und setzte — sein eigenes Bild als Götzen hinein. Damit noch nicht genug, erfand er eine lange, phantastische Geschichte, um das Volk zu fleißigen Wallfahrten nach diesem seinem Heiligtum zu veranlassen. So wurde hier der Hinduismus durch die Europäer künstlich eingeführt.

Als nun die Missionare kamen, war das Volk äußerst verwundert, daß Angehörige desselben Volkes ihnen die Religion wieder nehmen wollten, die ihnen der Schotte Dixon doch eben erst gebracht hatte. Und die Brahmanen boten begreiflicherweise alles auf, um ihren eben gewonnenen Einfluß gegenüber den neuen Eindringlingen zu behaupten. Besonders hatte Dr. Valentine unter dieser Feindschaft zu leiden, ihm sollte eine ärztliche

Praxis um jeden Preis unmöglich gemacht werden. Die Brahmanen verbreiteten eine böshafte Sage nach der andern, unter die Medizin seien allerlei Knochen von Tieren und Schlangen gemischt; wer davon nehme, verliere seine Kaste; wer auch nur den Medizinkasten ansehe, werde verhext u. s. w. Die einfältigen Leute wurden in einen solchen Schrecken versetzt, daß sie nach allen Seiten auseinander stoben, wenn sie nur Dr. Valentine in ihre Dörfer hineinreiten sahen.

Da kamen die Pocken ins Land und Dr. Valentine hoffte, diese Epidemie werde ihm Gelegenheit geben, die argwöhnischen Leute von seiner wohlwollenden Gesinnung und Hilfsbereitschaft zu überzeugen. Er verschaffte sich gute Lympe und zog damit auf die Dörfer, um in den bedrohten Distrikten möglichst viele zu impfen. Aber die Brahmanen wußten auch diesmal seinen Plan zu durchkreuzen, sie sprengten aus, die Lympe sei von getöteten Kühen genommen, wer sich damit impfen lasse, lade die Schuld der Ermordung der Kuh auf sich und werde obendrein durch das Blut des toten Tieres unheilbar verunreinigt. So sei es ein todwürdiges Verbrechen sich impfen zu lassen! Nur mit großer Mühe überredete der Arzt hin und her in den Dörfern einige, sich impfen zu lassen; und er hatte die Freude, daß diese Geimpften alle am Leben blieben, während um sie her Hunderte hilflos dahinstarben. Das machte doch Eindruck, und in einigen Dörfern fingen die Leute an nachzudenken, ob doch vielleicht bei dem fremden Doktor Hilfe gegen die Pocken zu finden sei. Eines Tages erschien in Dr. Valentines Bangalow in Bihar eine Gesandtschaft aus einem der Walddörfer und bat ihn alle ihre Kinder zu impfen. Dr. Valentine freute sich über die Maßen, er wollte die Gelegenheit benutzen, um die wider ihn ausgesprengten Gerüchte gründlich zu widerlegen. Er wollte öffentlich den Beweis geben, daß er kein Zauberer und Hexenmeister sei, und daß in seiner Praxis alles ordentlich und ehrlich zugehe. Besonders lag ihm daran, daß die Frauen davon überzeugt würden; denn die Frauen waren hier wie überall in der Heidenwelt am empfänglichsten für allen Aberglauben und Zauberdienst. So stellte er die Bedingung, alle Dorfbewohner, auch die Frauen müßten bei der Impfung

zugegen sein, und die Mütter sollten ihre kleineren Kinder selbst herzutragen. Die Dorfleute erschrafen; das war etwas Unerhörtes, daß ihre Frauen dem verunreinigenden Anblick eines fremden Mannes ausgesetzt werden sollten. Sie versuchten

zu verhandeln, die Männer wollten ja gern alle kommen, aber die Frauen mußten zu Hause bleiben. Dr. Valentine blieb fest, und schließlich willigten die Abgesandten mit schwerem Herzen ein. Am verabredeten Tage war Dr. Valentine mit seiner Lymphe



Hauptthor von Dscheipur.

in dem Mangohaine vor dem Dorfe; wie freute sich sein Herz, als er die ganze Bewohnerschaft des Dorfes, Männer, Frauen und Kinder in langem Zuge herauskommen sah. Es war das erste Mal, daß er oder einer seiner Mitarbeiter Gelegenheit hatte, vor einer größeren Zuhörerschaft, besonders auch vor Frauen das

Evangelium zu predigen. Das Eis des Mißtrauens war gebrochen.

Allmählich entwickelte sich eine ausgedehnte ärztliche Praxis, und Dr. Valentine's Ruf verbreitete sich weithin durch das Land. Da wurde durch das furchtbar heiße Klima und das Übermaß der Arbeit im Jahre 1866 seine Gesundheit so erschüttert, daß

er einer kurzen Erholung bedurfte. Er wollte dieselbe in den kühlen Vorbergen des Himalaya suchen. Auf der Reise dahin führte ihn sein Weg nach Dscheipur, der Hauptstadt des gleichnamigen Staates, und er wollte sich in dieser großen Stadt von über 200 000 Einwohnern einige Tage aufhalten, weil sie für die schönste Stadt Nordwestindiens galt und gilt. Dieser Besuch in Dscheipur wurde entscheidend für sein Leben. Dr. Valentine hatte Beziehungen zu dem dortigen

Maharadscha Ram Singh und machte ihm seine Aufwartung. Der hohe Herr war sehr bekümmert, und im Laufe des Gespräches erzählte er seinem Gaste, seine Lieblingsgemahlin sei todkrank, und sowohl sein englischer Leibarzt wie die eingeborenen Ärzte hätten sie aufgegeben. Dr. Valentine bot sogleich seine Hilfe an, und der Maharadscha, der von des Arztes wunderbaren Kuren gehört hatte, willigte ein. Dr. Valentine wurde in das Krankenzimmer



der Maharani, der Königin, geführt; er erkannte sogleich, daß die Krankheit falsch diagnostiziert und ihr Leben noch zu retten sei. Er bat, daß ihm die Behandlung eine Woche selbständig überlassen werde. Nach acht Tagen konnte er dem Fürsten berichten, daß die Maharani wohl noch sehr schwach, aber außer Gefahr sei. Die Dankbarkeit Ram Singh's kannte keine Grenzen. Er wollte Dr. Valentine nicht wieder fortlassen; er bot ihm eine glänzende Stellung an seinem Hofe an und bat ihn,

ihm bei der Durchführung der großen von ihm geplanten Reformen behilflich zu sein. Dr. Valentine stellte eine Bedingung, daß er nämlich vollständige Freiheit habe neben seiner offiziellen Thätigkeit am Hofe Missionsarbeit zu treiben, und daß das ganze Reich Dscheipur der christlichen Mission geöffnet werde. Der Fürst willigte ein, Dr. Valentine wurde zum Leibarzt ernannt und ein ziemlich ausgedehntes Gehöft in der Stadt zu seiner Verfügung gestellt.

Dscheipur ist eine junge Stadt. Die alte Residenz Amber, dieses mächtigsten unter den 19 Radschpetan-Staaten, lag in den engen Thälern des Kali-kho, des schwarzen Berges, eingeklemmt und gestattete keine freie Ausdehnung. Dort hatten die Maharadschas im heldenmütigen Kampfe gegen die übermächtigen Großmogule Hindustans um ihre Unabhängigkeit gestritten. Der Maharadscha Dschei Singh II. bestieg 1699 als Vasall des Großmogul Aurangzeb den Thron in Amber.

Aber sobald unter Aurangzebs schwachen Nachfolgern das Mogulreich zu wanken begann, warf er das widerwillig getragene Joch ab und erkämpfte seine und seines Volkes Freiheit. Als Denkmal der wiederhergestellten Größe seines Reiches baute er sich wenige Stunden von Amber und mit dieser Hauptfeste durch eine Reihe von Wällen und Forts verbunden, am Fuße der Berge eine neue Hauptstadt, die er nach seinem Namen Dscheipur, Stadt des Dschei, nannte.

Winpalast.



Dscheipur.

Statten wir der berühmten Stadt im Geiste einen Besuch ab. Von allen Seiten führen breite, vorzüglich gepflegte und von hohen Schattenbäumen beplante Wege nach den acht Thoren. Die Stadt ist ein großes Rechteck, dessen Langseiten zwei, die Schmalseite eine englische Meile lang sind. Mächtige rote, ausgezackte Mauern umgeben sie auf allen Seiten. In regelmäßigen Abständen werden sie überragt von massiven, runden Türmen, über denen sich kleine, zierliche Tempelchen erheben. Im Norden

schauen ein stark befestigter Felsenberg mit der Citadelle, im Osten die schwarzen Berge schirmend auf die Stadt hernieder. Wir treten durch das Hauptthor, das Suradsch Pole-Thor, in die Stadt. Die bei aller massiven Bauart geschmackvollen architektonischen Formen und sorgfältig gearbeiteten Steinmetzarbeiten der Thorbogen erregen unser Erstaunen. Vor uns dehnt sich die große, mit den „Linden“ Berlins an Breite wetteifernde Hauptstraße zwei (engl.) Meilen weit gerade

von Westen nach Osten bis zu dem gegenüberliegenden Tschand-Pole-Thore. In der Mitte ist die Straße mit Quadersteinen gepflastert; auf beiden Seiten sind breite Verkehrswege, auf der einen Seite für die in dichtem Strome daherflutenden Fußgänger, auf der andern für die Kunden der offenen Läden, welche in ununterbrochener Reihe das Erdgeschoß der Häuser einfassen. In gleichmäßigen Abständen durchkreuzen drei breite, stattliche Straßen die Hauptstraße rechtwinklig von Norden nach Süden

und führen zu den seitlichen Thoren. An den Kreuzungspunkten weiten sich die Straßen zu schönen Marktplätzen. Die Stadt ist mit seltener Pracht gebaut; die gewöhnlichsten Häuser sind von Granit und mit glattem, glänzenden Stuck überkleidet; die Häuser der Reichen sind mit weißem Marmor geschmückt. Keine Stadt Indiens kann mit Dscheipur an Schönheit und Sauberkeit der Straßen wetteifern. Eine ganze Reihe besonders schöner und interessanter Gebäude zieht die Aufmerk-



Das ärztliche Institut in Agra.

samkeit auf sich, so das sogenannte Radscha College, die Hochschule für seine Unterthanen, welche der Maharadscha gegründet und mit fürstlicher Freigebigkeit ausgestattet hat. Das Gebäude ist in indisch-maurischem Stil erbaut und wird von 300 Studenten besucht.

Bei weitem am interessantesten aber sind die königlichen Paläste, die einen ganzen Stadtteil — ein Sechstel der Stadt — für sich in Anspruch nehmen, eine mächtige Anhäufung von Gebäuden, Höfen, Gärten,

Seen, Grotten, Pavillons in lauschigen Baumgruppen und was sich sonst noch die Phantasie eines orientalischen Machthabers Reizendes ausdenken kann. Innerhalb ihrer Wälle sollen 10000 Menschen leben, die alle zum Hofstaate des Fürsten gehören und von seinem Tische zehren. Einer dieser Paläste ist der „Windpalast“, der Hawa mahal, eines der Meisterwerke Dschei Singhs. Es ist ein Gebäude von wunderlichen Formen, nahe dem Hauptmarkte der Stadt. Er war der Lieb-

lingsplatz des prachtliebenden Fürsten, der hier ungestört seine astronomischen Berechnungen anstellen oder das Treiben des Volkes beobachten konnte. Das Innere ist mit ausgesuchtem Geschmack und größter Eleganz ausgestattet; die Wände der Bohnzimmer sind aus verschiedenfarbigem Marmor hergestellt, in der Mitte sind Wasserbassins, die eine angenehme Kühle verbreiten. Das Gebäude hat sechs Stockwerke, aber die drei obersten sind nur leichte Kioske, überbaut und umgeben von

zahllosen Glockentürmchen; kleine Wetterfahnen drehen sich beim leisesten Lufthauche nach allen Windrichtungen und haben dem Palaste seinen Namen „Windpalast“ eingebracht.

Ram Singh, der damals auf dem Throne Dschei Singhs saß, war unter englischem Einfluß aufgewachsen und in seiner Art ein erleuchteter Fürst. Er ärgerte sich über den maßlosen Einfluß der Brahmanen, welche die Stadt und den Staat vollständig beherrschten. In der Stadt



Die Schüler des ärztlichen Instituts in Agra.

Dscheipur selbst waren 1600 Tempel und Tempelchen, zahllose heilige Röhre trieben sich zum Verdruß der Gemüse- und Obsthändler ungeniert und unbefrucht auf den Straßen und Bazaren umher. So erklärte sich der einsichtige Fürst für einen Feind der Waischnawa, einer in seinem Lande weit verbreiteten Hindusekte, deren abgeschmackten Aberglauben er lächerlich machte, und warf sich zum Schutzpatron einer neuen Sekte auf, die den Kultus des Iswara in seiner Reinheit wieder herstellen

wollte. Unter diesem Vorwand ließ er die bis dahin von seinen Vorgängern reichlich gewährten Spenden an die Götter und ihre irdischen Vertreter, die Brahmanen, eingehen. Kurz, er stellte sich mit diesen Erdengöttern in jeder Weise auf einen äußerst gespannten Fuß. Dabei hatte er große Pläne, er wollte eine Kunstakademie, eine öffentliche Bibliothek, eine Kunstgewerbeschule für indisches Handwerk und dergleichen mehr einrichten und wartete nur auf einen Mann, der Verständnis für

seine Pläne und Mut und Thatkraft zu ihrer Durchführung hatte.

In Dr. Valentine hatte er beides gefunden. Er machte ihn zu einer Art Unterrichtsminister, setzte ihn über das neugegründete und fröhlich aufblühende Radscha College und stellte ihm für seine weiterschauenden Pläne große Vollmachten und bedeutende Mittel zur Verfügung. Vierzehn Jahre, von 1866—1880, bis zum Tode Ram Singhs wirkte Dr. Valentine in Dscheipur. Wir fanden ihn bei unserm Besuch gerade im Begriff, die Geschichte dieser interessantesten Episode seines Lebens zu schreiben. Vielleicht können wir unsern Lesern mehr davon berichten, wenn diese Lebensgeschichte erschienen ist. Für jetzt nur soviel, daß Dr. Valentine neben seiner hohen Stellung und Aufgabe am Hofe unermüdlich thätig war, der eigentlichen Missionsarbeit Bahn zu brechen. Unter dem Schutze seines Namens zog die Mission der vereinigten Presbyterianer in Dscheipur ein und gründete dort eine ihrer ersten Christengemeinden. Soweit es seine Zeit und Kraft erlaubte, beteiligte sich Dr. Valentine persönlich an der Missionsarbeit. Von jenen großartigen Plänen, welche ihn in den ersten Jahren seines Aufenthaltes in Dscheipur mit Begeisterung erfüllten, ist allerdings nur wenig in Erfüllung gegangen. Der Maharadscha kam unter den Einfluß eines ehemaligen Kameltreibers, der es verstanden hatte sich zum Günstling und schließlich zum allmächtigen Premierminister zu machen. Auch der Widerspruch wider die Brahmanen erlahmte. Dr. Valentine sah ein, daß auf die Dauer seines Bleibens in Dscheipur nicht war.

Sein thätiger Geist hatte bereits andere Pläne im Auge. Er war sozusagen Missionsarzt mit Passion; wie der Engländer sagt, er glaubte an Missionsärzte; er war überzeugt, daß in der großen Aufgabe, Indien für den Herrn zu erobern, christliche Ärzte ein gutes Stück Arbeit zu vollbringen hätten. Und in gewisser Weise hat er ohne Zweifel recht; die einheimischen Arzneikunde Indiens, die in den Händen der Haksins und Weids, der mohammedanischen und indischen Quacksalber, liegt, ist so von abergläubischen und zauberischen Elementen durchzogen, daß die eingeborenen Christen in jeder Krankheitsnot wieder in Versuchung sind, in Zauberei und

gögendiennerisches Wesen verstrickt zu werden, wenn sie nur auf die zweifelhafte Hilfe dieser Heiden selber angewiesen sind. Es ist eine wichtige Aufgabe, einen mit europäischer Wissenschaftlichkeit durchgebildeten, eingeborenen Arztestand heranzubilden. Dr. Valentine schloß so: wenn europäische Missionsärzte für die indische Mission unentbehrlich sind, so werden eingeborene christliche Ärzte gleichfalls von großem Werte sein. Solche heranzuziehen setzte er sich zu seiner Aufgabe.

Schon während er in Dscheipur war, suchte er bald hier bald dort, auf der großen indischen Missionskonferenz in Allahabad und in heimischen Missionskreisen, für seine Ideen Verständnis zu wecken, aber ohne viel Anklang zu finden. Als im Jahre 1880 Maharadscha Ram Singh starb und an seiner Stelle ein gefügiges Werkzeug der Brahmanen den Thron von Dscheipur bestieg, kündigte er seine Stellung als Leibarzt und setzte seine ganze Kraft daran, ein missionsärztliches Erziehungsinstitut zu gründen. Die Wege dazu waren klar vorgezeichnet. Die englische Regierung hatte in Agra eine medizinische Fakultät errichtet und mit allem Zubehör eines großen wissenschaftlichen Lehrinstitutes ausgerüstet. Dr. Valentines Institut konnte nur in Anlehnung an diese Hochschule auf eine gedeihliche Entwicklung rechnen. So ließ er sich in Agra nieder, erwarb dort ein großes, einstöckiges, im englisch-indischen Stile erbaut Haus und ließ nun an alle ihm nahestehenden Missionsgesellschaften die Bitte ergehen, ihm geeignete junge Leute zuzuweisen. Zugleich suchte und fand er Anschluß bei der Edinburger ärztlichen Missionsgesellschaft, die natürlich für seine Bestrebungen Verständnis und bereitwillige Unterstützung hatte.

Das missionsärztliche Erziehungsinstitut in Agra sieht jetzt auf eine sechzehnjährige Thätigkeit zurück; neunundzwanzig junge christliche Hindus haben in dieser Zeit darin eine wissenschaftliche, ärztliche Ausbildung erhalten und stehen jetzt über ganz Nordindien zerstreut im Dienste verschiedener Missionsgesellschaften. Auf unsern Bildern sehen wir Dr. Valentine im Kreise seiner Zöglinge und eine Gruppe derjenigen Zöglinge, die uns deutschen Missionsfreunden besonders nahe stehen, der christ-

lichen Rols von der Gohnerischen Mission. Drei von ihnen stehen bereits an drei Hauptstationen in Ischota Nagpur als Missionsärzte im Dienste, Dharmdas Muny in Lohardagga, John Hemron in Purulia

und Daud Sakra in Ranschi. Einer von den andern, Jakob Panna, ist leider in Agra vom Fieber hinweggerafft worden.

Die Zeiteinteilung des Instituts ist durch die wissenschaftlichen Erfordernisse der Stu-



Kols-Studenten im ärztlichen Institut zu Agra.

denten bedingt; außer der Morgen- und Abendandacht, bei der die Schriftauslegung nicht versäumt wird, sind die Wochentage vollständig durch die medizinischen Studien in Anspruch genommen. Vormittags von 6

bis Mittags 1 Uhr besuchen die Zöglinge die Vorlesungen und Institute der medizinischen Fakultät. Am Nachmittag hilft ihnen Dr. Valentine den vielfach noch mangelhaft verarbeiteten Wissensstoff sich geistig an-

zueignen, eine bei der oft ungenügenden Vorbildung sehr wichtige und dankbare Aufgabe. Am Sonntag bleibt Zeit und Kraft, den jungen Leuten auch für die ihnen bevorstehende Missionsarbeit einige Anleitung zu geben. Dr. Valentine hat sich da eine eigentümliche Zuhörerschaft verschafft, die „Bettlerkirche,“ welche wir auf unserm Bilde vor uns sehen. Nach

dem Vormittagsgottesdienst ist eine Stunde festgesetzt, da strömen die Blinden, Lahmen, Krüppel und Aussätzigen, die Elendesten aller Elenden, in der Nähe des Institutes zusammen, um ein Almosen, ein paar Kupfermünzen, in Empfang zu nehmen. In der Regel sind 200 und mehr dieser Bettler beieinander. Da können die jungen Studenten ohne Scheu ihre ersten



Die Bettlerkirche in Agra.

Predigtversuche machen, vor diesem Publikum brauchen sie sich nicht zu genieren. So lernen sie frei über geistliche Dinge sprechen, und Dr. Valentine ist immer zu gegen, um etwaige Mißgriffe wieder gut zu machen. — —

Wir hatten stundenlang bei Dr. Valentine gegessen und seinen fesselnden Erzählungen zugehört. Es war uns, wie wenn ein verdienter Streiter nach schwerem

Kampf heimgekehrt ist und nun von seinen Erlebnissen Bericht erstattet. Wir hören, daß Dr. Valentine noch in diesem Jahr nach Agra zurückzukehren gedenkt, um die Leitung seines Institutes wieder zu übernehmen. Gott wolle ihm Frische und Kraft verleihen, daß er noch vielen jungen Christen, die durch sein Haus gehen, zum bleibenden Segen werde.

Missionsbilder mit Versen für Kinder.

Und nun, liebe Kinder, seht,
Wie's jezt in Westindien steht.
Gott sei Dank, die Sklaverei
Ist dort lange schon vorbei.

Manchen Negern brachte zwar
Ihre Freiheit nur Gefahr,
Denn sie lernten noch bis heut
Weder Fleiß, noch Sparsamkeit.

So giebt's denn noch viele Not.
Oft fehlt selbst das liebe Brot;
Kleid und Wohnung zeigen sich
Oft nur allzu jämmerlich.

Aber sehet nur hier neben,
Wie auch viele anders leben,
Die als fromme Christen wissen,
Wie sie betend schaffen müssen,
Und auf allen ihren Wegen
Finden Gottes reichen Segen.



Wie wird am praktischsten die Ein-
wurzelung einer elementaren Missi-
onskenntnis in unserm Volke bewirkt?
Über dieses Thema hielt D. Grundemann
auf der letzten sächsischen Missionskonferenz
in Halle einen Vortrag, der in treffender
Verwendung des Gleichnisses vom Wurzel-
leben eines Baumes zeigte, was zur
Pflanzung und Pflege eines gesunden
Missionslebens in unserm Volke gehört.
Missionsliebe ist freilich die Haupt-
sache. Aber Missionskenntnis darf
nicht fehlen. Beide gehören zusammen.
Daß letztere vielfach noch sehr mangelhaft
ist, kann nicht zweifelhaft sein. Die jezt
zu ihrer Pflege angewandten Mittel ver-
mögen den Schaden nicht gut zu machen.
Vor allem sollte die Einwurzelung der
Mission bei unsern Kindern beginnen. Sehr
dankenswert ist es, wenn etwas derart in
der Schule erzielt wird. Für das Kind
steht aber dem Zwange der Schule das
Spiel gegenüber, wozu auch das Bilder-
besehen gerechnet werden kann.

In diesem Sinne hat sich D. Grundemann bemüht, der deutschen Kinderwelt

geeigneten Missions-Nährstoff darzu-
bieten, in den sich die Faserwurzeln der
Kindesseele mit Lust einsenken. Die Mis-
sionsbilder mit Versen für Kinder
suchen unsern Kindern systematisch die
Hauptzüge des elementarsten Missions-
wissens zu geben. Gen-Specters Fabeln
sind dabei als Vorbild gewählt, — das
freilich nicht leicht zu erreichen ist.

Die Heftchen enthalten je 8 Bilder in
vierfachem Farbendruck. Wir legen unsern
Lesern eine Probe von den Bildern und
den Versen vor, natürlich können wir nur
die Zeichnung ohne Farben reproduzieren.
Jedes Heft behandelt ein besonderes Mis-
sionsgebiet in typischer Zusammenfassung.
Vier Bilder schildern das Heidentum, vier
andre das Wirken der Mission und ihren
Erfolg.

Die Heftchen haben bisher eine sehr
verschiedene Aufnahme gefunden. Vielen
widersteht diese Behandlung der Mission.
Sie sehen darin eine Entweihung der Sache.
Aber wer die Kinder versteht, der beurteilt
auch die kleinen Missionsbilder ganz anders.
Von allen Urteilen sei nur eins angeführt.

Ein bewährter Missionsarbeiter berichtet den Ausspruch seiner Gattin: „Das sind die besten Missions- Kindertraktate, die ich je gesehen.“ Die Kinder selber aber geben wohl das zuverlässigste Urteil. Sie drängen sich nach dem Büchlein und haben ihre Freude daran. Von einem Orte wurde berichtet, daß der Lehrer in der Schule auffallende Fortschritte der Lesefertigkeit bemerkte, nachdem die Hefchen unter den Kindern verbreitet worden waren. Meistens werden die Verse auswendig gelernt und mit dem Eindruck der gern gesehenen Bilder, der durch die Worte befestigt wird, wurzelt jedenfalls ein gut Teil Missionskenntnis ein, dessen Wichtigkeit für das weitere Missionsleben recht hoch anzuschlagen sein dürfte.

Bis jetzt sind über 400 000 solcher Hefchen in 8 verschiedenen Nummern verbreitet. Eben hat Nr. 9, die Batts

auf Sumatra, die Presse verlassen, und zugleich ist eine neue, z. T. umgearbeitete Auflage von Nr. 1 erschienen. Nr. 2 ist zur Zeit vergriffen, so daß nur 8 verschiedene Nummern zu haben sind.

Die Hefchen empfehlen sich bei dem geringen Preise (100 Stück = 4 M.) sehr zur Verbreitung in Sonntagschulen oder bei öffentlichen Weihnachtsbescherungen. Bis zum 15. Dezember gelten die Vorzugspreise. 200 zu 7,50 M., 350 zu 12,50, bei direkter Bestellung bei der Buchhandlung der Berliner evang. Missionsgesellschaft, Berlin NO., 43. Friedensstr. 9, welche den Interessenten auf Wunsch Probeexemplare zur Ansicht zusendet. Möchten viele unserer Leser zum Weihnachtsfeste reichlich von diesem unscheinbaren, aber sehr wirksamen Missionsmittel Gebrauch machen.

Vermischtes.

Das Zweirad im Dienste der Mission.
Als im Jahre 1876 die englische Kirchenmissionsgesellschaft ihre erste Expedition nach Uganda, mitten hinein in das Herz Afrikas, entsandte, brauchte diese Expedition auf ihrem von vielen Gefahren bedrohten Marsche fast ein volles Jahr, vom 14. Juli 1876 bis 30. Juni 1877, um von der ostafrikanischen Küste bis nach Rubaga, der Hauptstadt von Uganda zu gelangen. Im vergangenen Jahre hat Missionar Pilkington diese Reise in drei Wochen zurückgelegt. Als Beförderungsmittel benutzte er das Zweirad, welches sich auf den weiten Steppen Ostafrikas recht gut verwenden ließ. Er würde die Reise, welche in Luftlinie ca. 600 engl. Meilen (= 120 deutschen) beträgt, in noch kürzerer Zeit zurückgelegt haben, wenn er nicht zuerst die übrige, langsamere vorrückende Reisegeellschaft begleitet hätte, wodurch er natürlich auch nur langsamer vorwärts kam. Einen weiteren Aufenthalt verursachte ein kleiner Unfall, den er nicht weit vom Ziele mit seinem Rade hatte. — Aus Mengo, der jetzigen Hauptstadt Ugandas, wird geschrieben, daß man dort täglich Fahrräder sieht. Welches ein Fortschritt in der Zivilisation dieses vor kurzem unbekannten Landes!

Geldennut einer Missionsarbeiterin. — Fräulein Marie Reed, eine ameri-

kanische Missionschwester, war, um sich einer Operation zu unterziehen, aus Indien nach ihrer Heimat Cincinnati zurückgekehrt. Die Operation war glücklich verlaufen, da entdeckte sie eines Tages zu ihrem Entsetzen an ihrer Hand die Spuren des schrecklichen Ausfages. Sie mußte sich in irgend einem indischen Zenana angesteckt haben. Um sich volle Gewißheit über das, was sie fürchtete, zu verschaffen, fuhr sie nach New York zu einem Spezialarzt herüber. Er konnte ihr leider nur die Bestätigung ihrer Befürchtung aussprechen. Ohne noch einmal nach Hause zurückzukehren, begab sie sich sogleich auf ihr Arbeitsfeld in Indien zurück. Von der Reise aus schrieb sie einen herzbeweglichen, aber ergebungsvollen Brief an ihre Lieben daheim, daß sie in dem, was sie betroffen habe, einen Wink des Herrn sehen müsse, ihr Leben fortan jenen Unglücklichen zu weihen, denen Er während seiner Fleischestage auch so oftmals seine Teilnahme zugewandt habe. Seither hat sie ganz unter den Ausfägigen und für dieselben gelebt, und ihre Arbeit ist reichlich gesegnet worden. Dabei darf sie rühmen, daß sich des Herrn Macht ganz wunderbar an ihrem Leibe verherrlicht. Jede äußere Spur des Ausfages ist an demselben verschwunden, und ein Missionar, der sie jüngst sah, meinte,

wenn Jrl. Reed in den biblischen Zeiten gelebt hätte und sich den Priestern zeigen könnte, würde sie ganz gewiß für rein erklärt werden. —

Chinesisches Graucnelend. — „Ich saß bei einem chinesischen Weibe,“ erzählt eine Missionarsfrau; „plötzlich richtete diese die Frage an mich: „Lebt deine Schwiegermutter noch?“ Ich antwortete: „Nein.“ — „Betrinkt sich dein Mann?“ — „Nein.“ — „Raucht er Opium?“ — „Nein.“ — „Schlägt er dich?“ — „Nein.“ Es dauerte einige Minuten, bis sie alles fassen konnte, dann aber rief sie aus: „Du hast von Himmel und Hölle gesprochen, die einst kommen sollen. Dein Leben, wie es jetzt ist, ist Himmel, und meins ist Hölle.“

Miss.-Fr. 56.

Wie schwer den Afrikanern das Rechnen wird. Die Afrikaner haben bekanntlich einen großen Vortzschatz, um alle Gegenstände der sinnlichen Wahrnehmung zu bezeichnen; aber, so schreibt ein freischottischer Missionar in Bandawe am Westufer des Njassa-Sees, sie haben keinen Zahlbegriff über 20; alle Zahlen über 20 sind für sie einfach „viele.“ Sie leiden überhaupt an einer merkwürdigen Ungenauigkeit der Auffassung in Bezug auf alle Größen- und Maßverhältnisse. Wenn ein Eingeborener für einen Europäer Thee kocht, so schüttet er das Wasser dazu nicht nach der Zahl der Gäste sondern nach dem Umfang des Theetopfes ein; und wenn er gewohnt ist für einen oder zwei zu kochen, kann er sich nur schwer ausrechnen, wie viel er für vier mehr braucht. Daher stammt auch ihre Verschwendungssucht. Wenn ein Eingeborener viel Speise hat, ist

er, soviel als ein Magen fassen kann; vielleicht peinigt ihn schon eine Woche später nagender Hunger; aber er ist nicht imstande zu berechnen, wie er seine Speise einteilen muß, um länger zu reichen. Ein altes Mütterchen versicherte auf die Frage des Missionars, wie alt sie sei, mit großem Ernste, daß sie drei Jahre alt sei. In demselben Atemzuge aber glaubte sie dem eben hinausgekommenen Missionar ihre Anerkennung auszusprechen, indem sie sagte, er sei sechzig Jahre alt!

Was ist das Sehenswerteste in Indien? — Dr. Barrons, der ehemalige Vorsitzende des Religionskongresses von Chicago, hat kürzlich Indien bereist und in den größeren Städten Vorträge über das Christentum gehalten. Bei seinem Abschied von Indien erklärte er in einem solchen: „Das Sehenswerteste in Indien ist meines Erachtens nicht das Himalayagebirge, noch der Tadsch-Mahal, noch die Pagode von Madura, sondern — die mannigfaltigen Triumphe der christlichen Mission. Welch eine Riesearbeit ist allein auf die Herstellung einer indisch-christlichen Litteratur verwandt, welche herrlichen Glaubens-triumphe, eine Zierde der Gesamtkirche, sind in diesem Lande errungen! Ich habe von Enttäuschungen und Mißerfolgen der Missionare viel weniger gehört, als ich erwartet hatte. Ich weiß, wie überladen mit Arbeit, wie opferfreudig die christlichen Missionare sind, ich kenne ihre schweren Anfechtungen und Versuchungen. Aber ich habe aus ihrem Munde nicht ein Wort des Zweifels über die endliche Bekehrung Indiens gehört. Die Missionare, die am längsten hier waren, haben die wunderbarsten Veränderungen gesehen.“ Miss. Ser.

Neueste Nachrichten.

In ihrem letzten Jahresbericht mußte die Missionsverwaltung der Brüder-gemeinde ihren Freunden leider wieder die unerfreuliche Mitteilung machen, daß die Jahresrechnung mit einer Schuld von 116 037,79 M. abschöpfe. Aber siehe, kaum wurde dies bekannt, da schrieb ein werktthätiger, englischer Freund der Brüdermission, Namens Morton, der wegen seines leidenden Zustandes fern von seinem Vaterlande im Süden weilte, am 28. August

an die Missionsdirektion: „es werde ihm ein Vergnügen sein, den gesamten Fehlbetrag der Rechnung zu tilgen.“ Nur an eine Bedingung hat er diese hochherzige Gabe geknüpft: „daß kein Zweig des Brüdermissionswerkes und die Arbeit auf keiner Station irgendwelche Einschränkung erleiden dürfe.“ Das hat die Missionsdirektion im Vertrauen auf Gottes Hilfe und die Mitarbeit ihrer Freunde zugesagt.

Im Hereroland, dem nördlichen

Teil von Deutsch-Südwest-Afrika, tritt die Rinderpest nach den neuesten Berichten in sehr verheerender Weise auf. Vonseiten der deutschen Kolonialregierung sucht man mit Eifer und Umsicht der verderblichen Seuche entgegenzutreten. Nachdem die Abperrungsmaßregeln sich im wesentlichen als erfolglos erwiesen haben, werden möglichst viele Rinder nach der Koch'schen Vorschrift geimpft. Indes auch die Impfung bietet keinen sicheren Schutz gegen diese fürchterliche Krankheit. Das scheint jetzt schon festzustehen, daß der größte Teil des Viehbestandes im Hereroland in kurzer Zeit der Rinderpest zum Opfer gefallen sein wird.

Schwer liegt zur Zeit Gottes Hand auf der Arbeit der Hermannsburger Mission in Transvaal. Von der daselbst wahrscheinlich infolge der Rinderpest ausgebrochenen Fieberepidemie ist bereits berichtet, derselben sind leider eine ganze Reihe Missionsgeschwister zum Opfer gefallen. Besonders sind die Stationen Mosetla und das benachbarte Potuane (nördlich von Pretoria) in Trauerhäuser verwandelt. Auf ersterer Station starben an einem Tage, dem 11. Mai, zuerst zwei Söhne des Missionars Lüneburg im Alter von 14 und 16 Jahren; am 13. abends folgte der Vater ihnen nach. Vom Grabe zurückgekehrt, ging's an ein neues Sterbelager, das des jüngsten Söhnleins, welches am 15. Mai nach hartem Kampf entschlief. Einen vierten Sohn schenkte Gott nach mehrtägiger, schwerer Krankheit der schwergeprüften Mutter zurück. Zur selben Zeit, am 11. Mai, starb auf der Nachbarstation Missionar Misselhorn. Missionar Lüneburg durfte 20 Jahre in Südafrika wirken, er hat durch viel Trübsal hindurchgehen müssen, aber es hat auch seiner Arbeit nicht an Segen gefehlt. Dem Missionar Misselhorn war nur eine kurze, vierjährige Wirkungszeit beschieden, er hinterläßt eine junge Witwe und ein Söhnlein. Auf einer andern Station, Jericho, starb Frau Missionar Peters nebst einem Kindlein. Auf der Station Bella wurden zugleich der Missionar Springhorn, seine Gattin und ein erwachsener Sohn vom Fieber dahingerafft. Auch Missionar Johann ist auf Emmaus am 13. Juli entschlafen. Germ. Miss.-Bl. 216 ff.

Auch die Norddeutsche und die

Baseler Mission sind in Trauer versetzt. Erstere verlor nach nur kurzer Arbeitszeit in Margarete Diehl eine eifrige Missionsarbeiterin. Letzterer wurde am 11. Juli der Heimgang des erst 1895 nach Kamerun hinausgesandten Missionars David Hermann durch ein Telegramm gemeldet. Nordd. Miss.-Bl. 66.

Calw. Miss.-Bl. 72.

Aus Uganda kommt die seltsame Nachricht, daß König Muanga am 6. Juli seine Hauptstadt Mengo heimlich verlassen und in der katholischen Provinz Buddu die Fahne der Empörung gegen die Engländer aufgepflanzt hat. Er wurde schnell geschlagen und flüchtete nach Bukoba auf deutsches Gebiet. Die Engländer erklärten ihn als Rebellen des Thrones verlustig und proklamierten seinen einjährigen Sohn David Gua, einen protestantischen Christen zum Thronfolger unter englischer Regentschaft.

Von einer wunderbaren Errettung aus Lebensgefahr hat der greise, 78jährige Missionsuperintendent D. Kropf in Bethel (Kassaria) zu rühmen. Er war zu einem Missionsfest in der Nachbarschaft eingeladen. Um an den Festort zu gelangen, bedurfte es sowohl einer längeren Wagenfahrt wie einer mehrstündigen Eisenbahnreise. Man mußte schon gegen 3 Uhr morgens aufbrechen, um zur rechten Zeit auf der Eisenbahnstation zu sein. Der Fuhrmann verspätete sich etwas, was er dann durch desto schnelleres Fahren wieder einzuholen suchte. In der Nähe der Station war das Bahngeleise zu kreuzen. Es war ein nebeliger Morgen. Der Fuhrmann rief seinem Sohn zu, er solle nach dem Zuge ausschauen. Der antwortete, es sei noch nichts von ihm zu sehen. So fuhr man über die Schienen. In dem Augenblick fiel ein grelles Licht in den Wagen, die Laternen der heranbrausenden Lokomotive. Raum waren die Hinterräder des Wagens vom Geleise herunter, da fauste der Zug vorüber. Der junge Mensch mußte wohl die Augen voll Schlags gehabt haben, daß er den Zug nicht kommen sah. Welch eine gnädige Bewahrung vor dem furchtbaren Geschick, von dem Zuge zermalmt zu werden!

Berl. Miss.-Ber. 492 f.

Die Berliner Natal-Mission feiert in diesem Jahre das 50jähr. Jubiläum der Gründung der ältesten dortigen Station

Emmaus. Auf dieser wurde das Jubiläumsfest am 3. Mai, von schönem Wetter begünstigt, gefeiert. Eine tausendköpfige Menschenmenge, zur Hälfte aus Christen, zur Hälfte aus Heiden bestehend, hatte sich eingefunden. Manches gute Wort wurde gesprochen, besonders von dem Senior der dortigen Mission, dem Superintendenten Junkel, der 46½ Jahre in der dortigen Arbeit steht. Auch Kafferschristen thaten ihren Mund auf, um das Große zu rühmen, was Gott an ihnen gethan. Einer von ihnen hatte sogar zu dem Tage ein Festlied gedichtet. Die stattliche Summe von 524,25 M. wurde von den Versammelten als Festopfer dargebracht.

Berl. Miss.-Ber. 518 f.

Auch die Basler Missionsstation Moilim im Oberlande der Provinz Kweng-tung feierte am 19. März dieses Jahres das 25jährige Jubiläum. Die Christen und sonstigen Anhänger hatten sich auf 11 Uhr zum Besuch angemeldet, und sie kamen auch wirklich um 12 Uhr. Dem Zuge voran ging ein Mann, der alle 100 Schritt seine Donnerbüchse losknallte; ihm folgte eine Schar Knaben mit roten Fahnen und christlichen Inskriften. Dann kamen die Festgaben: Stücke Schweinefleisch, Enten, Hühner, chinesischer Wandschmuck, ein rotseidener Schirm, eine beliebte Ehrengabe für Mandarine u. a. Ein große Menge zu Pferde, in Tragseffeln und zu Fuß folgte. Im Stationshof angekommen, begann das unvermeidliche Feuerwerk mit Böllerschüssen und Schwärmern. Darauf fand in der Kapelle chinesischer Gottesdienst statt, an welchen sich ein fröhliches Mahl und geselliges Zusammensein angeschlossen.

Heidenb. 66.

Gute Botschaft kommt der Berliner Mission von Missionar Leuschner aus China. Derselbe berichtet von einer unerwartet großen Erweckung in dem südlich von seiner Station Siugin gelegenen Tschichin-Kreise. An vielen Orten desselben ist eine früher unbekannte Nachfrage nach dem Worte Gottes entstanden. An einem Orte haben die Leute selber ein Haus zur Kapelle gemietet, und es finden sich daselbst 40 Taufbewerber. Überall nimmt man frisches Leben und regen Eifer wahr, so daß man die Empfindung hat „es bereite sich etwas Großes vor.“

Berl. Miss.-Ber. 536 f.

In England starb am 5. August der engl. Missionsbischof Gd. Bickersteth. Sein Tod bedeutet einen großen Verlust für die Mission in Japan. Er hat sich besonders durch die Begründung der Nippon Sei-to-kwei (Kirche von Japan), des Bundes aller hochkirchlichen Missionsgemeinden, verdient gemacht.

Auf der Station Waniankulam in Südindien hat die Baseler Mission am 27. April ein Missionshospital eröffnet. Sie kam damit einem großen Bedürfnis und vielseitigen Gesuchen seitens der heidnischen Bevölkerung nach. Gleich in den ersten 2 Monaten wurden 2000 ärztliche Besprechungen verzeichnet. Noch mangelt es an einem leitenden europäischen Missionsarzt; die ärztliche Behandlung der Kranken liegt in der Hand eines eingeborenen christlichen Heilgehilfen. Möge auch durch dies Hospital vielen Heiden zur Gesundheit des Leibes auch die der Seele geschenkt werden. Heidenb. 66 f.

Das Erdbeben am 12. Juni hat in Nordindien entsetzliche Verheerungen angerichtet. Eine Kalkuttaer Zeitung, The Statesman, schreibt: „Die ältesten Einwohner können sich einer so schrecklichen Katastrophe wie die am Sonnabend, dem 12. Juni, nicht erinnern. Vielleicht hat kein Erdbeben, dessen sich die Geschichte Indiens erinnert, so weiten Umfang und so verhängnisvolle Wirkung gehabt. Von Nord und Süd, von Ost und West kommen Telegramme und berichten von Verwüstungen und Ruinen. Von Langor bis Delhi und im Norden bis Dardjiling und Simla erschütterte die Erdbebenwelle das Land und brachte Unglück und Verderben. Selbst die heilige Stadt Benares ist nicht verschont geblieben. Ein heidnisches Sprichwort sagt, ein Erdbeben in Benares sei so häufig als Steine, die den Himmel flögen, das eine sei so naturwidrig als das andere. Jetzt ist dieser Zauber der Unverletzlichkeit gebrochen, es ist dem Mekka der Hindu nicht besser gegangen als andern Städten. Kalkutta sieht aus, als hätte es eine Belagerung durchgemacht. Zerstörte Gebäude begegnen dem Auge auf allen Seiten; abgedeckte Häuser starren in den dunkeln Himmel hinein; der strömende Regen gießt erbarmungslos ebenso in die Häuser der Reichen wie der Armen. Aber wenn die Hauptstadt gelitten hat, so ist

es ihr nicht schlimmer ergangen als Duzenden von andern Städten. Außer dem Schaden an den Gebäuden sind auch die großen Lebensadern des Verkehrs in allen Richtungen unterbrochen.“ Die Missionen

haben in ganz Nordindien unberechenbaren Schaden an ihren Missionshäusern, Kirchen und Schulen erlitten. Es ist nach den schweren Heimsuchungen der Hungersnot und Pest ein neuer Schlag für die Missionen.

Bücherbesprechungen.

Warned, Prof. D. G., Missionsstunden. II. Bd. Die Mission in Bildern aus ihrer Geschichte. 1. Abtl. Afrika und die Südsee. Vierte Aufl. Gütersloh, C. Bertelsmann. Preis broch. 5 M., geb. 6 M.

Die drei Bände Warned'scher Missionsstunden sind ohne Zweifel das Beste, was auf diesem Gebiete in den letzten Jahrzehnten geleistet ist. Sie sind die einzige Missionsstunden-Sammlung, die man ohne jeden Vorbehalt dem vielbeschäftigten Pastor in die Hand geben kann, der schnell guten und brauchbaren Stoff für seine eigenen Missionsstunden zu haben wünscht. Prof. Warned hat auch diese neue Auflage wieder dem fortschreitenden Gange der Missionsentwicklung entsprechend gestaltet. Eine neue Missionsstunde über Uganda ist hinzugekommen; andere sind gänzlich umgearbeitet worden. Da es das Princip dieser Sammlung ist, die interessantesten und ergreifendsten Partien der Missionsgeschichte Afrikas und der Südsee vorzuführen, ist das Buch zugleich für Laien eine vortreffliche und zuverlässige Orientierung über die wichtigsten Abschnitte der neueren Missionsgeschichte und verdient weit über den Kreis der Geistlichen hinaus Verbreitung.

Fritschel, Prof. Georg, Die Indianer-Mission in Michigan und Nebraska. Gütersloh, C. Bertelsmann. Broch. 50 Pf.

Die Broschüre erzählt auf 39 Seiten die Geschichte der leider nach kurzem Bestande wieder eingegangenen und nur von geringem Erfolge begleiteten Missionsunternehmungen der deutschen Lutheraner in den Vereinigten Staaten Nordamerikas. Die erste Episode, die Mission unter Chippewa-Indianern in Deutschland durch das treffliche Buch Baierleins „Im Urwalde“ bekannter. Aber auch die kurze und tragische Indianer-Mission der Iowa-Synode in Nebraska verdient genannt zu werden.

Genßichen, Missionsdirektor M., Missionsarbeit hüten und drüben. Gesammelte Vorträge. Buchh. der Berliner I. Missionsgef. Berlin, Friedenstr. 9. Preis geb. 2,20 M.

Es sind sechs Vorträge, die der Verfasser im Verlauf der letzten beiden Jahre vor dem Missionslehrturus, vor Missions- und andern Konferenzen gehalten hat. Er hat ihnen das leichtgeschürzte, geistreiche Gewand der mündlichen Rede belassen und nicht die schwere Rüstung der wissenschaftlichen Abhandlung angezogen. Hauptsächlich sind sie so um so geeigneter, besonders jüngere Geistliche in die Missionsarbeit einzuführen und dafür zu erwärmen. Die ersten vier Vorträge behandeln die wichtigsten Fragen der heimischen Missionsarbeit, die Arbeit im Synodal-Hilfs-

verein und in der Parochie (I), die Missionsstunde (II), das Missionsfest (III) und die Behandlung der Mission in der sonntäglichen Predigt (IV). Das Hauptinteresse wendet sich dem fünften Vortrage zu, in dem uns der Missionsdirektor einen Einblick in die Ausbildung der Missionszöglinge und in den vielverzweigten Organismus der Missionsarbeit draußen thun läßt. Die Vorträge sind auch einzeln zu haben, mögen sie der Berliner (I) Mission neue Freunde zuführen.

Baierlein, Aus Ost und West. Erzählungen aus der Mission, für Kinder gesammelt. Mit sechs Bildern und zwei Karten. Dresden, Justus Naumann. Broch. 1,50 M., kart. 1,80 M.

Der als Missionschriftsteller rühmlichst betannte Verfasser hat sich der sehr dankbaren Aufgabe unterzogen, aus der Missionsliteratur, besonders des letzten Jahrzehnts, eine Sammlung solcher Missionsgeschichten zusammenzustellen, welche geeignet sind, Kinder von etwa 9 oder 10 Jahren ab für die Mission zu packen und zu begeistern. Das ist ihm, soweit wir es beurteilen können, vortrefflich gelungen, und wir glauben das Buch allen Eltern, die sich für die Mission interessieren, als Weihnachtsgeschenk für ihre heranwachsenden Kinder auf das wärmste empfehlen zu können. Die Geschichten sind geschickt ausgewählt, flott erzählt und meist kurz. Viele werden von den Kindern nicht ohne tiefe Nührung gelesen werden. Auch die Ausstattung ist im Verhältnis zu dem billigen Preise recht gut.

Thornton, D. M., Africa waiting or the problem of Africa's evangelisation. London, Stud. Volunt. Miss. Union. 1897.

Der englische Studenten-Missionsbund giebt jedes Jahr einen Band heraus, welcher für das folgende Jahr den Missionsstudien aller Bundesmitglieder zu Grunde liegen soll. In den folgenden Semestern soll alle Missionsvereine die Mission in Afrika beschäftigen, und das vorliegende Buch soll dabei als Leitfaden dienen. Diesem Zwecke verbandt das Buch seine Anlage und die Richtlinien seines Inhalts. Es ist für seinen Zweck trefflich geeignet und kann allen denen warm empfohlen werden, die sich schnell in die afrikanische Mission einarbeiten wollen. Das Buch behandelt vom 3.—6. Kapitel übersichtlich Nordafrika, den großen Sudan und Westafrika, Centralafrika und Südafrika. Das erste und zweite Kapitel behandeln die Geographie und Ethnologie, das siebente den Sklavenhandel und das achte, letzte das Missionsproblem. Wir wünschen dem Buche, besonders auch unter den Mitgliedern des Studentenbundes für Mission, Verbreitung.



III. Jahrgang.

1897.

Dezember.

Wieder in Kumase.

Vom Herausgeber.

Es war im Sommer 1869; ein langer Zug Fußwanderer bewegte sich langsam durch den unermesslichen, finsternen Urwald, der sich zwischen Asante und dem Volta-Strom ausdehnt. Im Gänsemarsch gehend, kamen sie langsam voran auf dem schmalen, schlechten Jägerpfade, über den man alle Augenblicke große Ameisenzüge eilen sah. Der Weg war sehr schlecht. Nur mit größter Mühe konnte man die Spur eines Pfades entdecken, und oft ging es nur mit Hilfe eines Buschmessers vorwärts. Beständig kreuzten Baumwurzeln den Weg, während auch sehr oft umgefallene Bäume denselben sperrten und umgangen werden mußten. Nicht selten waren sie gezwungen, gewaltige, umgestürzte Baumriesen zu überklettern oder auch durch ihr Geäst sich hindurchzuwinden. Und wie oft blieben sie in dem dichten Wurzelwerk hängen und stürzten!

Aber dennoch war es wunderbar schön in diesem afrikanischen Urwald. Einen

wirklich großartigen, fast überwältigenden Eindruck machen die alten, ehrwürdigen Baumriesen. Da steht der mächtige Odumbaum, die afrikanische Eiche, und neben ihm erhebt eine wilde Palme hoch ihr anmutiges Haupt. Über alle aber ragt wie ein Wächter der Seidenwollbaum mit seinem gewaltigen Stamm, um den sich üppige Schlingpflanzen in denzierlichsten Windungen bis hinauf zur Krone schlingen. Von da ranken sie weiter von Wipfel zu Wipfel, mit den Zweigen und Ästen sich verbindend und ein für die Sonnenstrahlen fast undurchdringliches Dach bildend. Feierliches Dunkel herrscht in diesen Hallen, da die grellen Strahlen der Tropensonne nur spärlich den Urwald durchbrechen. Still und wie erstorben oder doch wie vom Schlummer umfungen erscheint das ganze Naturleben. Und der Mensch selbst scheut sich die ahnungsvolle Stille zu durchbrechen und laut zu reden.

Wer sind die Wanderer, die durch den

Urwald dahinziehen, und wo ist das Ziel ihrer Reise? Missionar Ramsfeyer, seine Frau, sein kleines Kind und Missionar Kühne sind es, und Kumase ist das Ziel ihrer Reise. Kumase, wie lange war diese Hauptstadt des völkerbeherrschenden Asante schon das Ziel der an der Goldküste arbeitenden Missionen gewesen! Die Baseler und die Wesleyaner hatten sich um die Wette bemüht, ihr Werk nach der blutbefleckten Hauptstadt auszudehnen. Und nun waren die beiden Baseler Missionare

ertragen, wenn nur ihr liebes Kindchen nicht so unsäglich gelitten und vor ihren Augen dahin gestiebt wäre. Wie weh war es den Eltern, wenn sie den abgekehrten Leib mit den hervortretenden Rippen, die dünnen Arme und Beine, die tiefgesunkenen, matten Auglein und die kleine, immer spiziger werdende Nase sahen. Dann blickte das Kindlein sie oft an, als wollte es fragen: wie lange? Jeden Morgen kochten sie ihm zuerst ein Ei und trugen es dann an den Bach, seine Lumpen und

es selbst zu waschen; in dieses Wasser fiel manche stille Thräne. Dann gingen sie mit ihm auf und ab und sangen ihm manches Liedlein. Heftige Schmerzen waren nicht zu bemerken; das Kind blieb meist ruhig und weinte äußerst selten. Doch litt es von innerer Hitze und verlangte immer zu trinken, sobald es die leere Milchbüchse sah. Am 7. Aug. hatte es ausgelitten und hauchte sein unschuldiges Leben aus. Ernst und stumm schauten die Asanteer auf das sterbende Kind.

Sein entfeelter Leib wurde in einen Korb aus Palmzweigen



Im Urwald auf der Goldküste.

Ramsfeyer und Kühne auf dem Wege nach Kumase. Aber wie anders als sie es sich gedacht hatten! Sie waren Gefangene der Asanteer, ihre Station Anum jenseits des Voltastroms war geplündert und verbrannt, alles war ihnen geraubt, und schon wochenlang mußten sie, von der unbarmherzigen asantischen Schutzwache getrieben und gestoßen, hungernd und durstend durch weite Grasebenen, durch rauschende Flüsse, über steile Bergzüge wandern, immer nach Westen, nach Kumase zu. O ihre Leiden waren groß, ach, aber sie hätten dieselben gern

gebetet und mit seinem durchlöchernten Hemdchen und Flanellröckchen bedeckt. Einige Blumen wurden ihm in die Händchen gelegt, und so wurde es unter Gebet zu seiner letzten Ruhe gebettet.

Aber was sollte mit den beiden Ramsfeyers und Kühne werden? Der blutdürstige König van Kofi Karikari von Asante wollte sie als wertvolle Gefangene festhalten, um sie im Falle von Verhandlungen mit den englischen Nachbarn an der Goldküste als Geiseln in der Hand zu haben. Vier Jahre lang, von 1870 bis

1874, mußten sie in Kumase in der Gefangenschaft schmachten. Oft schwebte selbst ihr Leben in Gefahr. Und Tag für Tag mußten sie die schauerliche Blutwirtschaft mit ansehen, der in Kumase jahraus, jahrein Tausende von Menschenleben zum Opfer fielen. Kofi Karikari's Vorfahren hatten durch Blut und Eisen ein großes Reich zusammen-
geschmiedet; der König hatte seine Ehre darein gesetzt, dieses große Reich mit den gewaltigen Waffen der Furcht und des Schreckens zu regieren und durch neue Raubzüge weitere Völkerschaften zu unterjochen.

Karikari war der würdige Nachfolger seiner blutdürstigen Vorgänger, es war ihm ein Ernst mit dem Gelübde, das er seinen Großen bei seiner Thronbesteigung abgelegt hatte: „Mein Handel ist der Krieg.“ Bis in die Gube-Gebiete jenseits des Voltastromes, bis über Mforansa hinaus nach Norden, bis zu den englischen Niederlassungen an der Goldküste verbreiteten seine Heere sengend und brennend, raubend und plündernd Mord und Schrecken. In langen Zügen zogen die Kriegsgefangenen von Osten und Süden in Kumase ein, und bei weitem die meisten von ihnen wurden bei den Fetisch- und Volksfesten geschlachtet. Wie oft mußten die Missionsgeschwister

zusehen, wenn der König auf dem Platze Akra wom, „dem blutgetränkten Platze“ hinter seinem großen, steinernen Schlosse Palaver abhielt. Da wurden die Gefangenen, die schon Wochen oder Monate für dies Schicksal bestimmt waren, vor-



Missionar Ramsfieber und Frau am Fuß eines Onyina-Baumes.

geführt und mußten vor dem Könige tanzen. Scharfe Messer wurden ihnen durch die Wangen, die Brust und die Schenkel gestoßen; hier wurde ihnen ein Stück Fleisch, dort ein Finger, da ein Arm abgeschnitten, daß das Blut in Strömen floß und die

unglücklichen Opfer sich in ihren Qualen wanden, bis endlich die Scharfrichter mit einem Hieb ihnen den Kopf abschlugen und damit der Marter ein Ende machten.

Oder es war wieder einmal ein Fest der alten Könige, das mit Mord und Blut in Bantama, der Totenresidenz der Asante-Könige, gefeiert wurde. Kofi Karikari ging in eigener Person mit einer goldenen Schale voll frischen Menschenblutes in die Galerie, auf welche die Totenzellen seiner Ahnen mündeten. Da schlug er das rote Tuch

zurück, welches die Zelle zudeckt. Dahinter saß, umgeben von allen Geräten, die ihm im Leben gedient, das Gerippe auf dem Königsstuhle, die Knochen mit dünnem Golddraht zusammengehalten. Von Zelle zu Zelle schreitend bestrich Karikari seine Ahnen mit Blut. Und wenn er nach der schrecklichen Prozedur wieder aus der Galerie heraustrat, standen da drüben jenseits der Straße unter dem Fetischbaume schon die zwölf oder fünfzehn Sklaven, die heute zur Feier des Tages hingerichtet werden sollten.



Das alte Kumase.

Ein Zeichen mit seiner Hand, und die Köpfe flogen in den Sand. Oder den Fetischen sollte im Fetischhaine, dem Apete Seni, „dem Orte der Nasgeier“ ein neuer Tribut gebracht werden, und zu den zahllosen Schädeln und Knochen, die dort im düstern Haine bleichten, wurden neue hundert hingeschlachtet. Es war ein Blut- und Schreckensregiment, und der Missionsgeschwister Herzen bluteten, daß sie diese Greuel mit ansehen mußten. Immer wieder wurden sie an den Spruch erinnert: „Die

dunkeln Orte der Erde sind angefüllt mit Wohnungen der Grausamkeit.“

Aber Gott hatte seine Diener in der Mördergrube nicht vergessen, und über Kumase verzog das lange verdiente Gericht nicht. Am 4. Februar 1874 zog der englische General Wolseley an der Spitze seiner siegreichen Armee in Kumase ein. Das Asanteheer war geschlagen, Karikari besiegt, der Glanz seines Namens verblichen. Wie der Psalmist im 126. Psalm anstimmt, so war den Missionsgeschwistern zu Mute:

„Als der Herr die Gefangenen Zions erlöste, da war uns wie den Träumenden. Da war unser Mund voll Lachens und unsere Zunge voll Rühmens.“ Sie lehrten mit dem siegreichen englischen Heere nach der Küste und nach Europa zurück, um sich von den unsäglichen Mühsalen der letzten vier Jahre zu erholen.

Aber eine Sehnsucht blieb in dem Herzen der Geschwister Ramsfeyer: Zurück nach Asante! ein Gebet auf ihren Lippen: Wieder nach Kumase! Das wurde der

sehnlichste Wunsch ihres Lebens, in der Stadt als Boten des Friedens einziehen und das Evangelium predigen zu können, wo sie so lange in der Gefangenschaft geschmachtet hatten. Auf ihr Betreiben wurde als ein Vorposten nach Asante zu die nördlichste Station der Baseler Mission weit in die Landschaft Okwawu hinein vorgeschoben; dort oben auf 2000 Fuß hohem Felsengebirge lag Abetifi, und wie oft ließ Ramsfeyer seinen Blick von hier sehnsuchtsvoll über die endlosen Urwälder



Die Residenz der Asantekönige mit dem Opferplatz Akra wom.

im Westen schweifen, durch die sie im Jahre 1869 nach Kumase gezogen waren! Unermüdlich war er thätig, nach Westen zu vorzudringen und wenigstens Außenstationen mit farbigen Lehren bis an die Grenzen von Asante zu errichten. Auch nach Kumase reisten Baseler Geschwister wiederholt hinüber, um anzuklopfen und zu sehen, ob die Thür für sie noch nicht offen sei. Aber wohl war Kofi Karikori gestürzt, wohl fiel eine Provinz nach der andern ab, wohl frachte das Reich in allen Fugen, wohl

lag selbst die ehemals so vollreiche Hauptstadt in Trümmern, der stolze Sinn seiner Beherrscher, die Blutgier und Herrschaft des Fetischismus war nicht gebrochen. Für die Mission war und blieb die Thür verschlossen.

Neue Wetterwolken zogen sich drohend über Asante zusammen. Dem jungen König Perempe, der den Thron seiner Väter bestiegen hatte, gelüstete es den Kriege- und Friedensruhm seiner Ahnen wieder herzustellen. Er hatte im Übermut den Zorn der Engländer und

damit den Untergang über seinen Thron und sein Reich heraufbeschworen. Unwiderstehlich drangen die englischen Truppen von der Küste aus über den Praßluß nach Norden vor; ohne Schwertstreich zogen sie am 17. Januar 1896 in Kumase ein. König Perempe erkannte, daß er zuviel gewagt hatte. Er mußte sich bedingungslos unterwerfen. Auf demselben Platze Akramom, auf dem er so oft gethront und gemühtet hatte, mußte er barhäuptig und barfußig vor dem englischen Gouverneur

niederfallen und gesenkten Hauptes seine Füße umfassen. Zwei Tage später befand er sich mit den vornehmsten Gliedern seines Hauses und Reiches als Gefangener unter starker Eskorte auf dem Wege nach der Küste. Das Reich Asante wurde zerschlagen, alle größeren Städte und Provinzen für selbständig erklärt und alle mitsamt Kumase der englischen Goldküsten-Kolonie einverleibt.

Nichts ahnend von dem, was sich im benachbarten Asante in diesen Tagengetragen, harrten die Missionsgeschwister



Ein Teil der Schädelstätte Apete Seni.

Ramsfeyer auf der Grenzstation Abetifi mit Spannung auf Nachrichten. Da langte am Abend des 25. Januar ein Extrabote aus dem Lager in Kumase an und überbrachte Missionar Ramsfeyer ein eigenhändiges Schreiben des Gouverneurs. In diesem vermeldete dieser den Einzug der britischen Truppen in der Hauptstadt, die Unterwerfung Asantes, — und daß jetzt Kumase und das ganze Land der Mission offen ständen. Da hielt es Br. Ramsfeyer nicht länger in Abetifi. Am 4. Februar, gerade

zweiundzwanzig Jahre nach dem Tage, wo er aus der vierjährigen Gefangenschaft befreit war, brach er mit seinem Neffen Perregana und einem Rationalgehilfen nach Kumase auf. Mit bewegtem Herzen zog er am 10. Februar in der Hauptstadt ein; wo er einst als Gefangener geweilt, dahin kam er nun als ein Botschafter Gottes zu einem gedemüthigten Volk. Am Abend nach seiner Ankunft schrieb er einen Brief, aus dem der Jubel seines Herzens herausklingt:

„Es ist kein Traum mehr,“ heißt es darin, „ich bin wieder in Kumase und darf sagen: Kumase ist nun Baseler Missionsstation! Der Herr hat die Gebete seiner Kinder erhört, und hier stehen wir, Br. Perregana und ich, als freie Missionare, und ganz Asante offen vor uns! Und dies ist nicht nur der Ausdruck unserer Hoffnungen, nein, sondern thatsächlich stehen als offene Thüren alle Hauptortschaften von Asante vor uns, und von einigen dieser

Städte kommen Bitten, wir möchten uns bei ihnen niederlassen.

„In Asante ist eine Umwälzung der Dinge zustande gekommen, wie ich sie nie geahnt hätte. Kumase ist in der That ein Bild von dem, was in ganz Asante geschieht. Wie ein Träumender stehe ich auf der Straße. Wo früher ganze Komplexe von Häusern und Straßen standen, ist alles rasirt und geebnet, und eine Menge von Arbeitern ist damit beschäftigt, die



Provisorische Niederlassung der Basler Mission in Kumase.

Wurzeln der abgehauenen Fetischbäume, unter denen so viele Menschen geschlachtet wurden, wegzuräumen. Der Schädelplatz hart am Markt ist gelichtet, nur eine schöne Anzahl prächtiger Bäume stehen noch. Aber am Fuße von diesen liegen, obgleich man, wie die Offiziere erzählten, tagelang Menschengelbeine in Unzahl verbrannt hat, noch ganze Haufen von Menschenknochen.“

Die Engländer räumten mit allen Stätten und Zeichen der alten Blutwirtschaft gründlich auf; die Totenresidenz Bantama wurde

verbrannt, die Fetischhaine abgehauen, die Fetischhütten vernichtet. Es war eine neue Zeit für Kumase angebrochen. Ramsfeyer benutzte die günstige Wendung nach Kräften. Gleich am Tage nach seiner Ankunft ließ er sich vom Gouverneur vor den Thoren von Kumase ein geeignetes Grundstück anweisen, um eine Missionsstation darauf zu errichten. Dann eilte er nach Abetifi zurück, um sein Weib, seine treue Leidensgefährtin in den schweren Jahren, abzuholen und die Vorbereitungen zum Bau zu treffen. Am

11. Juni traf er mit seiner Frau wieder in Kumase ein. Unter strömendem Regen zogen sie ein, und die Hütte, die ihrer wartete, stand infolge des Regens im Wasser. Nach einigen Tagen war diese etwas wohnlicher eingerichtet, und es ging zunächst an die Vorbereitungen zum Bau des Nebengebäudes, das während der Erbauung des Haupthauses zur Wohnung dienen sollte. An Arbeit fehlte es nicht. Der englische Resident wies ihnen neunundfünfzig befreite Sklaven, Frauen und Kinder, zu, und Ramsfeyers hatten nun zu aller drängenden Bauarbeit die nichts weniger als angenehme Aufgabe, für neunundfünfzig widerpenstige Schwarze zu sorgen. Indessen ist trotz aller dieser Nebenaufgaben auch mit der eigentlichen Missionsarbeit ein Anfang gemacht. Wochentags wird ab und zu in den Straßen von Kumase und Sonntags in der kleinen Bambuskapelle gepredigt; bald fanden sich auch zwei Taufbewerber. Ja es konnten noch im Jahr 1896 zwei Außenstationen Agona und Mampong gegründet werden, zu denen seither noch

einige weitere gekommen sind. Sehen wir uns zum Schluß noch ein wenig in dem Anwesen um, wo unsere Gedanken jetzt die Geschwister Ramsfeyer suchen müssen:

Da sahen wir rechts die einfache Erdhütte mit dem überhängenden Palmblattdach, die vorläufig als Wohnhaus dient. Gerade vor uns ist ein offener Schuppen, unter dem ein mit einheimischem Baumwolltuch gedeckter Tisch des Mittags zum Essen einladet. Davor schaltet Frau Missionar Ramsfeyer als geschäftige Hausfrau mit ihren dienstbaren Geistern. Ein prachtvoller Orangenbaum ladet zur Ruhe in seinem Schatten ein. Im Vordergrunde können wir über den Bambuszaun einen Blick in die Blumen- und Gemüsekultur thun, welche die Missionsleute hier in der afrikanischen Wildnis hegen und pflegen.

Gott hat den Missionar Ramsfeyer wunderbar wieder nach Kumase geführt; Er wolle ihm auch die Gnade verleihen, dort noch lange als Prediger des Evangeliums unter dem finsternen Heidenvolke zu wirken.

Eine Missionsstation in London.

Vom Herausgeber.

Wenn man durch die Straßen Londons geht, ist man überrascht über die Menge fremdländischer Gestalten und Gesichter, die einem begegnen. Viele haben englische Tracht angelegt, um weniger die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen; andere haben ihre Landestracht oder wenigstens den Turban beibehalten. Es sind Afrikaner, Indier, Chinesen, Japaner und Eingeborne fast aller Vänder der Erde. Manche sind Studien halber nach England gekommen und besuchen die hohen Schulen und Universitäten. Andere wollen geschäftliche oder politische Verhandlungen persönlich zu einem guten Ende führen oder haben eine politische Mission aus einer der zahlreichen englischen Kolonien. Aber bei weitem das größte Kontingent der Fremden stellen die Schiffsmannschaften der Fahrzeuge, die aus Asien und Afrika kommen. Mehr und mehr wird es üblich auf diesen Schiffen als Matrosen, Heizer, Köche und Diener, Eingeborne zu verwenden. Und Tausende von Indiern und Arabern benutzen nur

zu gern die Gelegenheit, die Weltstadt London kennen zu lernen, von deren riesiger Größe und Reichthum fabelhafte Berichte unter ihnen verbreitet sind. Ich war selbst in den Docks auf mehreren Schiffen, welche solche ausländische Besatzung hatten. Da war ein großer transatlantischer Dampfer, der eben mit Seide und Reis aus Hongkong und Singapur gekommen war. Die Köche und das ganze Heizpersonal waren Chinesen. Wir suchten sie in ihren Kabinen auf. Obgleich es ein heißer Frühlingstag war, hatten sie ein tüchtiges Feuer angezündet, und es herrschte eine wahrhaft tropische Hitze. Einige lagen auf ihren Betten und rauchten, andere saßen um den Theetopf und bereiteten einen neuen Aufguß von Thee, noch andere fochten ihre Zöpfe und wuschen sich, um „in die Stadt“ zu gehen. Alle sahen reichlich schmutzig aus, und nur zwei oder drei von ihnen verstanden so viel Englisch, um eben das „woher“ und „wohin“ zu beantworten.

So kommen in jedem Jahre einige

tausend Heiden nach London. Sollten die englischen Christen nicht auch die Gelegenheit wahrnehmen, diesen „Fremdlingen in ihren Thoren“ mit der Predigt des Evangelii nachzugehen? Gingen von London in jedem Jahre einige hundert Missionare nach den fernsten Ländern der Erde, sollte man an diesen Heiden unmittelbar vor der Thür achtlos vorübergehen? Und sie bedürften dieser Fürsorge im höchsten Maße. Es ist ja bekannt, welchen sittlichen Gefahren die Matrosen ausgesetzt sind, wenn sie nach wochen- oder monatelanger Seereise mit einer Tasche voll Geld in einen

fremden Hafen einlaufen und sich in einen Strudel wilder Vergnügen stürzen, um sich für die lange, erzwungene Entbehrung zu entschädigen. Hunderte von ihnen gehen zu grunde an Leib und Seele, andere Hunderte fallen in die Hände gewissenloser Blutsauger oder Dirnen und werden ihres letzten Groschens beraubt, ja wohl gar in's Gefängnis gebracht. Die Seemannsmission, die ja jetzt auch von Deutschland aus unter den deutschen Matrosen eifrig betrieben wird, hat eine wichtige, aber leider sehr dornenvolle Aufgabe. Wenn so schon die christlichen Matrosen den allergrößten Ge-



Die Afrikanerheimat in London.

fahren ausgesetzt sind, wieviel mehr die armen Hindus, Neger und Chinesen, die in London weder die Sprache noch die Sitte, weder das Recht noch das Geld ordentlich kennen. Sie sind einfach schutzlos der Willkür ihrer Führer preisgegeben.

Als die Aufmerksamkeit der Londoner Missionsgesellschaften auf diese Heiden in London hingerrichtet wurde, stellte man Nachforschungen an, in welcher Lage sie sich in der Großstadt befänden. Das Ergebnis war ein niederschlagendes. Die große Mehrzahl dieser Fremdlinge wurden beim Verlassen des Docks unter der Führung

von „Hauptleuten“, welche sich für ihren Unterhalt, während ihres Landaufenthaltes verpflichtet hatten, wie Hammel zusammengekoppelt — sechs oder acht in einem einzigen Zimmer oder einer Kammer ohne Betten, Stühle und Tische. Da saßen sie mit ihren Rücken an die Wand gelehnt auf dem kahlen Fußboden; einige schliefen, andere rauchten oder aßen. Die, welche krank oder arbeitsunfähig wurden, sandte man in die Kranken- oder Arbeitshäuser; da lagen sie wochenlang in trostloser Verlassenheit, ohne einer Menschenseele ihre Nöte mitteilen zu können. Einige waren

von ihren Schiffen entlaufen und waren Straßenkehrer geworden; die hatten sich zu einer geschlossenen Gesellschaft zusammengethan und sich von aller Berührung mit den Christen umher abgeschlossen. Ein christlicher Unteroffizier aus Indien hatte dem Wunsch nicht widerstehen können das christliche England zu sehen; er hatte sich unglücklicherweise ohne Empfehlungen aufgemacht und war nach London gekommen. Aber bei seinem ersten Versuche, die christliche Großstadt kennen zu lernen, war er so sehr von lasterhaften Personen beiderlei Geschlechts angelassen worden, daß er sich voll Schrecken und Abscheu in seiner Wohnung einschloß und sie nicht wieder verließ, bis das nächste Schiff ihn nach Indien zurückbrachte.

Die Überzeugung drängte sich den Missionsleitungen unwiderstehlich auf: hier muß ein Heim für diese Fremdlinge des Ostens und Südens gegründet und möglichst zu einer Missionsstation ausgebaut werden, damit die Fremden in London auch wenigstens Gelegenheit haben, etwas vom christlichen England zu sehen. Aber woher sollte man das Geld dazu nehmen, und wen mit der schwierigen Leitung des Unternehmens betrauen? Gott sandte beides zu seiner Zeit. Der entthronte König des Pandjshab, der Christ Maharadscha Dulip Sing hatte bei seinem Besuch in London den dringenden Wunsch, etwas für seine verlassenen Landsleute in England zu thun. Es wurde ihm der Plan nahe gelegt, ein christliches Hospiz für dieselben zu gründen, und er ging darauf mit solcher Freudigkeit ein, daß er sogleich 10,000 M. für diesen Zweck zeichnete. Dieser Vorgang erweckte Raschseiferung, und so fand sich allmählich das Geld zusammen. Auch der rechte Mann fand sich. Der Hauptmann Hughes (spr. Jüß) hatte sich schon bei seinem Regiment in Indien lebhaft für die Missionsarbeit interessiert. Da kam er eines Tages mit dem englischen Bischof Carr in ein langes Gespräch über Missionsangelegenheiten, und der Bischof sagte zu ihm: „Sie interessieren sich für die Mission unter den Heiden Indiens; warum interessieren Sie sich nicht ebenso und vertreten die Sache der armen, hilflosen Indier, die wir so zahlreich in den Straßen Londons sehen? Können Sie nichts für sie thun?“ Diese Worte hatten tiefen

Eindruck auf den frommen Hauptmann gemacht; er nahm sie sich zu Herzen, wurde der erste Sekretär des neugegründeten Hospizes und widmete ihm ein Vierteljahrhundert seines Lebens.

Weit, weit im Osten Londons, hinter dem berühmten Whitechapel und den nicht weniger armeligen Quartieren zu beiden Seiten der Commercial Road gabeln sich die East- und West-India Dock Road, beides schöne, breite Straßen, die wenig erkennen lassen, welches namenlose Elend und welche Abgründe des Lasters in den engen Nebenstraßen verborgen sind. Nur wenige Minuten davon ziehen sich an der Themse die riesigen Docks hin, die künstlich angelegten Wasserbassins, in denen alljährlich Tausende von Schiffen ihre Schätze aus- und einladen. Diese ganzen Quartiere Londons, Stepney, Limehouse und Poplar, werden fast ausschließlich von Matrosen, Dockarbeitern und denen, die von ihnen leben, bewohnt. Da ganz nahe der Gabelung der beiden Hauptverkehrsstraßen erhebt sich auf der linken Seite ein stattliches, zweistöckiges Haus mit 16 Fenstern Front. Von oben grüßt weithin lesbar herunter die Inschrift: The Stranger's Home for Asiatics, Africans and South Sea Islanders „Fremdenheim für Asiaten, Afrikaner und Australier.“

Es war am 28. April 1897, als ich zum ersten Mal diese Asiatenheimat besuchte. Eine Fahrt von anderthalb Stunden mit Omnibus und Eisenbahn brachte mich in diesen entlegenen Osten. Es war gerade das Jahresfest; das ganze Haus hatte ein festliches Gewand angelegt. Eine so interessante Versammlung habe ich auch in London selten beisammen gesehen. Leiter der Versammlung war der fromme Gouverneur von Bengalen Elliot Smith; den Bericht erstattete General Chamier, der Nachfolger des Hauptmanns Hughes in der Leitung des Hauses; die Hauptredner waren das Parlamentsmitglied Bhowmagree (Bohnägri), ein Hindu aus Baroda im nordwestlichen Indien, der indische Beamte Dinsha Wacha (spr. Notscho) und der Unterrichtsminister von Japan. Rings um die Rednertribüne saßen die Afrikaner, Hindus und Japaner, zum großen Teil in ihren kleidsamen Landestrachten. Es war wie ein Stück Orients mitten in London.

Nach dem Schluß der Versammlung ließ

ich mir das Haus zeigen. Da einer der Leiter, der Missionar des Hauses ein biederer Deutscher ist, konnte ich mich mit ihm ungezwungen und herzlich aussprechen. Die Räume des Hauses sind einfach, lustig und sehr sauber, die Schlafzimmer im zweiten Stock, die Empfangs-, Geschäfts- und Aufenthaltsräume zu ebener Erde, die Küchen und Wirtschaftsräume im Kellergechoß. Da die Hindus von den Chinesen, diese von den Afrikanern u. s. w. durch unüberbrückbare Klüfte der Sitten und Anschauungen getrennt sind, muß auf möglichste Sonderung der einzelnen Nationalitäten Bedacht genommen werden. Auch die Speisen werden für die Hindus, Chinesen und Afrikaner besonders ausgewählt und bereitet. Es sollen eben die nationalen Eigenarten geschont werden, soweit es in dem Rahmen eines Hauses möglich ist. Da die meisten Matrosen, wenn sie im Hafen von London ankommen, Geld genug haben, ist es nicht die Absicht des Hauses Almosen auszuteilen; $\frac{5}{6}$ der Bewohner desselben bezahlen eine mäßige Pension, etwa 2 M. täglich für Wohnung, den gesamten Lebensunterhalt, ärztliche Pflege in Krankheitsfällen und Stellenvermittlung auf ein in ihre Heimat gehendes Schiff, gewiß ein äußerst mäßiger Preis zumal in dem teuren London. Am liebsten sorgt man dafür, daß die Fremden baldmöglichst ein Schiff finden, welches sie in ihre Heimat zurückbringt. Denn ein längerer Aufenthalt in dem versuchungsreichen London ist für die schwachen Asiaten und Afrikaner meist nicht gut.

Das Hospiz ist auf breiterer humanitärer Grundlage gegründet; aber es ist doch auch ein eigener Missionar für das Haus angestellt, der in Privatgesprächen, Morgen- und Abendandachten und Sonntagsgottesdiensten, sowie durch Verkauf und

Verteilung von Bibeln und christlichen Büchern unter der stets wechselnden Bewohnererschaft zu wirken sucht. Dieser Missionar, der schon erwähnte Deutsche Haupt, ist ein echtes, deutsches Original. Er ist eine liebe, bescheidene Seele, die nicht gern viel von sich reden macht; aber was könnte er alles erzählen, wenn er einmal die Geschichte seines Lebens aufschriebe. Er ist in Breslau geboren und in seiner frühen Jugend aufrichtig bekehrt. Da er dem Herrn in der Mission zu dienen wünschte, sandte ihn Vater Gofner im Jahre 1856 nach Kotgur an den Abhängen des Himalaya, um dem dort stationierten Missionar Prochnow zu helfen. Da segte im Jahre 1857 der Söldneraufstand durch Nordindien und vertrieb beide von ihrer abgelegenen Station. Seitdem arbeitete Haupt nicht mehr im Verband einer Missionsgesellschaft, sondern suchte sich bald hier, bald da in Nordindien als Baumeister sein Brot zu verdienen und benutzte seine ganze freie Zeit, um das Evangelium zu verkündigen. Nirgends kam er so weit, Eingeborene zur Taufe vorzubereiten oder eine Gemeinde zu gründen. Aber am Bau einer ganzen Reihe nordindischer Missionsstationen konnte er im Laufe der Jahre mithelfen; und der Herr ließ ihn und sein Weib nicht darben; oft auf wunderbare Weise reichte er ihnen ihr tägliches Brot dar. Als Haupt endlich nach mehr als dreißigjährigem Aufenthalt in Indien mit gebrochener Gesundheit nach Europa zurückkehren mußte, fügte sich's, daß ihm der Missionarposten an dieser Asiatenheimat angeboten wurde. Seine ausgebreitete Kenntnis der indischen Sprachen und das in langjähriger Erfahrung gewonnene Geschick, mit den Eingeborenen umzugehen, machen ihn für diesen Posten gewiß besonders geschikt.

Bilder von den Bismarck-Inseln.

Von D. Peter Reinhold Grundemann, Pastor zu Mörz bei Belgiz.

(Schluß.)

3. Schule und Haus.

Wir hatten bis in den hellen Tag hinein geschlafen. Der gestrige Ausflug nach dem Wunakufur war ja auch allerdings recht anstrengend gewesen. Doch auch lohnend. Wie eine Landkarte hatte

der nördliche Teil der Gazellen-Halbinsel mit seinen drei mächtigen Buchten vor uns gelegen.

Während wir uns das Frühstück schmecken lassen, bringt der braune Burische ein Briefchen. Herr Eh . . . meldet, daß er nach Neu-

Lauenburg hinübersegeln werde, und ladet uns ein ihn zu begleiten. Wir würden Gelegenheit haben, dort einen interessanten Zug der Missionsarbeit zu beobachten. Die Einladung wird dankbar angenommen. Einige Stunden später sitzen wir in dem schmucken Missionsboote, das vor der frischen Brise munter über die Wellen eilt. Der Missionar erklärt uns, daß er seinen Kollegen, der in dringenden Angelegenheiten nach Neu-Mecklenburg gereist sei, bei einer Kreis Schulprüfung zu vertreten habe.

Unter lehrreichen Unterhaltungen vergeht die mehrstündige Fahrt. In der weiten Makada-Bucht steigen wir ans Land, um

in fünf Minuten eine schmale Landenge zu überschreiten. Drüben liegt der Hunter-Hafen vor uns — eine prächtige Landschaft. Ein weißer Streifen Korallensand umsäumt das dunkelblaue Wasser. Dahinter zieht sich ein dichter Streifen von Kokospalmen hin, nur wenig überragt von den waldbedeckten Hügeln. Drüben auf dem höchsten Punkte stehen so freundlich die weißen Häuser der Missionsstation. Unser Ziel aber ist näher. Gleich vor uns zwischen den Palmen liegt das Dorf Molot, wo diesmal die Prüfung gehalten werden soll, zu der sich alle Schüler des betreffenden Kreises zusammenfinden. Da sitzen sie



bereits und warten geduldig auf den Missionar. Der Anblick überrascht uns. Wir hatten Kinder erwartet; jetzt sehen wir eine Versammlung von Männern, von denen einige gar nicht mehr jung zu sein schienen. Etliche haben ihre Frauen mitgebracht. Bezüglich der Kleidung müssen wir ebenfalls unsere Vorstellungen etwas berichtigen. Sie spielt auch hier noch eine untergeordnete Rolle, während bei dieser festlichen Gelegenheit der Schmuck vorwaltet. In ganz nationaler Weise haben sich die Leuten

mit den beliebten bunten Dracänen- und Kroton-Blättern ausstaffiert. Drei von ihnen tragen Schärpen — ich meine, es ist das Abzeichen, das sie als Monitoren, d. h. Gehilfen der Schullehrer, kenntlich macht. Die letzteren erkennt man sofort an ihrer Kleidung. Sie stehen schon auf einer höheren Kulturstufe. Aber vor einigen Jahrzehnten ging es in ihrer Heimat bei den Schulprüfungen auch nicht anders zu, wie jetzt auf den Bismarckinseln.

Der Missionar wird mit einem viel-

stimmigen Gruße bewillkommt. Es folgt Gesang und Gebet. Dann wird sogleich zur Prüfung geschritten. Manche Schüler lesen recht fließend aus ihrem Evangelienbuche. Mit andern hapert es noch. Andere buchstabieren aus der Fibel, indem sie die Zeile mit dem Finger verfolgen, der schon öfter seine ölige Spur auf dem Papier zurückgelassen hat. Recht gut geht es mit den biblischen Geschichten, die mit sichtlichem Interesse fließend erzählt werden. Auch die eingeübten christlichen Lieder werden gut wiedergegeben. Mit dem Rechnen ist es nur schwach bestellt. Man muß in diesem Stücke viel Geduld haben. Die Eingebornen haben nämlich ein anderes Zahlensystem, als wir, und es wird noch ziemlich lange dauern, bis sie sich ganz an unsere Art zu zählen gewöhnt haben. Schließlich gehen die Schüler an dem Missionar vorüber, um ihm ihre Probefschriften vorzuzeigen. Einige haben in der That schon eine ganz gewandte Handschrift.

Das schwere Examen ist überstanden. Die Schüler atmen fröhlich auf. Die besten

erhalten eine Auszeichnung. Kindeshand ist leicht gefüllt. Wie freuen sich auch diese noch nicht durch hohe Kultur verwöhnten Menschen über ein Schreibheft, einen Federhalter, einen Bleistift! Ihr Jubel stiekt an. Auch die, welche nichts bekommen haben, bekunden Frohsinn und Geiterkeit. Freilich leer geht keiner aus. Eine Prüfung ist immer ein Festtag, der auf die lange, saure Wochenarbeit folgt. Die Mahlzeit darf nicht fehlen. Jetzt werden die Erdböden geöffnet. Ganze Schweinchen, in der Asche duftig gebraten und reichliche Yams- und Tarowurzeln kommen zum Vorschein. „Schulprüfung ist doch etwas Herrliches!“ Das ist der Ausdruck der allgemeinen Stimmung.

Während auch für uns die Mahlzeit bereitet wird, reden wir mit dem Missionar über die Ergebnisse, die ja natürlich nach den Verhältnissen zu beurteilen sind. „Bei uns in Raluana,“ bemerkt er, „würden Sie schon gefördertere Schüler zu sehen bekommen.“ Er sucht in seiner Mappe. „Richtig! da habe ich sie,“ ruft er, indem



er uns eine Photographie hinhält. „Das sind ein paar Schüler aus dem, was ich

meine Gehilfenschule nennen möchte. Es sind die ersten Anfänge. Aber ich bin

überzeugt, daß es uns in nicht langer Zeit gelingen wird, aus diesem Volke ganz brauchbare Lehrer und Predigtgehilfen heranzubilden.“

Wenn wir die Photographie mit der eben gesehenen Wirklichkeit vergleichen, so ist der Fortschritt allerdings nicht zu verkennen.

Das bunte Gewimmel vor uns fängt an sich etwas zu beruhigen. Es bilden sich Gruppen, die sich um ein großes Bananenblatt auf dem Erdboden niederlassen. Mehrere Männer gehen umher und verteilen die Speisen. Alles figt still und

wartet, bis die Austeilung vollendet ist. Dann tritt der Missionar in die Mitte und spricht das Tischgebet. Nun greifen alle rüstig zu. Unter heiteren Gesprächen verschwinden die tüchtigen Portionen.

Nachdem auch wir uns gestärkt haben, möchten wir das Dorf in Augenschein nehmen. Es ist fast ganz von Christen bewohnt. Die höheren und besser gebauten Häuser zeigen sofort eine bedeutende Veränderung. Wir erinnern uns an die Hütten selbst der Häuptlinge, die wir in heidnischen Dörfern sahen. Hier haben wir doch bessere Bauwerke vor uns. Wir bemerken



den günstigen Einfluß der von den Witi- Lehrern eingeführten Bauart, die nun schon vielfach auch von den Eingebornen angewendet wird.

Die Wände sind aus Bambus hergestellt. Das ist in vielen Beziehungen ein vorzügliches Material. Die geraden Stangen sind von Natur glatt wie poliert. Hier sind sie neben einander gelegt und durch sauberes, kreuzweises Verflechten mit Bast fest unter einander verbunden. Ich denke, diese Art von Wänden gestattet noch der Luft einigermaßen Zutritt, so daß der Aufenthalt dahinter der Gesundheit ungleich zuträglicher

sein muß, als hinter Tip-lips Pandanus-Wänden,¹⁾ wo das Innere nur stickig und ungesund sein kann. Vergleichen wir die Thüren, die hier einen ordentlichen Rahmen haben, mit den unregelmäßigen Löchern dort, so zeigt sich abermals der Fortschritt. Dazu sind jene Öffnungen so niedrig, daß man nur in gebückter Haltung eintreten kann. Hier hat man doch einen menschenwürdigen Eingang. Der Verschluß scheint, wenigstens nach der Thür links zu urteilen, durch vorgehängte Matten bewirkt zu werden.

¹⁾ Vergl. Heft VII. S. 149.

Lüchtige Pfosten geben dem ganzen Hause einen genügenden Halt, während die alten Hütten leicht vom Sturme umgeworfen werden können. Auch das gutgehaltene Grasdach wird viel besser Schutz gegen den Regen gewähren als das Blätterdach, an dem leicht schadhafte Stellen entstehen.

Wenn ich recht sehe, so ist auch ein Fensterchen angebracht, das dem Innern genügendes Licht zuführt. Drinnen sieht es freilich recht einfach aus. Aber jedenfalls ist alles recht sauber gehalten. Ich denke, von Witi wird die Sitte mitgebracht sein, den Fußboden mit getrocknetem Farnkraut zu bedecken, über das gutgeflochtene Matten gebreitet werden.

Aber wichtiger als das Haus sind uns die Menschen, die es bewohnen. Friedlich sitzen die beiden Ehepaare davor. Jetzt kommen wir näher und können wenigstens die eine Gruppe deutlicher betrachten.

Freund, weist du noch, wie wir Häuptling Tip-lip mit seinen Gemahlinnen vor seinem Hause sahen? Nicht wahr, diese Leuten können uns besser gefallen. Hier zeigen sich doch unverkennbar die Wirkungen der Mission in den Anfängen eines christlichen Familienlebens. Mann und Weib sitzen hier so nebeneinander, daß man sieht auch dem schwächeren Teile wird nach Anweisung der heiligen Schrift die Ehre zu teil — als auch Miterben der Gnade des Lebens. Hier ist die Frau nicht mehr Sklavin und Lasttier; hier ist sie die gleichberechtigte Gehilfin des Mannes. Bei den Heiden sind die Frauen immer die verkümmerten, häßlichen Gestalten, und auch auf ihren Gesichtszügen steht ihr Elend zu

lesen, so daß man sie nur mit herzlichem Mitleid ansehen kann — abgesehen von allem, was sonst ihre Erscheinung noch dazu ekelhaft und widrig macht. Ist es nicht eine Freude, hier der braven Betty in ihr hübsches, freundliches Gesicht zu sehen? Ich meine, durch ihre schwarzen Augen kann man sogar schon tiefer sehen in eine Seele, in der sich etwas regt, worüber auch die



Engel im Himmel sich freuen. Ihr Gatte, Samuel Rabang, ist nicht eben eine Schönheit zu nennen. In Wirklichkeit sieht er übrigens doch noch etwas besser aus, als hier auf unserm Bilde, das ihn zu einem Einäugigen gemacht hat. Aber er ist ein braver, fleißiger Mann, der das Seinige gelernt hat. Wurde ihm doch eben bei der Schulprüfung auch ein Preis zugeteilt. Was ihn aber dem Missionar

besonders wert macht, ist sein treuer Kirchenbesuch. Betty bleibt auch nicht zu Hause. An jedem Sonntage können wir die Familie am Strande entlang nach Niata auf die Hauptstation wandern sehen. An Samuels Herzen ist das Evangelium nicht vergeblich gewesen. In den Versamm-

nahe getreten ist. Sollte die Form nicht nach deinem Geschmack sein, so wirst du doch sicher zugeben, daß uns auf den Bismarck-Inseln schwarze, methodistische Christen tausendmal lieber sind als kanibalische Heiden.

Der kleine Peter dort auf dem Schoße der Mutter ist übrigens ein hübscher, kluger Junge. Er würde noch besser aussehen, wenn sie ihm nicht das Köpfchen so ganz kahl geschoren hätten. Doch das wird schon seinen Zweck haben. Auf sein hübsches buntes Hüfttuchlein bildet er sich wohl schon etwas ein. Hoffentlich gelingt es den Eltern das Söhnchen mit rechtem Ernst bei aller Liebe aufzuziehen. Ich denke, wenn ihn Gott erhält, kommt er einmal aufs Seminar und wird zu einem tüchtigen Prediger für sein Volk ausgebildet.

Schade, daß wir uns nicht mit den lieben Leuten unterhalten können! Nur in der Zeichensprache fragen wir an, ob etwa die Flasche, die vor der Thür steht, eine Schnapsflasche sei? Mit den Zeichen des Abscheus verneinen sie die Frage und machen uns deutlich, es sei eine ganz harmlose Ölflasche. — „Nun — dann behüt Euch Gott!“ Wir verabschieden uns mit kräftigem Händedruck.

Wir suchen unsern Weg zurück nach dem Festplatze, wo inzwischen der Missionar mit den Lehrern seine Besprechung hält. Fast hätten wir uns verirrt. Der schmale Pfad führt ja in den Wald.

Da begegnen uns noch zwei weibliche Gestalten.¹⁾ Wir grüßen. Die eine erwidert offen und freundlich unsern Gruß. Der andern ist über der Begegnung mit den fremden Männern das Weinen näher als das Lachen. „Brauchst dich nicht zu fürchten, armes Kind, wir thun dir nichts!“ Auch

¹⁾ Die Photographie ist in Maluana aufgenommen.



lungen geht ihm auch wohl der Mund davon über. Er ist einer von denen, die öffentlich vor der Gemeinde beten. Wenn dabei hier und da auswendig gelernte Ausdrücke mit unterlaufen und manches auf Rechnung äußerer Gewöhnung zu setzen ist, so dürfen wir nicht vergessen, daß diesen Leuten das Christentum nur in methodistischer Form

diese Erscheinung zeigt uns noch einmal die große Veränderung, die die Mission für das weibliche Geschlecht auf diesem Gebiete hervorruft.

Versuchen wir es noch einmal mit der Zeichensprache. „Was habt Ihr denn da in den Händen?“ Aus der Antwort hören wir das Wort a danim heraus. Richtig, wir erinnern uns, das heißt Wasser. Es sind die aus Bananenblättern¹⁾ gemachten Ventel, in denen sie aus dem nahen Bache Wasser geholt haben. Wir folgen ihnen und finden uns richtig nach dem Plage zurück, wo Herr Ch. . . . eben seine Sachen einpackt.

„Gut, daß Sie kommen“, ruft er uns entgegen, „wir haben nicht viel Zeit übrig.“

Bald sind wir über die schmale Landenge zu dem bereitliegenden Boote zurückgekehrt. Der Wind ist sehr zu unseren Gunsten herumgegangen, und bald fliegen

¹⁾ Blütencheiden der Bananen?

wir über die dunkeln Fluten dahin. So schön wie jetzt haben wir die Mutter und ihre beiden Töchter, gekrönt von der Rauchwolke, noch nicht gesehen. Aber mehr als um die herrliche Landschaft dreht sich unser Gespräch um alles, was wir an diesem lehrreichen Tage wieder beobachten durften.

„Seien Sie überzeugt, Mr. Ch. . . .“, wir werden es daheim gebührend bezeugen, welche Wohlthat Sie mit Ihrem Missionswerke unsern Schutzbefohlenen erweisen. Gott segne Ihre treue, hingebende Arbeit für Sein Reich!“

Wir sind ausgestiegen. Mit vielem Danke drücken wir dem guten Manne herzlich die Hand.

Auch von unserm freundlichen Wirte müssen wir bald Abschied nehmen. Der Dampfer ist eingetroffen. Morgen schiffen wir uns in Herbertshöhe ein und kehren von unserm genussreichen Besuche wieder in die Heimat zurück.

Missionslieder von F. Stockhausen.

Ein Danklied.

Nun nehmt die Harfen von den Weiden,
Schlagt an den festlichsten Accord!
Die Welt verkündet's selbst mit Freuden,
Wie stark und herrlich Gottes Wort.
Schon halt's wie heller Erntereigen,
Die Schnitter ziehen in die Saat,
Und auch die Welt kann nicht mehr schweigen,
Denn Gottes Wort ist Kraft und That.

Es flieget wie ein Siegeswagen.
Die Lande füllt's mit Glockenschall;
Und Berge werden abgetragen,
Und Schranken fallen überall.
Die Starcken nimmt er sich zum Raube,
Versöhnet, was ihm feindlich war —
Der kühne Adler wird zur Taube,
Die scheue Taube wird zum Aar!

Und durch die Lande rauscht nun helle
Ein Strom des Lebens fort und fort,
Man forschet verwundert nach der Quelle,
Und siehe, sie ist Gottes Wort!
Das Brot, das übers Meer gefahren,
Nicht fremdem Volk nur bracht' es Glück,
Es kommt nach langen Wartejahren
Uns hunderttausendfach zurück!

Und Er, der Geist, der einst die Zungen
Dem sündigen Geschlecht verwirrt,
Der zürnend sich herabgeschwungen,

Nun aller Völker Dolmetsch wird,
Die nie sich kannten, nun sich kennen,
Der Geist dem Geiste Zeugnis giebt!
Was scheidet uns? Was will uns trennen?
„Also hat Gott die Welt geliebt!“

Wie Harmonien durchtönt's die Erde,
Wie tausendstimmig Gloria!
Ein Volk, ein Hirt und eine Herde,
Die heiß ersehnte Zeit ist nah!
Sie dringen vor, die Brückenschläger,
Die kühnen Zeugen ihres Herrn —
Gering und doch der Welt Beweger,
Fest deutend auf den Morgenstern!

Und sie, die so verachtet waren,
Die man als blut'ge Saat gesät,
Die unerschrocknen Streiterseharen,
Durch Liebe stark und durch Gebet,
Das Schwert des Geistes in den Händen,
Das Wort der Wahrheit, scharf und blank,
Die Bringer edler Gnadenspenden
Gottlob, sie ernten endlich Dank!

Ihr Herzen jauchzet, rauscht ihr Meere,
Das Wort des Herrn den Sieg behält!
Die schlichten Zeugen seiner Ehre
Stehn nun geabelt vor der Welt.
Doch eignen Ruhm sie nicht begehren,
Nur Herz und Hand für Jesu Ruhm,
Um fort sein heilig Reich zu mehren
Durch's Friedensevangelium.

Drum nehmt die Harfen von den Weiden,
Schlagt an den festlichsten Accord!
Es drängen sich herzu die Heiden,
Es steigt im Preise Gottes Wort,
Und die gekniet an ird'schen Bronnen
Die Stolzen, beugen fromm die Knie —
— Heil, Sterne und Planetensonnen
Um eine Sonne kreisen sie!

Missionslied.

(„Süßen, laßt euch wiederfinden.“)

Stehet ihr allein im Streite,
Die ihr kämpft um Gottes Wort?
Nein, sie stehen euch zur Seite,
Ziehn mit euch von Ort zu Ort;
Gottes Engelheere
Deines Reiches Wehre,
Mit dem Fürst der Streiterschar,
Dessen Nam' ist wunderbar.

Wie Elisa einstmal's flehte:
„Öffne, Herr, die Augen ihm!“
Und der Knab', der hange spähte,
Sah den Berg voll Cherubim,
Ganz voll Feuerwagen,
Daß sein furchtsam Zagen
Vor der grimmigen Syrer Heer
Schwand, denn Gottes Macht war mehr:

Also wird dem Glaubensflehen
Heut der Blick noch aufgethan.
Gottes Boten werden sehen
Kämpfer in dem Streit voran;
Feuerrosse brausend,
Wagen viele tausend,
Und der Heerfürst, Jesus Christ,
Mitten unter ihnen ist!

Drum weil Christi Lieb' euch dringet,
Ziehet in den heil'gen Streit.
Wo euch hart der Feind umringet,
Schaut das himmlische Geleit.
Seht den Engel fliegen,
Der euch führt zum Siegen,
Mit der Goldschrift in der Hand:
„Christus lebet, Christ erstand!“

Aber ihr, daheim geblieben,
Rafft euch auf, ermuntert euch!
Und von Christi Geist getrieben,
Bauet mit an Christi Reich.
Betet, fleht und singet,
Ihm Geschenke bringet:
Gold, in heißer Lieb' geglüht,
Herz und Hand und Lob und Lied!

Ein altes Lied im neuen Ton.

(Psalm 72.)

Nun kling in einem neuen Ton,
Du Lied von Gottes Königssohn;
Du Lied, so hehr und wonnegleich,
Von seinem ew'gen Thron und Reich.
Er herrschet schon von Meer zu Meer,
Die Inseln bringen Weihrauch her;
Die Könige, in Wüsten fern,
Die neigen sich dem stärksten Herrn.

Und sieh, aus deutschem Volk und Land
Hast du dir Herolde gesandt.
Du hobst es hoch und gabst ihm Ruhm,
Nun trägt's dein Evangelium

Mit seiner Flagge frohem Behn
Zu Völkern, die um Schutz es flehn;
Und Frieden bringt's nach Zank und Streit,
Den Glenden Gerechtigkeit.

Und alles dies, weil Jesus Christ
Des deutschen Volkes König ist;
Drum soll im fernen Küstenreich
Erblühn ein frischer deutscher Zweig.

Evangelium.

Evangelium,
Herrscherin voll Ruhm!
Botin, die die Welt durchflieget,
Herrin, die den Feu besieget,
Daß er wie ein Lamm
Ruht am Kreuzesstamm.

Evangelium,
Welches Rittertum
Üben lehrt und seinen Knappen
Auf den Helm prägt Gottes Wappen;
Das mit Schild und Schwert
Mannhaft sie bewehrt.

Evangelium,
Stilles Heiligtum,
Wo Siloah rauscht, die klare;
Wo der Gew'ge, Unsichtbare
Himmelsworte spricht,
Majestätisch licht!

Evangelium,
Schönste Wunderblum';
Rose, wie sie keinem Süden
Reich an Duft und Glanz beschieden,
Die mit Purpurtau
Still benezt die Au.

Evangelium,
Trage deinen Ruhm,
Deine ernste, milde Lehre
Über Länder, über Meere.
Friedensbringerin,
Nimm die Palme hin!

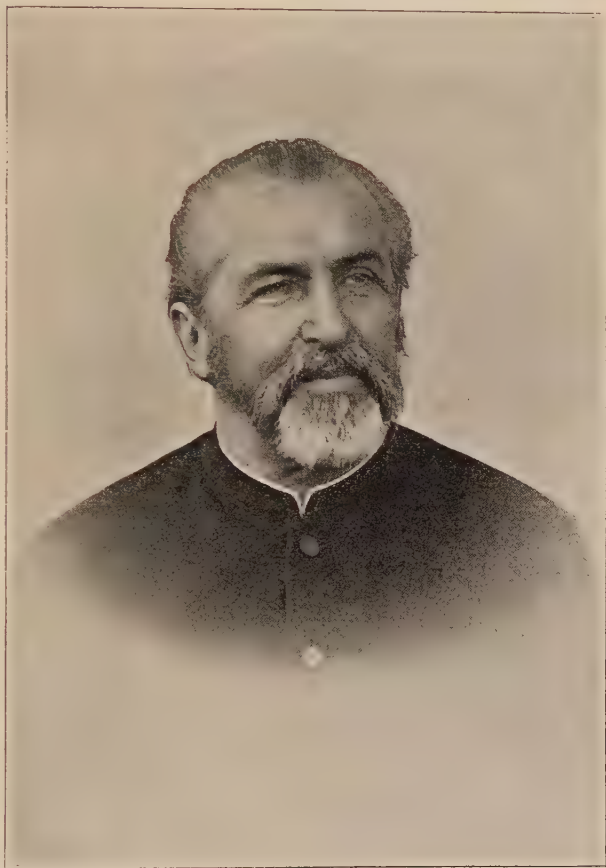
Vom großen Missionsfelde.

Missionar C. P. Steller †.

Am 4. Januar 1897 ist in Manganitu auf der Insel Groß Sangi der Missionar C. P. Steller gestorben, den zwar mit Unrecht der Nederlandsche Zendingbode den Apostel von Groß Sangi nennt, der aber gewiß auch von den deutschen Missionsfreunden gekannt zu werden verdient.

Die Sangi-Inseln sind eine kleine Inselgruppe zwischen dem Nordende von Celebes und den Philippinen. Das Christentum war dort schon in der Reformationszeit zuerst in katholischer Form durch die Portugiesen und Spanier und dann in reformierter Form durch die Holländer eingeführt. Es gab dort um die Mitte unseres Jahrhunderts Zehntausende von Christen, aber niemand kümmerte sich um sie. Kein Pastor taufte oder reichete ihnen das heilige Abendmahl. Selbst die seltenen und gefährvollen Visitationsreisen, welche holländische Geistliche im vorigen Jahrhundert ab und zu nach den abgelegenen Inseln ausführten, waren abgekommen. So erhob sich das Christentum der Sangi-Gemeinden kaum über das Niveau des sie umgebenden Heidentums, Vielweiberei und Aberglauben waren unbestritten in Übung. Da erbarmte sich der fromme holländische Geistliche Geldring der Verwahrlosten und beschloß ihnen Hilfe zu bringen. Er setzte sich mit Vater Gofner in Berlin in Verbindung, und beide hofften bei dieser Gelegenheit ihre eigenartigen Missionsgedanken zur Durchführung bringen zu können. Ihrer Ansicht nach waren die meisten Missionare zu einseitig Lehrer und Prediger; sie sollten vielmehr mit ihrem praktischen Leben, ihrem Handwerk und Ackerbau den Heiden Vorbilder sein und sie zu einem gesitteten, christlichen Leben

heranbilden. Zugleich können sich so die Missionare ihren Unterhalt selbst verdienen und dadurch den Missionsbetrieb ganz erheblich billiger machen. Diese Missionsgedanken haben sich zwar im allgemeinen nicht bewährt, auch die nach diesen Grundsätzen gebildeten Missionsgesellschaften



Missionar C. P. Steller.

ten sind längst in das Geleise der erprobten älteren Gesellschaften zurückgekehrt. Aber auf den Sangi-Inseln haben diese eigenartigen Gedanken einen verhältnismäßig gesunden und lebensfähigen Ausdruck erhalten.

Gofner und Geldring sandten im Jahre 1857 vier junge Leute nach den Sangi-Inseln hinaus, die alle nicht die geringste theologische oder missionarische Vorbildung erhalten hatten. Es waren liebe, fromme

Handwerker und Kaufleute, glücklicherweise alle vier tüchtige Leute mit gesundem Menschenverstand und praktischem Geschick, die sich in den schwierigen Verhältnissen zu recht fanden. G. P. Steller war vielleicht der bedeutendste von ihnen. Die holländische Regierung gab jedem von ihnen 500 Gulden Jahresgehalt, damit mußten sie auskommen, weitere Gaben von den heimischen Missionsfreunden haben sie jahrzehntelang nicht erhalten.

Die vier jungen Brüder verteilten sich auf die drei volkreichsten unter den Sangi-Inseln, Steller siedelte sich in Manganitu auf Groß Sangi an. Auf Kosten waren sie wahrlich nicht gebettet. Die Christengemeinden waren gänzlich verwahrloßt und mußten gleichsam das ABC christlicher Erkenntnis und christlicher Sitte von neuem lernen. Dazu fehlte es an geeigneten eingebornen Hilfskräften, die wenigen Missionare mußten die nach vielen Tausenden zählenden Gemeinden nach bestem Wissen selbst versorgen und Helfer heranziehen. Außerdem mußten sie auf den von dem Verkehr mit der civilisierten Welt fast abgeschnittenen Inseln alle Lebensverhältnisse und Existenzbedingungen erst selbst schaffen, sie mußten die Häuser bauen, in denen sie wohnen, die Gärten bestellen, aus denen sie ihr Gemüse beziehen, die Felder urbar machen, wo sie ihr Korn ernten wollten. Es wurde außerdem von ihnen erwartet, daß sie allerlei neue Pflanzenspezies Muskatnußbäume, Kakaosträucher und dergl. einführen und die Eingebornen zu deren Anbau Anleitung geben würden.

Da hieß es sein Brot im Schweiß des Angesichts zu essen. Den Tag über war Steller in seinen Gärten oder auf dem Felde fleißig. Wenn er Abends durchnäßt vom Regen nach Hause kam, konnte er sich nach der Abendandacht noch nicht zur Ruhe begeben. Da mußte er bisweilen noch stundenlang sitzen, während seine Frau ihm die eingetretenen Dornen aus den Füßen zog oder ihm die Wunden verband; und wenn er dann endlich zu Bett ging, konnte er manchmal vor Schmerzen nicht schlafen. Wenn er dann am nächsten Tage nicht gehen konnte, kamen die Schulkinder zu ihm, um zu lernen. So ging es wohl an zehn Jahre lang fort, bis Steller sich den Luxus gestatten konnte, mit Stiefeln in den Garten zu gehen

oder für seine Predigtreisen ein Pferd zu kaufen.

Aber Dank der märkischen Zähigkeit Stellers — er war in Meinsdorf in der Prov. Brandenburg geboren — ordneten sich allmählich die Verhältnisse nach außen und innen. Heute würden wir in Manganitu kaum mehr etwas von den mehr als ursprünglichen Zuständen der ersten Jahre wahrnehmen. Auf breitem Wege kommt man vom Hafen herauf an gut gehaltenen Gärten vorüber zu der am Ende des Dorfes gelegenen Missionsstation. Im Schatten der Muskatnußbäume, die vor der Thür stehen, macht sie einen gar freundlichen Eindruck. Hinter dem Hause schließt sich ein Garten an, in welchem mehrere hundert Kakaobäumchen neben den stattlichen Muskatnußbäumen grünen, und ein Laubengang führt uns hinab zu dem murmelnden Bache. Auch die Gemeindeverhältnisse sind wohl geordnet. Zum Bezirk Manganitu gehörten zu Anfang 1896 nicht weniger als 16 851 Christen; dieselben verteilten sich auf 16 Gemeinden, die längs der Westküste von Groß Sangi und auf einigen benachbarten, kleinen Inseln wohnen. In jedem Dorfe steht ein eingebornen Lehrer, ein voorganger-onderwijzer, wie man auf holländisch sagt, der an den Wochentagen Schule und regelmäßige Morgen- und Abendandacht und an den Sonntagen nach besten Kräften Gottesdienst hält. Steller pflegte jede Gemeinde dreimal im Jahr zu besuchen, wo er dann sich jedesmal mehrere Tage in jedem Dorfe aufhielt. Außerdem versammelte er seine Kirchenältesten und Lehrer an jedem ersten Montag im Monat zu einer Missionsbetstunde auf der Station, ließ sich von allen berichten und von den eingegangenen Kollekten Rechnung legen.

Grade während zu einer solchen Betstunde eine zahlreiche Gemeinde in der Kirche zu Manganitu versammelt war, entschlief Steller am 4. Januar dieses Jahres nach nur viertägiger Krankheit. Er ruht nach vierzigjähriger Missionsarbeit dort auf der weltentlegenen Insel, wo von ihm und seinem Hause Ströme des Segens ausgegangen sind. Es ist ein liebliches Zusammentreffen, daß die drei jüngeren Missionare, die jetzt auf den Sangi-Inseln arbeiten, mit Steller durch nahe verwandtschaftliche Bande verknüpft sind, zwei als

seine Schwiegersöhne und der dritte als sein Neffe. Hoffentlich wirkt in der jüngeren, theologisch und missionarisch besser durchgebildeten Generation das ehrenfesteste Beispiel

der geistlichen und sittlichen Tüchtigkeit Stellers nach zum Heile der der geistlichen Leitung und Erziehung noch gar sehr bedürftigen Sanguinesen.

Vermischtes.

Der Indianer und seine Bibel. Oft bin ich, erzählt Missionar Young, durch die Verehrung und Liebe der christlichen Indianer für ihre Bibel beschämt worden. Einer unsrer Indianer war mit seinem Sohne von den fernen Jagdgründen zum Fischfang an das Ufer eines der großen Seen hinabgestiegen. Sie thaten einen guten Fang und legten die erbeuteten Weißfische auf ein Gestell, wo sie die Füchse und Wölfe nicht erreichen konnten. Dann sagte eines Abends der Vater zu seinem Sohn: „Morgen in der Frühe wollen wir aufbrechen; lege das Himmelsbuch in deinen Pack; wir gehen die 140 Meilen nach unserm entfernten Jagdgrunde zurück, um die Mutter und die Hausgenossen wieder zu sehen.“ Der Jüngling that also die Bibel in seinen Pack, um sie mit nach Haus zu nehmen. Später kam noch ein Oheim und bat ihn: „Neffe, leih mir das Himmelsbuch, ich will ein wenig darin lesen, denn das meinige habe ich verborgt.“ Der Pack wurde geöffnet, die Bibel herausgenommen, der Mann las eine Weile darin, dann ließ er die Bibel liegen. Am nächsten Morgen machten sich Vater und Sohn auf die Heimreise. Sie banden sich ihre Schneeschuhe an und reisten 70 Meilen; am Abend machten sie sich in dem Schnee

eine Grube, kochten sich einige Kaninchen, beteten, legten sich nieder und schliefen. Beim nächsten Morgenrot brachen sie nach dem Morgengebet wieder auf, legten auch die andern 70 Meilen zurück und erreichten ihre Heimat.

Am Abend sprach der Vater zum Sohne: „Gieb mir das Himmelsbuch, ich will der Mutter und den übrigen das Wort vorlesen und beten.“ Als er den Pack öffnete, fehlte das Buch, er sprach: „der Onkel hat mich vorgestern darum, und es ist nicht wieder in das Bündel zurückgelegt.“ Der Vater war verstimmt, sprach aber wenig. Am andern Morgen erhob er sich früh, nahm etliche gekochte Kaninchen, und ging weg. Er reiste an diesem Tage 70 Meilen und erreichte das Lager, wo sie vor zwei Tagen Rast gemacht hatten. Am nächsten Tage legte er auch die andern 70 Meilen zurück, kam an den See und fand die Bibel in seines Bruders Wigwam. Tags darauf brach er wieder auf und legte abermals in 2 Tagen die 140 Meilen zurück und kam von neuem nach Hause. Dieser Indianer reiste also in Schneeschuhen 280 Meilen durch den wilden Wald des Nordwestens, um seine Bibel wieder zu erlangen. Würden wir uns auch solche Mühe machen, um unsere Bibel wiederzufinden?

Neueste Nachrichten.

Die unruhigen Elemente in den Kafferngemeinden Südafrikas haben wieder einmal einen Versuch gemacht, eine selbständige Kirchenorganisation zu gründen ohne Zusammenhang mit den Missionen, durch welche sie gesammelt sind. Die neue Kirche nennt sich „die äthiopische Kirche“ und zählt bis jetzt in Transvaal, dem Oranjesfreistaat und einigen südlich angrenzenden Gebieten 18 oder 20 Gemeinden mit mehr oder weniger ausgebildeten eingeborenen Geistlichen. Sie suchen Anschluß bei der afrikanisch-bischöflichen Methodisten-Kirche von Nordamerika, die hoffentlich der ungetreuen ab-

trünnigen Kirche keinen Rückhalt gewähren wird.

Die deutsch-ostafrikanische Mission im Usambara-Berglande wird von einer neuen römischen Konkurrenzmission bedroht. In Tanga haben sich 1896 Patres vom heil. Geiste und heiligsten Herzen Marias niedergelassen. Jetzt siedeln sich in Bumbuli, wenige Stunden von der evangelischen Missionsstation Buga, die Trappisten aus Natal an; sie scheinen dort eine starkbesetzte Industrie-Mission gründen zu wollen.

In den letzten Monaten sind zwei neue Missionskonferenzen ins Leben ge-

treten. Für die Provinz Schleswig-Holstein tagte am 20. Oktober die erste Missionskonferenz in Neumünster. Die Konferenz hat sich in Propst Wallroth aus Altona einen in der Mission wohlbewanderten, tüchtigen Vorsitzenden gewählt. Hoffentlich dienen ihre Arbeiten dazu, der Breklumer Missionsgesellschaft neue Freunde zuzuführen. Am 27. Oktober trat in Marburg unter Vorsitz von Prof. D. Wirtz die erste heftige Missionskonferenz zusammen.

Herr Morton, der Wohltäter der Brüdergemeinde, der derselben noch kürzlich zur Tilgung ihrer Missionsschuld ein Geschenk von 116 037 Mark machte, ist nach längerem Leiden am 11. Sept. entschlafen.

Es ist erfreulich, daß auch die eingeborenen Christengemeinden sich regen, um ihren von so vielen Leiden heimgesuchten Glaubensgenossen zu helfen. Die Berliner Missionsgemeinde in Pretoria hat von ihrer Armut 2000 Mark für die Hungernden in Nordtransvaal aufgebracht. So haben auch die Christengemeinden der Witi-Inseln 17 000 Mark für die Hungernden in Indien gesammelt. Gott lohne es ihnen!

Die Breklumer Mission in Dschepur hat, wie die Leipziger in Trankebar, einen Anfang damit gemacht den um des Glaubens willen bedrängten und existenzlos gewordenen Paria-Christen in sozialer Beziehung zu Hilfe zu kommen. Sie hat bei Makurwa eine kleine Ackerbaukolonie gegründet, die bei ordentlicher Bebauung 30—40 Christenfamilien wird Unterhalt geben können.

Auf der vor einem Jahr gegründeten Jubiläumsstation der Gofnerschen Mission im Kolalande, Kutitoli, hat die Arbeit so gut Wurzel geschlagen, daß sich trotz der Feindschaft des dortigen Radschas an 1000 Katechumenen zur Aufnahme in die christliche Kirche gemeldet haben. (Wiene 66.)

Welchen Einfluß die Mission auf die als Mordbrenner und Kopfschneller übel berüchtigten heidnischen Miaser ausübt, erfuhr Missionar Kramer kürzlich. Er befand sich auf einer Missionsreise mitten im einsamen Walde, da hörte er die Kriegstrommel, nicht lange darauf kam ihm eine Schar von 60 Kriegern entgegen. Der ihn begleitende Knabe war in großer Angst um sein Leben. Doch was geschah? Als der Anführer der Schar den Missionar erblickte, rief er erschrocken: „Da kommt unser Herr!“

Im Nu flüchteten sich alle ins Gebüsch, viele warfen ihre Schilde weg, um schneller fortzukommen. (Rhein. M.-B. 311.)

Die Provinz Hunan in China war bisher für die evangelische Mission fast verschlossen. Auch dort vollzieht sich jetzt ein Umschwung. Ein Adliger aus Hunan ließ sich von der christlichen Literaturgesellschaft in Shanghai 200 christliche Schriften zur Verteilung an seine Standesgenossen kommen. Diese gefielen ihnen so gut, daß sie sich aus eigenem Antriebe zur weiteren Belehrung alle in jener Buchhandlung vorhandenen christlichen Schriften bestellten. Sie boten sogar dem chinesischen Beirat dieser Gesellschaft eine Professur an ihrer Landesuniversität an!

Aus China wird ein neuer Ausbruch des gegen die Missionare gerichteten Fremdenhasses gemeldet. Er hat diesmal die katholische Steyler-Mission betroffen, welche in der Provinz Schan-tung im nordöstlichen China ein ausgedehntes Missionswerk unterhält. Auf ihrer Station Sin-ning am Kaiserkanal wurden die Missionare Nies und Henle von Anhängern der Dadau-hui-Sekte „vom großen Messer“ ermordet.

Am 12. Mai starb in der Landschaft Mandheling auf Sumatra die Missionschwester Hester Needham (spr. Nidhäm). Sie hat das Verdienst, daß auf ihre Veranlassung auch von Barmen aus die Frauenarbeit in den Bereich der Missionsthätigkeit gezogen wurde. Aus wohlhabender, englischer Familie stammend, hatte sie von Jugend auf einen Zug zu Gott, und es drängte sich ihr mehr und mehr die Überzeugung auf, daß sie nur dann wahrhaft glücklich werden würde, wenn sie sich ganz dem Dienste Gottes hingäbe. Lange Jahre war sie in London im Dienste der Innern Mission thätig. Im Jahre 1890 aber ließ sie sich, 47 Jahre alt, von der Barmer Mission als erste Missionschwester im Dienste dieser Gesellschaft nach Sumatra hinausenden. Fünf Jahre lang hat sie dort mit echt englischer Energie und Selbstständigkeit, aber mit völliger, selbstloser Hingabe trotz aller Beschwerden ihres siechen Körpers Missionsdienste geleistet. Während der letzten Monate ihres Lebens wirkte sie als Freimissionarin in der an das rheinische Arbeitsfeld anstoßenden Landschaft Mandheling, wo sie am 12. Mai gestorben ist.

Bücherbelprednungen.

Der Lichtbilder-Verlag des Evangelischen Vereins in Berlin. (SW. Dranienstr. 104).

Das Skioptikon oder die Laterna magica ist für christliche Unterhaltungsabende aller Art, besonders für die beliebten und überaus segensreichen Familienabende eine sehr wertvolle und geschätzte Bereicherung. Es ist aber für einzelne Gemeinden oder Vereine unmöglich, sich die zu diesen Vorführungen erforderlichen Glasbilder, besonders wenn sie farbig sein sollen, selbst zu beschaffen. Es ist deshalb sehr dankenswert, daß sich der Evangelische Verein in Berlin die Aufgabe gestellt hat, einen großen Verlag von farbigen Lichtbildern anzulegen und dieselben unter sehr günstigen Leihbedingungen allen evangelischen Geistlichen, Gemeinden und Vereinen anzubieten. Die Lichtbilder sind zu großen Cytlen von 40—60 Bildern gruppiert und behandeln zusammenhängend die Gegenstände, welche im Vordergrunde des christlichen Interesses stehen: Iuthers Leben, Kaiser Wilhelm den Großen, den deutsch-französischen Krieg, das Werk des Gustav Adolfs-Vereins usw. Besonders wertvoll sind uns die beiden ganz vorzüglich gelungenen Cytlen von Missionsbildern, der eine über Deutsch-Ostafrika mit 58 Bildern, der andere über Indien mit 62 Bildern. Zur Benützung scheint es uns am praktischsten, wenn sich eine Gruppe von Vereinen und Pastoren, eine Synode oder Konferenz ein Skioptikon zum Preise von ca. 110 Mark mit allem Zubehör anschafft. — Der evangelische Verein vermittelt gern den Ankauf. — Dann lasse man sich zu einer Zeit, wo es mehreren Beteiligten paßt, einen vollständigen Cytlus schicken und bringe denselben in einer vorher festgestellten Ordnung an einer Reihe von Abenden hinter einander zur Vorführung. Die Leihgebühr beträgt pro Bild für den Abend 5 Pf., also für den ganzen Cytlus von 50 Bildern 2,50 M. Durch die Hin- und Rücksendung ist noch etwa 1 M. zu berechnen, so daß die gesamten Kosten eines Vortragsabends etwa 3,50 M. betragen; diese werden in den allermeisten Fällen durch eine Sammlung von freiwilligen Gaben beim Ausgang doppelt und dreifach gedeckt werden. Wir möchten jedem Pastor raten, damit einen Versuch zu machen. Der Hausgeistliche des evangelischen Vereins Pastor Dietrich (Berlin SW. Dranienstr. 104) ist zu jeder Auskunft freundlichst bereit.

Warned, Prof. D., Abriß einer Geschichte der protestantischen Missionen. 1. Abt. Das heimatliche Missionsleben. 3. Aufl. Berlin, Verlag von Martin Warned. Broch. 2,50 M.

Der ursprünglich für Herzog-Plitts Realencyklopädie geschriebene „Abriß“, der in den Jahren 1882 u. 83 schnell hintereinander zweimal als besondere Broschüre erschien, liegt jetzt in der dritten Auflage in wesentlich veränderter Gestalt vor. Der Verfasser hat sich entschlossen, die durch den ursprünglichen Zweck der Darstellung gezogenen, engen Schranken fallen zu lassen und an deren Stelle in dem Abriß vielmehr ein kurzes Lehrbuch zu geben, welches sich ebensowohl als Leitfaden für seine eigenen akademischen Vorlesungen an der Universität Halle

wie für das private Studium der Missionsfreunde eignen wird. Wir halten diese Umgestaltung für einen wesentlichen Gewinn und sind dem Verfasser herzlich dankbar dafür. Die vorliegende, erste Hälfte stellt auf 133 Seiten die Geschichte und heutige Gestalt des heimischen Missionswesens dar. Nach einer kurzen Einleitung (S. 1—7) werden die Missionsgedanken und Bestrebungen in dem Reformationszeitalter, im Zeitalter der Orthodorie, des Pictismus und der gegenwärtigen Missionszeit geschildert (S. 7—76). Daran schließt sich, sozusagen als zweiter Teil, die Geschichte der Begründung und des Wachstums der Missionsgesellschaften (S. 76—133).

Rottrott, L., Aus der Wendenmission. Ein Beitrag zur kirchlichen Heimatskunde für das Volk. Halle a. S. C. A. Kaemmerer & Co. Lieferung 5—8 à 1 M.

Dieses verdienstvolle Quellen- und Sammelwerk liegt nun vollständig vor. Die letzten Hefte erzählen die Missionsgeschichte im Bistum Meißen, unter den Obodriten, den Pommern und den Lutizen, kurz in dem ganzen Landstrich, welcher das Königreich Sachsen, die Provinzen Brandenburg und Pommern und die mecklenburgischen Herzogtümer umfaßt. Das Buch ist geistlichen und gebildeten Missionsfreunden, welche ein Interesse an der Einführung des Christentums in unserer Heimat haben, besonders wegen der großen Fülle gediegenen Einzelmaterials auf das wärmste zu empfehlen. Fast über jeden einzelnen Bezirk in dem angedeuteten Umfang finden sich wertvolle Nachrichten.

Kunze, G., rheinischer Missionar, Im Dienste des Kreuzes auf ungebahnten Pfaden. Vier Hefte à 25 Pf. Barmen, Verlag des Missionshauses.

In diesen vier Heften erzählt Missionar Kunze die Geschichte der ausgegebenen Missionsstation auf der Dampier-Insel; und zwar enthalten die beiden ersten Hefte unter den besonderen Titeln I. „Schwierige Missionsansänge auf einsamer Südsee-Insel“ und II. „Ein schönes Tagewort in einem Lande der Thränen und Trübsale“ die eigentliche Missionsgeschichte. Heft III: „Allelei Bilder aus dem Leben der Papua.“ (Ein schlichter Beitrag zur Kenntnis der Bewohner Neu-Guineas) enthält Schilderungen von Land und Leuten. Heft IV: „Kleine Züge aus dem Missionsleben“ (Erste Predigtversuche unter den Papua. Erfreuliches aus der Arbeit. Gefahren zu Wasser und zu Lande) erzählt allerlei aus den persönlichen Erlebnissen und Erfahrungen Kunzes. Unseres Wissens sind diese auch mit Bildern reich ausgestatteten Hefte das Beste und Vollständigste, was bisher über die thüranreiche und interessante rheinische Mission in Kaiser-Wilhelmsland geschrieben ist. Wir wünschen den Heften weite Verbreitung.

Schmiedel, D., Missionar a. D.: Kultur- und Sittenbilder aus Japan. 2. Aufl. 50 Pf. Berlin, Verlag von A. Haack.

Diese zweite Flugschrift des allg. ev.-prot. Missionsvereins erzählt in anmutigem Plauderton und mit vielenesselnden Einzelzügen von dem

Leben, den Sitten und Gebräuchen der Japaner, von der Arbeit des protestantischen Missionsvereins, von dem geistigen Leben in der kleinen, gesammelten Christengemeinde usw. Die Broschüre liegt sich vortrefflich, und der theologisch freie Standpunkt des Verfassers tritt nicht störend hervor. Allerdings wenn man dieselben im Lichte der Darstellung Daltons liest, so macht man hinter viele Ausführungen ein Fragezeichen.

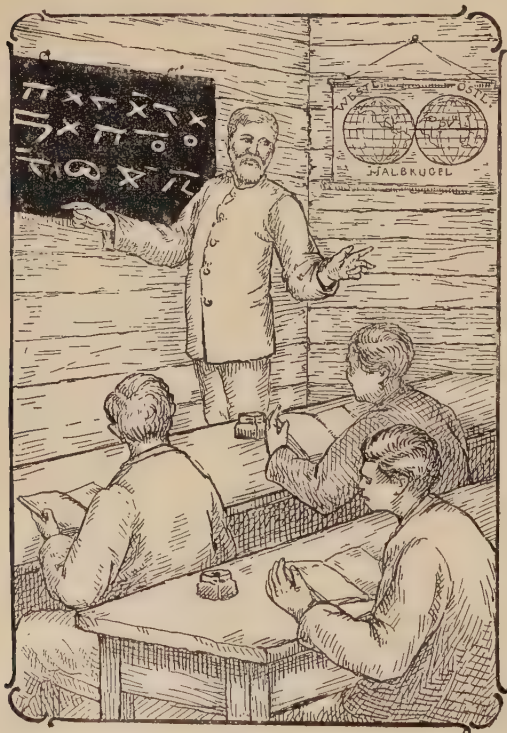
Kleinere Schriften aus dem Verlag der Berliner Missionsbuchhandlung (Friedenstr. 9). Sup. Petrich erzählt in seiner bekannten und beliebten populären und warmen Art von „**Moriz Gärte**“ (Traktat Nr. 54, 20 Pf.) und unter der Überschrift „**Ein vergessener Missionsdirektor**“ (Nr. 53, 5 Pf.) von dem Oberforstmeister August von Schirnding, der Pastor Jänike zur Begründung seiner bekannten Missionschule veranlaßte. „**Vorpostenarbeit im Reiche der Mitte**“ (Nr. 50, 20 Pf.) ist eine von der schlesischen Missionskonferenz gekrönte Preisarbeit, sie schildert die Anfänge der Berliner Mission im Norden der Provinz Kwangtung, auf den Stationen Namhyung und Singin. Von Missionsinspector Merensky liegen 4 neue Schriften vor: „**Leiden und Siege der Missionskirche in Madagaskar**“ (Nr. 51, 10 Pf.); **Eine neue Missionsstation im Innern von Deutsch-Ostafrika** (Utengule, Nr. 27, 5 Pf.); **Das Evangelium unter den Wilden des Feuerlandes** (Nr. 26, 5 Pf.); **Die Menschenfresserei in Afrika** (Nr. 25, 5 Pf.); die letzten drei sind für Kinder bestimmt. Auf gründlichen Studien beruht der

Traktat „**Korea**“ (Nr. 47, 10 Pf.) von Pastor Gareis; er schildert zuerst Land und Leute und dann die Anfänge der evangelischen Mission in Korea. Der Traktat „**Graf Zinzendorf**“ (Nr. 49, 10 Pf.) ist ein Separatabdruck aus dem Jahrbüchlein der westpreussischen Missionskonferenz und erzählt in 14 kurzen Kapiteln das Leben und Missionswert Zinzendorfs. Einem Vortrag verdankt seine Entstehung der Traktat „**Die Mission unter Eis und Schnee**“ (Nr. 52, 10 Pf.) von Prof. Past. D. Scholz in Berlin, er erzählt von der entsagungsreichen Brüdermission in Alaska.

Verichtigung. Es wird uns mitgeteilt, daß von dem auf S. 264 angezeigten Buche „Aus Ost und West“ Missionar Baierlein nur das Vorwort geschrieben hat. Der Name der Verfasserin des trefflichen Buches ist uns unbekannt.

Missionsbilder mit Versen. Heft 9: **Die Batta's.**

Wir machen auf das soeben erschienene, neue Heft dieser wiederholt besprochenen kleinen Missionsbilder-Hefchen D. Grundemanns aufmerksam. Unsere Leser mögen sich freundlichst aus der unten mitgeteilten Probe von Bild und Versen selbst ein Urteil über dieselben bilden. Der Preis beträgt für das einzelne Heft 5 Pf., für 100 Stück 4 M. Bis zum 15. Dezember erhält man auf direkte Bestellung bei der evang. Missionsbuchh. (Berlin NO. 43, Friedenstr. 9) für 7,50 M. 200 Stück, für 12,50 M. 350 Stück. Vielleicht machen manche für die Weihnachtsbescherung davon Gebrauch.



Fragt ihr, was dies Bild bedeute?
's ist das Batta-Seminar.
Seht, hier lernen junge Leute
Erfurt und fleißig manches Jahr.

Möchten gerne Lehrer werden
Oder Pred'ger mit der Zeit,
Und ihr Volk von dieser Erden
Weisen zu der Seligkeit.

Hat die Prüfung er bestanden,
Bald ein Amt der Lehrer find't,
Da im Lande schon vorhanden
Manche Christenschulen sind.

And're predigen den Heiden,
Oftmals willig angehört.
Doch nicht immer frei von Leiden,
Wenn sie Heidenfeindschaft stört.

Auch die Muselmänner streiten
Wider sie mit Haß und Spott —
Doch getroßt! Mit Schutz begleiten
Wird sie stets der treue Gott!

12. 6. 07.

h m
d o r

Summ /
Summ



3 2400 00276 4607

THREE DAY

6693

Die evangelischen missionen

v.3

1897

THREE DAY

6693

EARL MORSE WILBUR LIBRARY
STARR KING SCHOOL FOR THE MINISTRY
2441 LE CONTE AVENUE
BERKELEY, CALIFORNIA 94709

GRADUATE THEOLOGICAL UNION LIBRARY
BERKELEY, CA 94709

